3 1761 07312995 9

Funde und Forschungen

Eine Festgabe

für

Julius Wahle

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/fundeundforschun00wahl

F
—

Funde und Forschungen

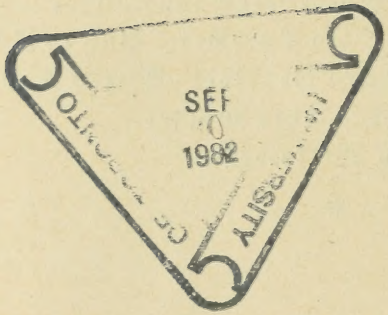
Eine Festgabe
für
Julius Wahle
zum 15. Februar 1921

Dargebracht von

Werner Deetjen · Max Friedlaender · Hans Gerhard Gräf
Max Hecker · Otto Heuer · Albert Leitzmann · Victor Michels
Wolfgang v. Oettingen · Otto Pniower · Gustav Roethe
August Sauer · Bernhard Seuffert · Armin Tille
Hans Wahl · Oskar Walzel
Georg Witkowski

*

Erschienen im Inselverlag zu Leipzig 1921



PT
36
W25 F8

Sehr verehrter Herr Professor Wahle,

eine Anzahl Ihrer Freunde hat sich vereinigt, Ihnen am 15. Februar 1921 durch eine bescheidene literarisch-wissenschaftliche Festgabe zu erkennen zu geben, wie sehr sie Ihnen in Verehrung und aufrichtiger Hochachtung zugetan sind.

Die Not der Zeit, die dem Bücherwesen nicht hold ist, hat uns gezwungen, den Kreis der Teilnehmer so eng wie möglich zu ziehen. Hätten wir alle die Gelehrten aufrufen wollen, die, um Ihnen eine Dankesschuld abzustatten, freudig zu einem Beitrag bereit gewesen wären, wir hätten Ihnen einen schweren Folianten in die Hände legen müssen.

Unzählige Forscher, aus aller Herren Ländern hergeführt, ergraute Diener der Wissenschaft und junge Anfänger, haben an den Arbeitstischen des Goethe- und Schiller-Archivs gesessen: vor ihnen allen haben Sie die begehrten Handschriften ausgebreitet, ihnen allen Ihr geübtes Auge und sicheres Urteil, Ihre Erfahrung und Kenntnis geliehen, sie alle mit Rat und Beistand gefördert. Unzählige Briefe hat die Post herangetragen, eine stets erneute Flut von Fragen und Bitten und Anregungen: Sie haben die Wißbegierigen befriedigt, die Suchenden zurechtgewiesen, den Bringenden eine gute Stätte bereitet. „Dem hülfreichen Freunde": so hat schon vor langen Jahren Erich Schmidt einen Ehrendruck überschrieben, den er Ihnen gewidmet hat.

Und wie die einzelnen Jünger der Wissenschaft Ihnen zu Dank verpflichtet sind, so auch unsere Wissenschaft selbst. An dem stolzen Werke des Goethe-Archivs, das, ein ragendes Denkmal deutschen Fürstenhochsinns und deutschen Gelehrtenfleißes, auf Menschen-

alter hinaus der Ausgangspunkt für alle Goetheforschung bleiben wird, an der großen Weimarer Goetheausgabe, haben Sie hervorragenden Anteil genommen. Zum Generalkorrektor bestellt, haben Sie mit achtsamem Blicke auf jeder Druckzeile geweilt; über den schwierigen Bänden des „Urmeisters" haben Sie als umsichtiger Redaktor gewaltet. Als Bearbeiter kleinerer Goethischer Dichtungen sind Sie durch die ganze Ausgabe hin vertreten; in Ihrer dreiteiligen „Italienischen Reise" verbindet sich philologische Sicherheit mit künstlerischer Einfühlung. Des fünften Bandes zweite Abteilung, die als ungefüger Kahn, mit dem kritischen Apparat zu Goethes Lyrik befrachtet, an einer Sandbank lange Zeit gestrandet lag, ist von Ihnen flott gemacht und zum Ziele gesteuert worden; die widerspenstige Masse zahlloser Nachträge und Ergänzungen zur ganzen Ausgabe hat sich unter Ihrem sichern Griffe zur Meisterleistung eines wohldurchdachten Schlußbandes zusammenfügen müssen. Und so hat auch die große Weltgemeinde der „Goethe-Gesellschaft" reichen Gewinn aus Ihrer Tätigkeit gezogen. Fast Jahr um Jahr haben Sie in den Bänden des „Goethe-Jahrbuchs" die Mitglieder der Gesellschaft mit Ihren wertvollen „Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv" erfreut und belehrt; Ihr grundlegendes Buch über das „Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung", von Ihrer eigenen Theaterfreude gespeist, ruft aus toten Akten ein lebendiges Bild einer bedeutsamen Spanne deutscher Kultur hervor, und Ihre Einleitung zu dem Faksimile der „Ersten Weimarer Gedichtsammlung" Goethes spürt der wechselnden Stimmung, dem Sturm der Gedanken und Gefühle ewiger Rhythmen mit glücklicher Ahnung nach.

Länger als ein Menschenalter ist es her, seit aus Walther von Goethes letzter Verfügung das Goethe-Archiv geboren wurde, das alsbald zum Goethe- und Schiller-Archiv anwuchs und seitdem in stetiger Entwicklung alle Zeiten unseres klassisch-modernen Schrifttums ergriffen hat; seit den ersten Monaten stehen Sie im

Dienste der Anstalt. Vier Direktoren sind Sie ein wertgehaltener Arbeitsgenosse, ein sachkundiger Berater gewesen; nun hat nach Rudolf Schlössers frühem Hintritt das Vertrauen des Hohen Besitzers Sie selbst zur Führung der Geschäfte berufen. Sie sind die Unruhe im Uhrwerk des Archivs, in Ihnen verkörpert sich seine Tradition, sein innerstes Leben ist so innig mit dem Ihrigen verwachsen, daß ein Scherzwort mit Recht dieses ragende Schatzhaus den „Juliusturm der deutschen Literatur" genannt hat.

Des allen will unser Buch Schwurzeuge sein. Wir hätten es beim guten Willen bewenden lassen müssen, wenn nicht der Opfermut deutscher Verleger und Drucker unsere Absicht, die so wenig Rücksicht auf Geld und Geldeswert zu nehmen scheint, zur Tat gewandelt hätte. Prof. Dr. Anton Kippenberg, der Leiter des Insel-Verlags, immer bereit, der Goethewissenschaft im weitesten Sinne zu dienen, hat willig die wahrlich nicht leichte Last des Verlages auf sich genommen; die Besitzer der Weimarer Hof-Buchdruckerei, die Herren Hermann Böhlaus Nachfolger, Herr Kommerzienrat Albert Hartung und Herr Harry Gebhardt, Ihnen befreundet aus langer Arbeitsgemeinschaft der Goetheausgabe, haben eine bedeutende Summe zu den Kosten der Drucklegung beigetragen.

So nehmen Sie denn freundwillig hin, was wir bringen. Als Dank für empfangene Förderung ist unser Buch der Vergangenheit zugekehrt, doch fliegen zugleich seine Hoffnungsgedanken der Zukunft zu. Denn zutiefst liegt ihm unser aller Wunsch zugrunde: möge es Ihnen beschieden sein, noch lange Jahre in ungeschwächter Kraft und Schaffenslust an altvertrauter Stätte zu wirken, dem Goethe- und Schiller-Archiv zum Heil, der Wissenschaft zum Segen!

Weimar, am Geburtstage des Kaisers, 1921.

Max Hecker.

Inhalt

Seite

Werner Deetjen: Wielands Bibliothek 1

Max Friedlaender: Ein Albumblatt Franz Schuberts. . . . 11

Hans Gerhard Gräf: Ein Brief Goethes an Gräfin Konstanze von Fritsch 13

Max Hecker: Vater und Sohn. Briefe Carl Friedrich Zelters an seinen Stiefsohn Carl Floericke 17

Otto Heuer: Briefe Lises von Türckheim aus ihrem Erlanger Exil 37

Albert Leitzmann: Briefe F. L. W. Meyers an Therese Heyne aus dem Sommer 1785 50

Victor Michels: Das Motiv des Schlaftrunks im Urfaust . . 63

Wolfgang v. Oettingen: Über Goethes Kunstsammlungen . . 72

Otto Pniower: Die Szene „Auerbachs Keller" in Goethes Urfaust 79

Gustav Roethe: Der Ausgang des Tasso 92

August Sauer: Die Natürliche Tochter und die Helenadichtung 110

Bernhard Seuffert: Wielands Vorfahren 135

Armin Tille: Goethe im Garten. Ein Beitrag zur Frage nach der literarischen Zuverlässigkeit Johannes Falks 176

Hans Wahl: Carl Augusts Tagebuch, eine „Quelle" zu Goethes „Briefen aus der Schweiz" 180

Oskar Walzel: Zeitform im lyrischen Gedicht 193

Georg Witkowski: Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke 216

Werner Deetjen

Wielands Bibliothek

Am 20. Januar 1813 war der Dichter des „Oberon“ hochbetagt gestorben. Von seiner Hinterlassenschaft wurde alsbald von Gerichts wegen ein genaues Inventar aufgenommen. Die Versteigerung der „Effecten“ (Kleidungsstücke, Wäsche, Betten, Möbel usw.) erfolgte aber erst am 29. März 1814 und den folgenden Tagen im Erdgeschoß des „Herzoglichen Palais“.[1] Nur die Bibliothek durften die Hinterbliebenen „privatim“ katalogisieren; auch wurde ihnen gestattet, deren Versteigerung noch weiter aufzuschieben, damit — etwa nach dem Friedensschluß und dem Eintreten geordneter Verhältnisse — der Erlös reicher werde. Am 3. April 1815 endlich sollte die Bücherauktion im Hause der Ressource (Teichgasse) beginnen, und es war zu diesem Zweck ein von dem Bibliothekar Vulpius angefertigtes Verzeichnis gedruckt worden.[2] Die Vorrede ist von J. F. Bertuch verfaßt und vom 12. November 1814 datiert. Die Sammlung umfaßte 3849 Bände, dazu Ölgemälde, Kupferstiche, Pretiosen und verschiedene Gebrauchsgegenstände aus des Dichters Besitz.

Wieland war von jeher ein Bücherfreund; Fragen nach Meßneuigkeiten sind keine Seltenheit in seinen Briefen, er kaufte manches und ließ sich anderes, das er für seine Arbeiten brauchte, von den Verlegern, für die er literarisch tätig war, kommen und mit dem Honorar verrechnen. Seine Bibliothek war in früheren Jahren umfangreicher. Einige Bände, die er dem jungen Herzog Karl August geliehen, waren 1774 bei dem Weimarer Schloßbrande vernichtet worden, und bei seiner

[1] Das gedruckte Verzeichnis (Weimar 1814) mit handschriftlichen Listen der Käufer und der erzielten Preise befindet sich bei den Akten des Geheimen Haus- und Staatsarchivs in Weimar B. 2523, Bl. 113 ff., denen ich auch andere Angaben verdanke.

[2] Verzeichniß | der | Bibliothek | des verewigten | Herrn Hofraths Wieland, | welche | den 3. April 1815 | und die folgenden Tage, | gegen gleich baare Bezahlung, | zu Weimar | öffentlich versteigert werden soll. | Weimar 1814. | (Mit handschriftlicher Eintragung der Preise im Besitz der Weimarer Landesbibliothek.)

Übersiedlung nach Oßmannstedt 1797 hatte der Dichter einige hundert ihm entbehrliche Bücher verkauft. Immerhin blieben ihm noch genug, so daß er auf seinem Landsitz ein besonderes Bibliothekszimmer einrichten konnte und durch die Reichhaltigkeit der dort aufgestellten Büchersammlung die Bewunderung der ihn besuchenden Jugendgeliebten Sophie La Roche erregte.[1]

Den Hauptbestandteil seiner Bibliothek bildeten von jeher die Klassiker des Altertums. Schon 1758, als er eben zu sammeln begonnen hatte und nur wenige Bücher besaß, nennt er in einem Briefe an J. G. Zimmermann unter den auserlesenen, die ihm „wie das Brod auch dann nicht erleiden", wenn ihm „alle andern Seelenspeisen eckelhaft sind", Xenophon, Plutarch und Horaz.[2] So waren denn auch unter den zur Versteigerung gelangenden Werken die der Griechen und Römer am besten vertreten, mit denen der Dichter, wie Bertuch sagt, „so gern und so vertraut" umging, „die besonders ihn als Greis aufheiterten und ihm sein höheres Alter noch froh und geistig genußreich machten". Im Jahre der Not 1806 hatte sich Wielands Geist aus der trostlosen Gegenwart wieder in das klassische Land gerettet, das er seitdem nicht mehr verließ.[3] Nach den Ausleihbüchern der Weimarer Herzoglichen Bibliothek gehören die von dem Dichter — besonders in den letzten Jahren seines Lebens — entliehenen Bücher auch zum größten Teil der antiken Literatur an.

1768 bekannte Wieland: „Meine meisten modernen Bücher sind französisch, welsch oder englisch", und so fehlten neben den Alten die besten Schriftsteller und Dichter Englands, Frankreichs und Italiens nicht. Von den Spaniern dagegen war nur Cervantes gut vertreten. Wielands Geschmacksrichtung und die Beziehungen seines eigenen Schaffens zu der Literatur des Auslands lassen sich an der Hand des Katalogs im einzelnen deutlich verfolgen.

[1] Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Von Sophie von La Roche. Leipzig 1800. S. 49.

[2] Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751—1810 geschrieben, nach der Zeitfolge geordnet. Zürich in der Geßnerschen Buchhandlung 1815 I. S. 297.

[3] Ausgewählte Briefe IV, S. 281.

Die deutsche Abteilung trägt mehr den Charakter des Zufälligen. Der Dichter scheint auf dem Gebiete der deutschen Literatur eine bewußte Sammeltätigkeit nicht ausgeübt zu haben. Die meisten Werke waren Geschenke von Freunden, Verehrern und solchen, die sich um die Gunst des einflußreichen Herausgebers des „Teutschen Merkur" bewarben, darunter viele Prachtexemplare auf Velinpapier mit eigenhändigen Widmungen der Verfasser. „Man sieht", fährt Bertuch fort, „mit wahrem Vergnügen, wie Wielands Muse mit den Musen aller Zeiten und Völker befreundet war, und alles Gute und Schöne, wo und in welcher Form und Gewande sie es auch immer fand, hochschätzte, und sich zum Genusse wählte. Ich, der ich so glücklich war, beinahe 40 Jahre mit Wieland als vertrauter Freund zu leben, und ihn zu verehren, ich, der ich in mehreren literarischen Arbeiten und Unternehmungen lange mit ihm innigst verbunden war, bin Zeuge davon, mit welcher Freude er jedes neue genialische Product der Musen, von welcher Zunge und Nation es auch seyn mochte, empfieng, und wie er dagegen sich selbst und seinen eignen hohen Genius beinahe für nichts achtete."

Eine der Hauptzierden der deutschen literarischen Abteilung bildete die Quartausgabe der Schriften Salomon Geßners, die ihm des Dichters Witwe 1795 als Christgabe gesandt hatte; Wieland nannte sie „das schönste Weihnachtsgeschenk", das ihm „jemahls in seinem Leben gemacht wurde"[1], das „schönste und liebste" aller seiner Bücher, „das in seiner Art einzige Werk, das aus dem Geist, dem Herzen und den Händen eines Dichters, der zugleich Künstler, eines Künstlers, der zugleich Dichter, und in beyden Eigenschaften ein begünstigter Sohn und Liebling der Natur war, jemals hervorgegangen, und dessen gleichen wahrscheinlich niemahls wieder gesehen werden wird".[2] Zu gleicher Zeit empfing Wieland als Geschenk von der Familie Geßner Hottingers biographische Charakteristik des Schweizer Idyllikers.[3] Auch diese begrüßte

[1] Ausgewählte Briefe IV, S. 75 f.

[2] Sein Versuch, dem kostbaren Werke in Weimar Abnehmer zu verschaffen, scheint an dem hohen Preise gescheitert zu sein; im Nachlaß fanden sich noch mehrere Exemplare, die ihm der Verlag zum Verkauf übergeben hatte.

[3] Zürich 1796.

er begeistert als „das schönste und vortrefflichste in diesem Fache", das er jemals gelesen habe: „Hottinger hat sich selbst dadurch ein unvergängliches Denkmahl gestiftet. .... Ich habe auch nicht eine einzige Zeile, nicht einen einzigen Gedanken oder Ausdruck gefunden, an welchem ich etwas auszusetzen [habe]; und wenn ich ausheben sollte, was ich vortrefflich gedacht, gesehen, geurtheilt und gesagt finde, so müßte ich beynahe das ganze Büchelgen abschreiben." [1] Nur die mundartlichen Wendungen störten den glänzenden Stilisten.

An Ölgemälden verzeichnet der Katalog neben dem eigenen Bildnis Wielands Portraits der Herzogin Anna Amalia, seiner verehrten Fürstin, Seumes, Johann Georg Jacobis und des Grafen Friedrich von Stadion, dessen Schloß Warthausen ihm in der Jugend sein „Parnaß" war und dessen Bibliothek ihm zu einer Zeit, wo er selbst nicht viele Bücher kaufen konnte und eine öffentliche Bücherssammlung nicht zur Hand hatte, die wertvollsten Dienste leistete.

Die Versteigerung konnte infolge der ständigen Truppendurchzüge und der mit ihnen verbundenen Unruhen auch zu dem im Verzeichnis festgesetzten Zeitpunkt noch nicht stattfinden und wurde abermals verschoben. Wie es bei der Auktion, die endlich Ende Juni und Anfang Juli 1815 stattfand, herging, erfahren wir durch eine ausführliche Schilderung Heinrich Meyers, die vom September 1815 datiert ist; ich fand sie an entlegener Stelle, in den Zürcherischen Beyträgen zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung, herausgegeben von J. J. Hottinger, J. J. Stolz und J. Horner. Zürich bey Ziegler und Söhnen 1815. II, 3. S. 81—88.[2]

Meyer rühmt die guten Ausgaben der antiken Klassiker, die teilweise auch wohlerhalten waren, da Wieland die Reinlichkeit liebte und in allem, was ihn unmittelbar umgab, zu einer „vernünftigen Eleganz" neigte, soweit sich diese mit seinen „mäßigen Vermögensumständen" vertrug. „Dem zufolge hatten diese Bücher meistens hübsche, oder zum

[1] Ausgewählte Briefe IV, S. 88f. Vgl. auch Wielands Besprechung des Buches im Aprilheft des Teutschen Merkur 1796.

[2] Ein Concept des Aufsatzes befindet sich, wie mir Max Hecker mitteilt, in Meyers Nachlaß.

wenigsten doch saubere, obschon ungleiche Einbände, und man sah daran deutlich, daß verschiedene Zeit, Gelegenheit und Vorhaben sie in seine Hände gebracht." Es erscheint charakteristisch, daß der Dichter die gesammelten Schriften Jacobis, die ihm der Freund gesandt, erst binden ließ, bevor er sie las: „Ich durchlief sie nur mit gierigem Auge, und schickte sie sogleich zu meinem Buchbinder, um mir und meiner Frau das Vergnügen unsern Jakobi zu lesen, zu genießen, auf die bequemste Weise zu verschaffen."[1]

Besonders stachen dem Künstler die französischen Bände in die Augen, die in roten Saffian mit Goldschnitt gebunden waren und einst dem Grafen Stadion, dem einseitigen Verehrer der französischen und Verächter der deutschen Literatur gehört hatten.

Die deutsche Abteilung erregte im Hinblick auf „Wielands langes Leben und großes Ansehen als Gelehrter und Dichter" auch in Heinrich Meyer ein Gefühl der Verwunderung, daß bei ihm „nicht noch eine weit größere Zahl deutscher Bücher zusammengekommen, als sich wirklich vorgefunden hatten": „allein er war äußerst gutmüthig und mittheilend, daher verlor sich gar Manches wieder, worüber die sehr beträchtliche Zahl der fehlenden einzelnen Bände von ganzen Werken den sprechendsten Beweis ablegte."

An Goethe, der damals von Weimar abwesend war, meldete Meyer am 25. Juni: „Seit acht Tagen treibe ich wunderliche Studien: einige Commissionen der Frau Erbprinzessin von Meckelnburg zu besorgen, wozu sich noch einige von unserm Herrn Erbprinzen gefügt, besuche ich jeden Nachmittag die Auction von Wielands Büchernachlaß. Da nun aus allen Enden von Deutschland, aus Dänemark und Schweden und Holland Aufträge da sind, so gibt der Inhalt der Bücher, die hohen und niedrigen Preise, zu denen sie verkauft werden, die Gegenden, wohin sie gehen pp., Gelegenheit, über den Zustand des Geschmacks der gelehrten und Lesewelt, die man sonst nicht leicht so anschaulich machen kann, nachzudenken."[2]

---

[1] Ausgewählte Briefe II, S. 375.

[2] Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer. Herausgegeben von Max Hecker. (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 34) Weimar 1919. II, S. 355.

Infolge der allgemeinen Teurung und Verarmung waren die erzielten Preise niedrig, als Gesamtbetrag wurden nur 2564 Taler 13 Groschen erzielt. Die von Bertuch gehegte Hoffnung, daß das Publikum begierig sein würde, Bücher, die Wieland besessen, sich als Andenken zu erwerben und darum teurer zu bezahlen, bestätigte sich nicht. Selbst die alten Klassiker gingen zu geringerem Preise als sonst fort, weil es den Gelehrten, die ihrer bedurften, an barem Gelde fehlte. Dagegen wurden Lexica und andere Nachschlagewerke reichlich verlangt und verhältnismäßig besser bezahlt. Meyer bemerkt: „Müßte ich nicht besorgen, meinen Zeitgenossen Unrecht zu thun, so hätte ich Lust zu behaupten, daß, wie das Leben und Wirken für den Moment immer mehr überhand nimmt, man auch mehr und mehr liebt, sich bloß für den Moment stückweise und oberflächlich zu unterrichten, wozu das bequeme Nachschlagen fraglicher Artikel in Büchern nach alphabetischer Ordnung ein sehr passendes Mittel ist. Ich will beyläufig noch anmerken, daß gar mancher Ehrenmann jetzt glaubt, rein deutsche vaterländische Gesinnungen würden am besten durch Vermeidung aller Undeutschheit in der Sprache dargethan, darum darf sich Niemand wundern, wenn Campes und Adelungs Wörterbücher unter allen am besten bezahlt, und ersteres um die ansehnliche Summe von 31 Reichsthalern erstanden wurde."

Charakteristisch für die deutschnationale Gesinnung jener Zeit ist ferner die bei der Versteigerung, „man kann wohl sagen carrikaturmäßig" zutage tretende Abneigung gegen französische Bücher, die besonders für einen Mann wie Meyer, der zur Franzosenzeit Schweres erlitten hatte[1], ergötzlich war. Die Stimmung bei der Versteigerung ließ die „sonst so gerühmte deutsche Gerechtigkeit" völlig vermissen. „Da half nicht der ... rothe Einband, goldener Schnitt, zierlicher Druck und feines Papier, nicht der wohlhergebrachte Ruhm" der Verfasser; „abbüßen" mußten die Bücher, was Frankreich an Deutschland ver-

[1] Wie sehr Meyer von den Franzosen im Oktober 1806 ausgeplündert war, läßt Goethes Anfrage an ihn ahnen: „Sagen Sie mir, mein Werther, womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Victualien?" (Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, hrsg. von Max Hecker. Weimar 1919. II, S. 183).

schuldet hatte, „um schnöde Maculatur-Preise" wurden sie zugeschlagen, ja zuweilen gar als „Appendix" hingegeben. „Die Verehrer des großen Buffon werden sich schwerlich erbauen, wenn ich sage, dessen Histoire naturelle in XIII. Bänden habe nicht mehr als 1 Rthlr. 17 gr. gegolten. Der witzige Voltaire hatte sich eben auch keiner sonderlichen Gunst zu erfreuen, denn seine gesamten Werke, 71 Bände, schönes Exemplar, schön gebunden, kosteten nicht mehr als 31 Rthlr. 12 gr. Wie erbärmlich es andern, z. B. dem Helvetius erging, mag ich gar nicht sagen."

Indessen wollte es Meyer scheinen, daß, als während der Auktion die Nachricht von Blüchers und Wellingtons am 18. Juni erfochtenem großen Siege bei Belle-Alliance eintraf, die Niederlage der Franzosen auch sofort eine mildere Stimmung gegen sie bewirkt und die französische Literatur seitdem besseren Absatz gefunden hätte.

„Sollte dem nicht also seyn, und ich mich getäuscht haben, so wird man mir wenigstens zugeben, es liege in dem versöhnlichen deutschen Volkscharakter, den Feind nur so lange zu hassen, als er furchtbar und übermüthig ist; einer fortgesetzten feindseligen Stimung von Geschlecht zu Geschlecht ist der brave, gutmüthige, ehrliche Deutsche gar nicht fähig."

Die englischen Bücher Wielands, darunter eine sehr schöne Londoner Edition des Tristram Shandy, seines Lieblings, fanden genug Abnehmer und wurden zu anständigen Preisen verkauft. Meyer bemerkt dazu: „So grimmig auch zur französischen Revolutionszeit, und nachher als Bonaparte sein schweres Zepter führte, auf unsern täglichen Löschpapieren über England und Engländer gescholten wurde, wars doch eigentlich nie ein rechter Ernst damit, denn in Sinnesart, Gefühlen und Meinungen stimmen wir mit den Engländern mehr als mit irgend einem andern Volk überein. In Deutschland soll man sich sogar hier und dort wünschen, was die Engländer besitzen, nämlich — Geld und eine Constitution —. Sodann haben die letzthin herübergesendeten sehr ansehnlichen Summen für Kriegsbeschädigte die alte Freundschaft zwischen beyden Völkern neu befestigt, ja man wird den Inselbewohnern bey ferner gutem Benehmen selbst die Herrschaft der Meere und über Indien vergeben: wollen sie verständig seyn, und sich recht beliebt machen, so

müssen sie auf den Frankfurter und Leipziger Messen ihre — Fabricate nicht wieder so spottwohlfeil losschlagen, und auch sich künftig aller Einmischung in die Angelegenheiten des festen Landes enthalten."

Auch die wenigen spanischen Werke wurden viel verlangt, aus welcher Tatsache Meyer die Folgerung zog, daß die Spanier sich bei uns seit einigen Jahren in guten Kredit gesetzt hätten; „die in Amerika vor hundert und hundert Jahren verübten Grausamkeiten werden ihnen nicht weiter vorgeworfen, selbst das Schelten über die Inquisition ist nicht sonderlich mehr Mode. Hingegen will es mit dem Uebersetzen und Nachahmen der spanischen Poeten in Deutschland nicht recht fort, ihre sonst so lauten Bewunderer sind verstummt, und überlassen gemäßigtern, verständigern Leuten das wahrhaft Gute und Verdienstliche derselben im Stillen zu schätzen".

Nach diesen Worten, die zum Teil seine Gegnerschaft gegen die Calderon überschätzende Romantik bekunden, wendet sich der Schweizer zu der italienischen Literatur, die ihm durch seinen langen Studienaufenthalt in Italien vertraut geworden war: „Gegen die italiänischen Bücher bewies das Publicum weder Gunst noch Ungunst; aus den Preisen, welche sie galten, ergab sich, daß die Verdienste der großen Schriftsteller dieser Nation anerkannt, vornehmlich die Dichter beliebt sind. Schmähsüchtige Leute wollen zwar behaupten, Dante und Petrarcha würden nur selten gelesen, Tasso auch nicht so sonderlich viel, den Ariosto hingegen fände man oft in den Händen der Damen, und, auf Toiletten, wiewohl halb versteckt zuweilen den Decameron des Boccaccio; dieses aber habe ich nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern bloß vom Hörensagen; und kann es kaum glauben; denn züchtig, wie sie sind, werden jene lockern Späße ihnen vermuthlich eher ärgerlich als angenehm seyn."

Seine teilweise recht launigen Ausführungen zur Begründung des Geschmacks des kaufenden Publikums schließt Meyer mit den Worten: „Billig und zum Lob muß ich noch anmerken, daß, ungeachtet der schweren Zeiten und des Geldmangels, doch die Werke unserer vorzüglichsten Schriftsteller gesucht und nach Beschaffenheit wohl bezahlt worden sind. Die Großoctav-Ausgabe von Wielands Werken galt 51 Rthlr., Herders Werke 45 Rthlr., Goethes Wahlverwandtschaften 3 Rthlr. 2 gr."

Aus dem oben angeführten Briefe Meyers an Goethe entnehme ich noch die Mitteilung: „bey Schriften, die so zur neuen und neuesten Literatur gehören, konnte leicht der Einfluß der kritischen Journale auf die Preise wahrgenommen werden, andere aber scheint sich das lesende Publicum eben ausersehen zu haben, ohne weiter nachzufragen, was der Herr Recensent dazu gemeint. So zum Beyspiel haben die Journale nicht viel von Hackerts Leben[1] gesprochen, indessen ist es doch um 1 rth. 12 Gr. verkauft worden, und es waren der Biether so viele, daß, ich glaube, 10 Exemplare um diesen Preis anzubringen gewesen wären."

Mehrere bedeutende Werke fanden bei der Versteigerung allerdings gar keine Liebhaber. Man stellte den Erben anheim, die übriggebliebenen dem Universitätsproklamator Weigel in Leipzig, der es gewohnt war, bedeutende Bibliotheken zu verauktionieren, zu diesem Zweck zu übergeben.[2] Es befanden sich darunter kostbare Werke: die 42 teilige Großquartausgabe der Wielandschen Schriften auf Velinpapier, großenteils in englischen Bänden, die Folio-Prachtausgabe der „Musarion"-Dichtung (von Degen in Wien), die gleich der des „Oberon" (von Göschen in Leipzig) bei der Trauerfeier für den Dichter, mit Lorbeer umwunden, auf dem Sargdeckel lag, eine ebensolche der „Lucani Pharsalia" (von Degen), die „Histoire de l'Académie Royale des Inscriptions et belles Lettres" (T. 1—19) und deren zweibändige Fortsetzung, die „Mémoires de littérature tirés de régistres de l'Académie Royale des Inscriptions et belles Lettres" (T. 1—17, 19—81), die „Bibliothèque universelle des Romans" (Paris 1775—89. T. 1—112), die „Nouvelle Bibliothèque des Romans" (Paris 1799. T. 1—40. 44—60), „Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque" (Paris 1779—88. T. 1—11. 13—70), „Oeuvres de Frédéric le Grand, roi de Prusse" (Berlin 1788. T. 1—19), alles in Halbfranzbänden, dazu 2 Exemplare der „Bondi Sonetti Epithalamici in occasione delle Nozze di Francesco I. et Luiga d'Austria" (Vienna 1808, Prachtausgabe von Degen), eine sechsbändige Tasso-Ausgabe (Firenze 1724, in englischen Bänden), Krünitz' Encyklopädie mit Kupfern usw.

[1] Goethes Bearbeitung der Selbstbiographie Philipp Hackerts.

[2] Vgl. Akten a. a. O. B 2523[2]. Bl. 25.

Da sich eine Versteigerung in Leipzig als zu kostspielig erwies, übernahm es einer von des Dichters Schwiegersöhnen, der damalige Hofgerichtsadvokat Dr. jur. Emminghaus in Jena, die Bücher freihändig zu verkaufen. Die dafür angesetzten und in der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung[1] angekündigten Preise freilich wurden nicht erzielt; nach jahrelangem Warten mußten sich die Erben mit weit geringeren Beträgen begnügen.

In wessen Hände die von dem Dichter so geliebten Bücher gelangten, läßt sich nicht mehr feststellen. Nur bei einer Nummer gibt das Verzeichnis den Namen des Erwerbers an: „Humbold[t]". Auch der Verbleib einer Buchhandschrift aus Wielands Bibliothek läßt sich nachweisen: Es ist Anna Amalias eigenhändige Übersetzung der „Novella della Gatta Bianca". Die Herzogin schenkte die Handschrift einst Wieland mit folgender Widmung:

Dedica al Signor Wieland.

La Novella della Gatta bianca essendo un'opera sopra modo graziosa e. V. S. godendo la gloria di essere il Padre d'ogni più bel fiore di gusto delicato, conviene ch'essa le venga consagrata come un argomento della mia grandissima osservanza verso il di Lei merito, il che tanto più credo sarà di Lei appregiato, quanto che é una primizia delle mie traduzioni Italiane di maggior estensione.

Non potendo io offrirle un parto originale del mio Spirito che merita la di Lei attenzione, io spero ch'Ella sarà sodisfatta di questi dibboli sforzi del mio ingegno, che forse non merita tanto il di Lei compiacimento, quanto n'è degno il buon cuore, con cui ho honore di essere

Di V. S.

L'affezzionatissima ammiratrice

Amalia.

Die Hinterbliebenen mochten sich zunächst dieser Reliquie nicht entäußern und widmeten die „unschätzbaren Blätter" erst 1831 „in frommer Erinnerung" der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

[1] Beilage zu Nr. 248, Dienstag, den 5. September 1815. Durch einen Zufall erschien die Anzeige also gerade am Geburtstage Wielands.

Max Friedlaender

Ein Albumblatt Franz Schuberts

Berlin, 30. September 1920.

Lieber Freund Wahle,

Daß ich Sie vor 35 Jahren kennen lernen konnte, ist eine der großen Freuden, die ich unserm unvergeßlichen Erich Schmidt verdanke. Seitdem haben Sie mir gute, in frohen und trüben Tagen bewährte Freundschaft gehalten. Sie sind dabei — die vielen Briefe, die ich von Ihnen aufbewahre, zeigen es — fast immer der Gebende gewesen, Ihre Liebenswürdigkeit aber läßt bei mir ein Gefühl der Beschämung nicht aufkommen, vielmehr denke ich als unverbesserlicher Egoist auch hier an das Weimarische Motto: Und so fortan!

Zum 15. Februar widme ich Ihnen ein Ineditum Ihres großen Landsmanns. Ich freue mich bei dem Gedanken, daß Sie als Musikkundiger es freundlich aufnehmen und die schwarzen Notenlettern bald zu klingendem Leben erwecken werden.

Treulichst grüßend, glückwünschend, huldigend

Ihr

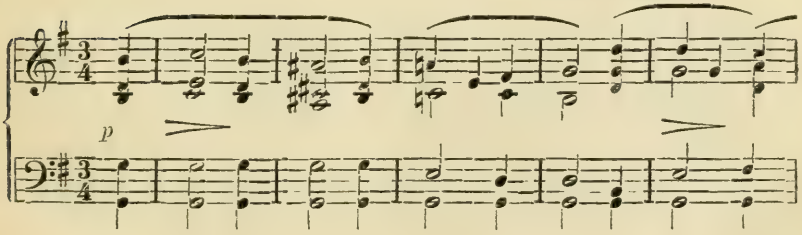
Max Friedlaender.

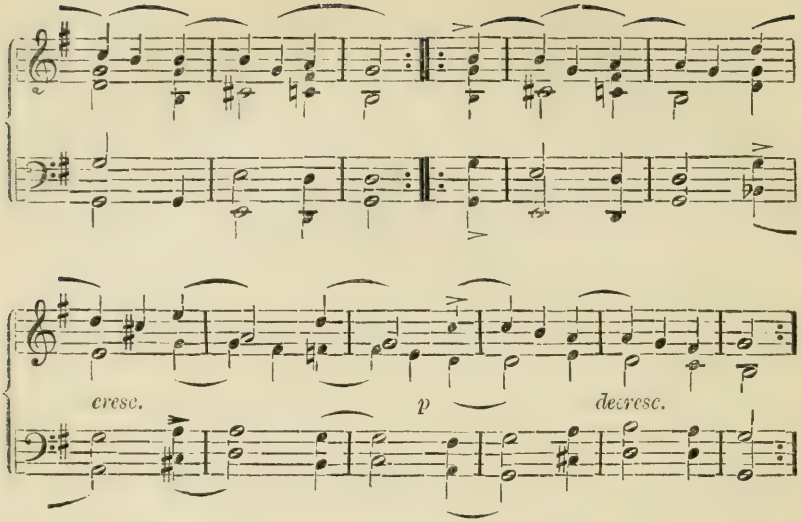
*

Ein Albumblatt Franz Schuberts

(Auf die Rückseite der Gesangsszene: „Der Liedler" geschrieben)

Komponiert am 16. April 1825
Bisher ungedruckt.




cresc.
p
decresc.

Hans Gerhard Gräf

Ein Brief Goethes an Gräfin Konstanze von Fritsch

Sehr verehrter, lieber Herr Professor,

Länger als ein Vierteljahrhundert ist es nun, daß ich die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen und mich zu freuen an Ihrer stillen, folgerechten, treuen Arbeit im Dienste Goethes. Das gute Glück hat es gewollt, daß ich im Lauf dieser Jahre mich immer näher anschließen durfte an die Forschungen, denen Sie Ihr Leben gewidmet haben, und so wurde ich bei meinen eigenen Versuchen, der Sache Goethes zu dienen, Ihrem umfassenden Wissen, Ihrer steten Hülfsbereitschaft vielfältigen Dank schuldig. Dieser Dank konnte sich nur vertiefen seit der Zeit, wo ich in Gemeinschaft mit Ihnen als meinem Vorgesetzten die Freude habe, unmittelbar an den Arbeiten des Goethe- und Schiller-Archivs teilzunehmen. So darf ich mich gewiß im engern Sinne zur Schar Ihrer Verehrer und Freunde zählen und Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche aussprechen.

Wie man werten Freunden von der Reise ein Andenken mit heimbringt, und wär' es nur eine Kleinigkeit, so bring' ich Ihnen von meinem Ausflug nach Schweden im Sommer 1920 diesen bisher unbekannten Brief Goethes mit. Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung schulde ich herzlichen Dank der liebenswürdigen Besitzerin Freifrau Tyra von Klinckowström, einer Urenkelin von Goethes Freund Knebel, zu Staffund auf der Insel Ekerö im schönen Mälar.

Wir kennen, wie Sie wissen, nur wenige Briefe und Gedichte Goethes an die Hofdame der Erbgroßherzogin Maria Paulowna; übereinstimmend herrscht in ihnen, so auch in dem hier folgenden Brief, ein heiterer, anmutig neckender Ton. Und wenn Goethe sie in dem Gedicht „Angebinde zur Rückkehr" begrüßt als Freundin mit dem

„art'gen Köpfchen,
„Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen",

wenn wir dann erfahren, daß er sie in den von ihm geleiteten „Bilder-Szenen" 1817 als Circe (nach Guercino) mitwirken läßt, daß sie im Epilog des großen Maskenzuges von 1818 als „Himmelskunde" auftritt mit den erklärenden Versen:

„Der launenhaften Atmosphäre,
Dem Grillenwechsel forscht sie nach",

so können wir uns allenfalls ein Bild ihres Wesens machen. —

Möchten Sie, lieber Herr Professor, wenn alle die Briefe Goethes, die erst nach Abschluß der großen Weimarer Ausgabe bekannt geworden sind und gewiß weiterhin bekannt werden, dereinst einen neuen stattlichen Band füllen, mit derselben Rüstigkeit und Umsicht Ihres Amtes walten zum Segen des Goethe- und Schiller-Archivs, mit dessen Geschichte der Name Julius Wahle untrennbar und im schönsten Sinne verbunden ist.

Und so fortan, alles Gute wünschend

Ihr

Hans Gerhard Gräf.

*

Warum ich meiner theuren Freundinn auf Ihren lieben Brief noch nicht geantwort [so] muß ich doch endlich einmal aussprechen: Seit vierzehn Tagen hat sich leider meine adoptive rechte Hand kranckheitshalber in's Bette gelegt und meine angebohrne Rechte ist so faul als ungeschickt, dergestalt daß sie immer Entschuldigung zu finden weis wenn ihr ein Briefblatt vorgelegt wird. Nun aber soll sie sich nicht ferner weigern sondern Ihnen versichern, daß mir Ihr reiches Blat viel Freude gemacht hat. Ich schaffte mir sogleich die Beschreibung und den Plan von Prag und bin schon dort ziemlich zu Hause. An jedem schönen Morgen wünschte ich mich zu Ihnen auf die Terasse; der Anblick von Prag en relief muß, wie ich dem Grundriß schon absehen kann, auserordentlich schön seyn. Bey Betrachtung so vieler Merckwürdigkeiten hätte ich auch so gern an Ihrer Seite gestanden und die Dinge hätten dadurch an ihrem Interesse für mich viel gewinnen müssen. Denn

eigentlich wird mir das kleine Gärtchen nachgrade ein wenig enge, die Menschen machen mir durch Wahrheiten und Fabeln den Kopf warm und wenn es nicht noch Berg und Gestein gäbe, so wüßt' ich nicht wohin flüchten. In Außig habe ich Docktor Stolz besucht und an ihm einen sehr wackern und unterrichteten Mann, auch besondern Stein- und Crystallfreund gefunden.

Meine Absicht Ihro Hoheiten in Prag aufzuwarten ist mir bis jezt auch verkümmert worden. John erhohlt sich langsam und ich mag ihm das Herzeleid nicht anthun ohne ihn die Reise zu machen. Schreiben Sie mir bald von dem Befinden der Hohen und theuren Personen und empfehlen mich überall mit Anmuth und verschaffen mir die Fortdauer einer erwünschten Gnade und Gunst.

Von dem schönen Albr. Dürer habe ich mir von Ambrosi erzählen lassen welcher ihn gleichfalls sehr hochschätzt.

Wegen Docktor Faust ist mir noch nicht gelungen sichere Kundschaft einzuziehen. Geht es nicht besser so zitire ich einmal zur rechten Stunde die Geister selbst und erkundige mich direckt und wir glauben nachher gerade das Gegentheil von dem was sie aussagen.

Mit einem ganz geschickten jungen Künstler von Prag zeichne ich alle Tage, die Blätter sehen ein bißchen wild aus; aber Sie werden doch nicht verschmähen eins anzunehmen. Sie werden wenigstens daraus ersehen in welchen Einöden ich meiner Freunde gedachte, mittlerweile Sie [aus: sie] über Palläste und Kuppeln hinwegsahen. Leben Sie tausendmal wohl empfehlen mich überall, halten mich Sich Selbst empfohlen und geben mir bald ein Lebens und Freundschaftszeichen. Tepliz d. 16. Juni 1813.

Goethe

Ein Quartbogen, ganz eigenhändig (da Goethes Schreiber John erkrankt war); im Tagebuch unterm 17. Juni vermerkt: „[Brief] An Gräfin Fritsch nach Prag." — „Ihr reiches Blat": nicht bekannt; Goethes Tagebuch 23. Mai: „Briefe von Comt. Fritsch und Lämel." — „die Beschreibung und den Plan von Prag": Goethe an v. Lämel 2. Juni: „Möchten Dieselben anordnen, daß ein Grundriß von Prag auf Leinwand gezogen, dergleichen wahrscheinlich in den dortigen Kunst-

handlungen zu haben sein wird, beigelegt werde, ingleichen etwa eine kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, so würde ich mich einstweilen zur Ansicht derselben vorbereiten können. Denn ob es gleich gegenwärtig Zeiten sind, wo man nicht lange voraus sagen kann, was man zu thun wünscht, so gehört doch dieser Plan unter meine angenehmsten Hoffnungen." — „das kleine Gärtchen": Goethe an Christiane 7. Juni: „Ich wünschte nur, du könntest ein Paar Tage mit mir in meinem Gartenhause sein. Das Gärtchen ist klein, liegt aber frei und hat die schönste Aussicht." — „ohne ihn die Reise zu machen": Goethe an v. Lämel 31. Juli: „Ew. Hochwohlgeb. zeige sehr ungern und nach einigem Zaudern hiedurch an, daß die Krankheit meines Reisegefährten für mich manche unangenehme Folge gehabt, worunter jedoch die darüber abermals versäumte Reise nach Prag mich am meisten schmerzt." — „Ambrosi": der Teplitzer Arzt Ambrosius, dessen Kupferstichsammlung Goethe fleißig betrachtete. — „Doctor Faust": ohne den leider nicht bekannten Brief der Gräfin, auf den Goethe hier antwortet, ist die Beziehung schwerlich zu ermitteln. — „jungen Künstler von Prag": Maler Neuendorf, den Goethes Tagebuch in der Zeit vom 2. Juni bis 3. Juli häufig nennt.

Max Hecker

Vater und Sohn

Briefe Carl Friedrich Zelters an seinen Stiefsohn Carl Floericke

Erster Brief Zelters

Berlin, den 30. Junius 1803.

Deinen mir sehr willkommenen Brief vom 23. dieses, der also sieben Tage auf der Reise gewesen ist, habe ich soeben erhalten, und ich verfehle nicht, die Antwort darauf wenigstens heut anzufangen, obgleich es schon Abend ist. Die Beschreibung Deiner Wanderschaft habe ich mit Theilnehmung gelesen. Du mußt ja bedenken, daß Du in fremden Ländern und unter fremden Religionsbekennern jetzt Aufnahme, Schutz und Beförderung suchst, und Dich hüten, irgend eine Verfassung, sei sie Dir auch noch so fremd und widrig, durch Urtheil oder gar durch Verächtlichkeit gegen Dich aufzubringen. Wer einen Gast aufnehmen soll, muß sich von diesem geehrt und geachtet finden, denn auch wir würden einen Gast nicht zu den besten zählen, der damit anfinge, unsere Lutherische und zum Theil sehr ausgeartete Gebräuche und Formeln laut zu verlachen. In katholischen Ländern, die Du jetzt meist zu passieren hast, zumal wenn Du Italien und Frankreich besuchen willst, wurde sonst eine Spötterei über religiöse Gebräuche oft durch Blut abgewaschen, besonders in Italien, und ich rathe Dir also die größte Behutsamkeit an, sowohl der Gefahr wegen für Deine Person, als weil es auch gegen alle Sitte der Gastfreundschaft ist, sich über Gebräuche zu moquieren, die man doch nur von außen und mit dem Auge des Fremden, des Ausländers sieht. Du wirst wohl thun, Dich zu erinnern, wie in Deinem väterlichen Hause jederzeit Fremde und Gäste sind aufgenommen worden und noch aufgenommen werden; denn die Freude, in der Fremde ein freundliches und wirthliches

Haus zu finden, mußt Du jetzt schon besser kennen, als ich es Dir sagen kann.

Daß Du den Baudirector Weinbrenner hast kennen lernen, ist mir sehr angenehm. Ich erinnere mich sehr wohl, ihn im Itzig'schen Hause gesehn zu haben, und verehre seinen Ruf wie seine Geschicklichkeit.

Daß Du gleich Arbeit bekommen würdest, habe ich mir vorgestellt, und daß Du zu dem Meister gegangen bist, den Dir der Baudirector angewiesen hat, daran hast Du wohl gethan. Noch besser wirst Du thun, wenn Du Dich durch Fleiß und tüchtige Arbeit bei Herrn Bergmüller zu insinuieren suchst, denn dies Mittel pflegt in unsern Zeiten selten fehl zu schlagen. Es ist sehr nützlich, die Arbeit mit Bruchsteinen zu lernen und Dich darin zu befestigen. Die Leute machen dort mit diesen Steinen sehr schöne Arbeit. Vorigen Freitag bin ich von meiner Reise, die 4 volle Wochen gedauert hat, zurück gekommen. Mit dem Geh. Rath von Goethe und dem Herrn Prof. Meyer habe ich manches über Deine Reise besprochen. Sie sind beide der Meinung des Herrn Baudirector Weinbrenner, vor der Hand nicht nach Frankreich zu gehn und in Deutschland zu bleiben. Und so, denke ich, wirst Du wohl thun, Dich den Sommer hindurch mit Handarbeit zu beschäftigen und dem Mauerwesen ganz zu überlassen. So sauer es mir wird, so werde ich es möglich zu machen suchen, Dich in so fern zu unterstützen, als das Wissenschaftliche Deines Fachs, wenn es Collegia oder solche Dinge betreffen sollte, die ohne einen Zuschuß von Gelde gar nicht zu erlangen sind, einen mehreren Aufwand erfordert. Ich werde zu dem Ende selber an den Herrn Baudirector Weinbrenner schreiben und mich über diese Dinge von ihm Auskunft erbitten. Deinen Unterhalt aber mußt Du Dir jetzt schlechterdings selber verschaffen und mit dem verdienten Gelde so haushalten lernen, daß Du so viel übrig behältst, den Winter durchzubringen. Auch diese Kunst mußt Du lernen, welche in Berlin nicht zu lernen ist, und daran denke, daß Du nicht das einzige Kind Deines Vaters bist. Denn wie Du in Berlin gewirthschaftet hast, so konnte es nicht bleiben, wenn Du es einsehen willst.

Du hast zu bedenken, mein Sohn, daß Du Deine schöne, nie zurückkehrende Jugend mit Bewußtsein genießen darfst, dazu habe ich Dich

erzogen; doch deswegen ist nicht die Welt Dein, und was Dir darin ansteht, mußt Du Dir durch Fleiß und Geschicklichkeit zu erwerben suchen. Dem ungeachtet genießest Du ein Glück, das ich nie habe erlangen können. Ich wollte mich durch die Welt betteln oder einen Wagen ziehn, wenn ich gehen könnte, wohin ich möchte, dies bedenke, und es wird Dir noch manches beifallen, was zu Deinem Frieden dient. Hier will ich Dir nichts mehr sagen, als: laß Dich von den Leuten finden, die Dir entgegen kommen. Sei ein treuer Freund Deiner Freunde, ein treuer Diener Deines Herrn und Meisters; hüte Dich vor einem ernsthaften Verhältnisse mit irgend einem Frauenzimmer, und wenn sie eine Prinzessin wäre. Für einen Menschen, der eine Kunst treibt, die er liebt, ist ein solches Verhältniß meistentheils mit einer ewigen Lähmung aller freien Fortschritte verbunden, deren Versäumung sich weder nachholen noch erkaufen läßt. Hüte Dich vor Schulden und Borgen, lerne das Nothwendige ertragen und das Übrige entbehren. Deine Kunst sei Deine Göttin, Dein Höchstes und Liebstes, und wenn Du davon Zeit behältst, so suche Dir die verständigsten und ältesten Männer zu Deinem Umgang. Lebe wohl!

Dein treuer Vater Z.

Schreib mir in Deinem nächsten Briefe: was etwa dazu gehören würde, Dich dem Herrn Baudirector Weinbrenner zu nähern? was allenfalls für Anträge zu machen wären, seines nähern Unterrichts zu genießen? Bedenke aber immer dabei, daß Dein Vater, so gern er giebt, nicht mehr zu geben hat, als er sauer verdient, und zur Erziehung Deiner übrigen Geschwister und ihr Versorgen so viel gehört, daß ich Dich jetzt abgefunden betrachten müsse, wenn ich gegen jene nicht ungerecht und mit leeren Händen erscheinen will. Dein Betragen in der Fremde gegen Leute, die Dich aufnehmen, wird und muß alles bestimmen. Unnachläßlicher Fleiß, Dienstfertigkeit, Treue und Mäßigkeit werden Dir Freunde überall erwerben und erhalten. So selten diese Eigenschaften sich beisammen in einer Person finden, so sehr wirst Du Dich auszeichnen, sie in Dir zu vereinigen, und Dein etwaniges Talent wird ihnen die Krone aufsetzen. Man wird Dir deswegen nicht bloß

ein dürftiges Brot reichen, man wird Dich respectieren, und meine Liebe gegen Dich wird ohne Grenzen bis an meinem Tod fortdauren; ich werde stolz sein auf Dich, und nichts in der Welt soll mich abhalten, meinen letzten Groschen mit Dir zu theilen.

*

Zweiter Brief Zelters

Berlin, den 30. August 1803.

Deinen Brief vom 30. Julius habe ich gestern erhalten. Die Nachrichten darinnen über die Hoffnung Deiner Aufnahme in das Bureau des Herrn Baudirector Weinbrenner sind mir eben so wenig tröstlich als Dir, indessen habe ich meine Hoffnung auf Deinen guten Willen, Deinen Fleiß und Dein Talent gesetzt, wenn ich Dir zu bedenken gebe, daß es vortreffliche Architekten gegeben hat und noch giebt, die nicht den Unterricht dieses geschickten Mannes genießen konnten. Du hast wenigstens den Vortheil, unter lauter Leuten Deines Metiers zu leben. Du wirst selbst Dich am meisten bestreben, wo nicht unmittelbar, doch durch die zweite Hand zu lernen; Du wirst einen weitern Weg zu machen haben und vielleicht besser dabei fahren als mancher, dem alles in die Hand gegeben wird. Du wirst fleißig lesen, zeichnen, arbeiten, selbst denken, selbst sehn und prüfen, und Deine Mühe wird Dir überreichlich vergolten werden. Wenn ich Dir ein Beispiel geben sollte, wie z. E. ich die Musik gelernt habe und von dieser Kunst so manches weiß, was mich kein Meister und kein Buch gelehrt hat, so möchte ich Dich aufmerksam machen, daß man den Theil der Kunst, der gelehret werden kann, überall durch eigenen Fleiß, Talent und Trieb lernen könnte; das Höchste aber muß man aus sich selbst nehmen, und wer das nicht kann, dem wird auch der beste Unterricht nur die gemeinsten Dinge lehren. Wenn Du Dich mit den Säulenordnungen, der Geometrie, Perspective, Optik und dem Zeichnen so vertraut machst, daß Du diese Wissenschaft wie einen Katechismus auswendig kannst, so gebe ich Dir die Versicherung, daß Du ein guter und wohl gar trefflicher Architekt

werden wirst, wenn es Dir dazu nicht an Talent fehlt. Sollte Dir aber die Natur dies letztere versagt haben, so wirst Du mit diesen sichern Wissenschaften und mit Zuziehung dessen, was Du von Handarbeiten weißt, ein brauchbarer und geehrter Mann werden. Denn der Letztere ist es eigentlich, worauf Du studieren mußt. Das Genie kömmt von oben und ist ein höchst seltenes Geschenk der Natur.

Ein so großes Honorar bin ich in keiner Weise im Stande für Dich zu geben, ob es gleich im Grunde sehr billig ist, wenn man bedenkt, wie viel dazu gehört, etwas so gut zu wissen, daß man darinne unterrichten kann, und ich finde es also gar nicht übermäßig, als in so fern ich es nicht geben kann. Du wirst also Deine Geistes- und Leibeskräfte aufbieten müssen, dasjenige zu lernen, was Du aus den Mitteln Deines Vaters nicht bestreiten kannst.

Daß Du Dein Logis so vortheilhaft verändert hast, ist mir recht. Hauptsächlich wünschte ich, daß Du Dich in Handarbeiten auf das beste festsetzest. Die junge Welt unserer Zeit will sich dazu nicht gern bequemen, weil es mühsam ist und in eine Gesellschaft führt, in der sich ein Mensch von bessern Sitten und Fähigkeiten nicht eben wohl befindet. Allein es ist sehr heilsam, diese Menschen auch unter sich zu beobachten, ihnen mit Fleiß und Achtsamkeit voran zu gehn, ihnen zu zeigen, wie sie eigentlich sein müßten, und sich ohne ihren Willen ihren Respect zu erwerben, und Du wirst finden, daß man sich auf diese Art doppelte Achtung bei Höhern und Geringern erwirbt. Im gemeinen Leben ist der Pöbel dumm und ungeschickt, und die Höhern sind oft dumm und stolz. Eins ist so schlimm als das andere, und ohne das eine würde auch das andere nicht sein. Es ist nicht schwer, sich ein Ansehen zu geben, wohinter nichts steckt und was der Geringere sehr bald merkt; aber gering zu scheinen und fleißig, gerecht, geschickt und honett zu sein, das kann auf eine ganze Classe von Menschen vortheilhaft wirken und so mehr Ehre bringen, als man in der Menge erwartet.

Wenn Du diese meine Gedanken, die auf Erfahrung und Kennerschaft beruhen, recht überlegen willst, so wirst Du finden, wenn Du Deine eigne Erfahrungen dazu nimmst, daß ich die Menschen vielleicht

nicht unrecht beurtheile. Wer nicht besser zu werden denkt, als er die meisten findet, an dem ist jeder gute Rath verloren. Ein Menschenleben ist bald vertrödelt, besonders wenn auf weiter nichts gedacht wird, als sich von einem Tage zum andern den Hunger vom Leibe zu halten; aber etwas zu thun, wodurch die Welt weiter, das Leben zufriedner, die Gesellschaft glücklicher wird, dazu gehört Muth, Kraft, Fleiß und Liebe.

Ich kann Dir mit keinen Worten sagen, wie unendlich angenehm mir Deine Briefe sind. Du schreibst recht gut und wirst es noch besser lernen, und wenn Du fortfährst, so oft wie möglich und so edel zu schreiben, so wirst Du auch immer edler denken und fühlen lernen; die Tugend will wie das Laster geübt sein, und ich kann mir kein größeres Glück denken, als Dich nach einer Reihe von Jahren als einen Mann an mein Herz zu drücken, dem ich zuerst den Weg der Ehre gezeigt habe.

Von Deinen Zeichnungen schicke mir nur, was Du willst, ich werde sie Dir wohl aufbewahren, und wenn Du etwa Lust hast, mir eine Suite von geschmacksmäßigen bürgerlichen Façaden nach und nach zu senden, so wie Du sie erfinden oder copieren kannst, so soll es Dein Schade nicht sein: ich will Dir Deine Farben und Dein Papier gut bezahlen.

Was ich Dir vor allen Dingen empfehlen möchte, ist eine ordnungsmäßige Ökonomie. Hüte Dich vor Schulden und Borgen. Iß und trink, so lange Du hungrig bist, aber nichts, was Du nicht bezahlen kannst. Kleide Dich anständig und reinlich, aber nicht hyperbolisch-modisch. Wer alles dazu hat, um alles mitzumachen, dem läßt sich nichts einwenden; aber wer arm ist und thun will, als ob er reich wäre, kömmt mir vor wie ein altes Weib, das sich der Thorheit hingiebt, um zu thun, als ob sie jung wäre.

Schreib mir in Deinem nächsten Briefe, wie lange die Gesellen gegen den Winter in Carlsruhe arbeiten und wann sie im Frühlinge wieder anfangen. Ich halte es für rathsam, daß Du Dich eine gute Zeit in Carlsruhe aufhaltest, um von da aus gleich nach Italien gehn zu können. Denn Du mußt, wenn Du nach Italien kömmst, wenigstens alles wissen, was die Vorbereitungswissenschaften anlangt. In Rom

hoffe ich Dir eine gute Adresse an den Preußischen Consul von Humboldt und in Florenz an den Kupferstecher Hackert, die meine Freunde sind, geben zu können. Den Winter hindurch mußt Du aber sehr fleißig sein. Die hellen Tage müssen zum Zeichnen und die langen Abende und frühen Morgen zum Studieren des Wissenschaftlichen genutzt werden. Auch mit der Geographie mußt Du Dich wohl bekannt machen, und es wird nicht schaden, wenn Du Dir die Charten von Deutschland, Frankreich und Italien selber zeichnest. Außer allen diesen Dingen mußt Du noch besser in der französischen Sprache unterrichtet sein. Hier in Berlin hast Du die schöne Zeit und Gelegenheit nicht nützen wollen, weil Du vielleicht dachtest, in Frankreich würdest Du wohl Französisch lernen, wie man in der Hölle kein Holz zu kaufen braucht; das aber stelle Dir nicht vor! Wenn Du nach Frankreich und Italien kömmst, ohne die Sprache zu wissen, bist Du nicht geachtet, denn es versteht Dich niemand; Du wirst überall betrogen, denn Du verstehst niemand, und der Weg zu allen Dingen, die Dir nützlich sind, ist Dir so lange versperrt, bis Du die Sprache kannst, und Dein Aufenthalt in diesen Ländern wird Dir eine Qual. Dahingegen ist man überall zu Hause, wenn man die Landessprache versteht; der Erwerb ist leichter, die Freundschaft wärmer, und alles andere, Sitten und Wissenschaft, lernt sich eher.

Deine Einsamkeit, von der Du mir schreibst, wird Dir jetzt gute Dienste leisten. Wer zum Nachdenken über die Dinge der Welt gelangen will, muß in die Einsamkeit gehn; der Umgang mit dem rohen Volke ist unter diesen Umständen sogar nützlich: man sieht so recht ihre Entfernung von allem, was recht ist. Aber diese bleiben roh, indem Du besser, feiner wirst. Diese Niedrigkeit ist es denn auch, wodurch der Bessere ewig über sie herrscht und wodurch sie dienstbar bleiben, anstatt daß Fleiß und Geschicklichkeit die höchsten Ansprüche auf Achtung und Ehre geben. Schäme Dich also dieser Menschen, in so fern als sie Deiner Freundschaft nicht würdig sind; aber sei ihnen hold mit Schonung, und Du wirst sie besser finden als andere und sie gelegentlich sehr nützlich brauchen können. Wenn Du sie des Handwerks wegen ehrst, werden sie es Dir noch immer besser vergelten

als die undankbaren Großen und Reichen, die keine Ahnung haben, was ein Schweißtropfen werth ist, und wenn ich zwischen diesen Zweien wählen müßte, würde ich das gemeine Volk noch immer lieber haben, welches selbst in seiner Faulheit noch zu gebrauchen und zu leiten ist.

Schreib mir doch auch, was der Steffany treibt und ob Du mit ihm zusammen wohnst? Ich stelle mir vor, er müßte in Carlsruhe fett werden wie Hamlet.

Gestern ist Mendelssohn von Paris angekommen und hat Dir ein Besteck zum Zeichnen mitgebracht, das anbei erfolgt. Der Kasten ist etwas beschädigt. Ich habe ihn so erhalten. Du wirst ihn leicht können reparieren lassen. Ich wollte Dir das Geschenk nicht vorenthalten, sonst hätte ich es hier bessern lassen. Den im Besteck liegenden Brief wirst Du an die Behörde abgeben.

Ich schließe mit dem Wunsche, bald wieder einen Brief von Dir zu haben. Gehab Dich wohl! Dein treuer Vater

Zelter.

NB. Den 1. September ist die Frau Hofräthin Parthey gestorben.

*

Dritter Brief Zelters

Berlin, den 4. October 1803.

Deinen Brief vom 22. September habe ich gestern erhalten, und ich säume nicht, Dir sogleich wieder zu schreiben. Mendelssohn ist etwa seit 8 Tagen wieder fort, und Du wirst demnach wohl thun, ihm schriftlich für sein Geschenk zu danken, indem er in einigen Monaten wieder in Paris sein wird. Wenn Du von Carlsruhe weggehst, kannst Du Dein Besteck und was Du sonst willst, allenfalls nach Berlin schicken, ich werde es Dir redlich aufheben, bis Du es wieder brauchst.

Was Du mir über Deinen Reisegefährten Steffany schreibst, ist von Anfang an meine Meinung gewesen. Er ist eine ruhige Natur, die sich die Welt gefallen läßt, wie sie sie findet, um sich das Grübeln zu ersparen, und wer gern ruhig und bequem leben und gute Tage haben will, muß es so machen, dann kömmt er zu etwas, ohne deswegen etwas

zu gelten. Wenn Du nun in diese Theorie einzugehen keine Lust hast, so kann es Dir niemand wehren und auch Du selbst nicht, weil am Ende doch ein jeder sein muß, was er sein kann, doch dann mußt Du Dich aufs Arbeiten, Lernen, Denken und auf die Betrachtung der Dinge legen: dadurch wird man klar, klug und fest, und die Leute müssen Dich achten, sie mögen wollen oder nicht. Durch eine solche Superiorität kömmt man denn auch dahin, andere Leute nicht gering zu achten, weil sie weniger wissen als wir, man lernt sie vielmehr für das schätzen, was sie würklich werth sind, und giebt man ihnen sodann etwas mehr Ehre, als sie just werth sind, so kann man es gut mit ihnen haben und dabei für sich selbst immer besser, verständiger, geschickter und unentbehrlich werden. Ich würde deswegen Deinen Vorschlag, mit Steffany nicht weiter zu reisen, nicht etwa gerathen finden, und an Deiner Stelle würde ich ihn, lieber wie jeden andern, bei mir zu behalten suchen. Einen Menschen von gleichen Geistesfähigkeiten, der zugleich völlig gleich mit uns denkt, findet man selten oder gar nicht, und es giebt ewige Zänkereien, die sich oft mit Feindschaft endigen. Ein Mensch, der mich auf der Reise meinen eigenen Gedanken überließe und dafür an Küche oder Keller dächte und an das Quartier, was wir beide suchen, wäre mir der liebste Reisegefährte. Denn auf der Reise ist ein Freund, der bloß treu ist und es gut mit uns meint, sparsam ist, die Mühe recht fühlt und den Genuß der Sinne zum Augenmerk hat, das Nöthigste, besonders für einen solchen, der an Essen und Trinken nicht eher denkt, bis ihn hungert, und die Bildung seines Geistes zum alleinigen Augenmerk seiner Reise macht. Überlege Dir dies, und Du wirst vielleicht finden, daß ich so unrecht nicht habe. Wenn Du also den Steffany bei Dir behalten kannst, so deucht mir, Du würdest mit ihm besser fahren wie mit jedem andern; Du mußt ihn nur gut halten. Mit wem man sich einmal abgiebt, den muß man auch ehren, sonst verunehrt man sich selbst. Ich würde besonders jetzt an Deiner Stelle seine Freundschaft deswegen zu nützen suchen, weil er Gelegenheit hat, das Bureau zu besuchen, um von ihm zu lernen, was Er bezahlen muß, und wenn Du am Ende besser wüßtest, was Er gelernt hat, das wäre ein Meisterstreich, womit Du Dich in meiner Achtung erheben

würdest. Deinen Brief an den alten braven Großpapa Kappel habe ich selber abgegeben. Er hat mir darauf nichts erwidert, und aus seinem sonstigen Benehmen habe ich wohl gesehn, daß er jetzt ein wenig harthörig ist und auf gute Nachrichten von Dir hofft. Du mußt nur öfter, hübsch deutlich und interessant schreiben, um ihn wieder etwas gelinde zu machen.

Wenn Du aufgehört hast zu arbeiten, so schreib mir sogleich und schreib mir auch zugleich, wieviel Du höchst nothwendig bedarfst, bis Du wieder etwas verdienen kannst. Wenn Du denkst, eine Zeichnung zu Stande zu bringen, die man in eine verständige Hand legen kann, so fertige einmal so etwas an und schicke es dem Geh. Rath von Goethe nach Weimar. Er ist begierig auf junge Talente, und seine Protection ist von großer Wichtigkeit für solche, die vorwärts wollen. Er liebt die Künste nicht bloß, er kennt sie, kennt ihre Zwecke und Grade, und man kann ihm nichts vormachen, das er nicht besser wisse.

Vom Herrn Bergmüller habe ich noch keine Antwort auf meinem Briefe. Es ist mir lieb, daß er den meinigen wohl aufgenommen hat, und seine Correspondenz wird mir immer angenehm sein, auch wenn sie nicht häufig ist.

Dein kleines Unglück mit der Rüstung laß Dir zu einer Warnung dienen, die dem leichtsinnigen Arbeiter so lange entgegen ist, bis er sich unthätig oder ganz unglücklich gemacht sieht. Unsere Profession hat ihre Gefahren, denen man aber fast allen durch Bedächtigkeit und Geschick ausweichen kann, besonders wenn man wie Du ein Collegium der Statik gehört hat; das ist so ein Fall, wo man die Statik anwenden kann. Unwissende und sorglose Gesellen machen sich mehrentheils durch ihre eigene Schuld unglücklich, und wenn sie dann nichts weiter gelernt haben, müssen sie betteln, da sie den umgekehrten Fall anderen mittheilen sollten. Hüte Dich demnach für Schaden und Leichtsinn. Ein zerbrochner Arm ist ein Unglück, das keine Geschicklichkeit reparieren kann, ob man gleich durch Geschicklichkeit dem Unglück entgehen kann.

Deine Mutter und Geschwister sind alle gesund. Jette ist noch in Ratzeburg, und Lohmeyers befinden sich wohl. Alle aber lassen Dich schönstens grüßen.

Lebe wohl, mein geliebter Sohn, und laß mich immer solche Nachrichten von Dir hören, woraus Dein Herz, Dein Verstand, Deine Bildung und Dein Benehmen gegen andere mich schließen lassen müssen, daß ich einen Sohn habe, dessen Namen ich mit Stolz und Liebe nennen darf. Verschweige mir nichts, wenn es Dich auch erröthen machen müßte, ich kann Dir am besten rathen, weil Dich keiner so lieben kann als ich und weil niemand solches Interesse haben kann an Dir als ich, weil Dich keiner so kennt und beurtheilt wie ich und keinem so wohl werden kann in Deinem Glücke als Deinem Vater, dem nichts fehlt als Kronen, die er Dir zu hinterlassen wünschte. Z.

*

Carl Floericke an Zelter

Carlsruhe, den 30. October 1803.

Bester Vater,

Verschiedne Umstände erfordern es unumgänglich, daß ich Carlsruhe verlassen und mein Glück wo anders versuchen muß. Verzeihen Sie meiner Eile, womit ich diesen Brief schreibe, daß ich Ihnen nicht die Gründe deutlich auseinander setze, die mich zu diesem raschen Entschluß bewegen. Mit der Zeit sollen Sie diese genau erfahren, und ich bin von Ihrer väterlichen Liebe, die ich immer mehr kennen lerne, überzeugt, daß Sie mich deshalb eher loben als tadeln werden. Trauen Sie der Versicherung Ihres Carls: ich habe mich die Zeit meines Aufenthalts in Carlsruhe so aufgeführt, daß Sie sich meiner nicht zu schämen brauchen, und wenn Sie deshalb Erkundigung einziehn werden, wie ich nicht anders vermuthen kann, so hoffe ich, daß man Ihnen nichts Böses von mir sagen wird. Daß ich in manchen Stücken hätte gescheiter handeln können, das will ich nicht leugnen. Aber welcher Mensch will behaupten: er sei fehlerfrei? Schon heute wäre ich fort von hier, aber ich bin von allem Gelde entblößt. Sein Sie so gütig und schicken mir so geschwind wie möglich wenigstens 3 Fr.d'or. Ich habe mir ein Paar neue Stiefeln machen lassen, wofür ich noch 8 Gulden schuldig bin, und außerdem bin ich noch 9 Gulden schuldig, also

behielt' ich alsdann noch 16 Gulden Reisegeld. Sobald ich Antwort von Ihnen erhalte, so schreibe ich Ihnen ausführlicher. Für jetzt ist es mir unmöglich. Erfüllen Sie nur diesmal meine dringende Bitte und antworten Sie mir sogleich. Mein Felleisen ist immer bereit. Versuchen Sie auch nicht, wenn ich bitten darf, mich von meinem Entschluß abzubringen. Sie werden es ja ohnedem wissen, wie der Wille des Menschen durch Umstände geleitet werden kann. Tausend Grüße an Mutter und Geschwister!

Ihr Carl.

*

Vierter Brief Zelters

[15. Januar 1804.]

Deinen Brief vom 24. December vorigen Jahres habe ich den 2. dieses Monats erhalten und daraus ersehn, daß Du die 3 Stück Carolin richtig erhalten hast. Was Deinen Dank dafür betrifft, von dem Du Dir selber versprichst, daß ich ihn nicht herzlich finden würde, so magst Du Dein Gemüth darüber so gut beruhigen, wie Du kannst, wenn ich Dich versichere, daß ich darauf im voraus nicht rechne und überhaupt nicht dankgeizig bin. Ich bin so wenig geneigt, über den Ton Deines letzten Briefes an mich mit Dir zu rechten, daß ich Dich lieber aufmuntern möchte, Dich in Deinen Briefen an mich in allen möglichen guten Lehren recht oft und fleißig zu üben. Man erkennt die Pflichten der andern immer eher als seine eigne, und da kann es denn nicht schaden, von Zeit zu Zeit an sich selber erinnert zu werden.

Dein Großvater, der alte ehrwürdige Kappel, hat mir den Auftrag gegeben, Dir 2 Friedrichsd'or zu schicken. Diese habe ich in 2 Carolinen umgesetzt und säume nicht, Dir solche anbei zu senden. Ich bin mit meinem Hause gesund, wir alle grüßen Dich aufs beste und wünschen Dir ein arbeitsames und lehrreiches neues Jahr, und somit Gott befohlen!

Deinem Großvater wirst Du den Empfang der 2 Carolin wohl berichten müssen. Dein

treuer Vater

Zelter.

*

Fünfter Brief Zelters

Deinen Brief vom 5. März nebst den beigefügten Zeichnungen, ingleichen Deinen zweiten Brief vom 16. Mai durch Deinen Landsmann habe ich richtig erhalten. Ich konnte nicht auf der Stelle antworten, und so hat sich meine Antwort von einem Posttage zum andern verschoben, denn ich bin Dir noch die Anzeige schuldig, daß Dein alter Großvater, der edle Kappel, am vorigen Charfreitag gestorben und am 3. Tage drauf beerdigt ist.

Deinen letzten Brief vom 28. Mai, den ich gestern Abend erhalten habe, beantworte ich Dir nun sogleich. Daß ich Dir den Eindruck dieses Briefes in Worten zurück gebe, wirst Du nicht erwarten. Meine Mißbilligung geschehner Dinge, vor denen ich Dich wohl gewarnt habe, kann zu nichts dienen, da Du weißt, wie ich darüber denke. Mit Dir unter Umständen Deiner Gemüthsart, Deines Sinnes und Deiner jetzigen Lage in solcher Entfernung über irgend etwas Verständigem einig zu werden, hoffe ich kaum, da Du meinen treuen Bitten nie hast Gehör schenken wollen, wie also soll ich hier in Berlin Dich dort in Carlsruh aus einem Handel ziehn, in welchen Du Dich und eine betrübte Familie verwickelt hast. Du bist noch nicht 21 Jahr alt und schon Vater eines Kindes; Du kannst Dich noch nicht selbst erhalten und sollst für mehrere arbeiten und denken! Daß Du in Deinen Jahren und in Deiner Lage willig genung sein magst, Berge von hinnen zu heben, die nicht dastehn, und Thaten zu versprechen, zu denen es nicht kömmt, weil Dein Leichtsinn alle Augenblicke Deine köstliche Freiheit, deren Werth Du nicht kennst, verwirkt, ist mir begreiflich. Allein, was ist zu thun, wenn man auf keinen Bestand rechnen kann? Du hast die Ehre eines Mädchens ruiniert, und dies Mädchen wirst Du verlassen, um eine andere zu ruinieren; ich darf Dir dies prophezeihen, denn wie sollte ein solcher Leichtsinn als der Deinige an etwas Gutem mit Dauer hängen bleiben? Kurz, ich muß Dir gestehn: ich verachte Dich nicht wegen dessen, was Du gethan, aber ich werde Dich verachten müssen wegen dessen, was darauf folgen wird, und darin besteht mein Leid.

Du willst meinen Rath. Hast Du aber jemals nach meinem Rathe handeln wollen? Du willst meine Einwilligung zu einer Sache, in

der ich doppelt keinen eigenen Willen habe, weil ich auf Deine eigene Beharrlichkeit nicht rechnen darf und Du mein minorenner Stiefsohn bist, der unter pupillarischer Autorität steht. Meinen Segen hast Du für jede gute That im voraus, so wie Dir bekannt sein kann, daß ich jede Schlechtigkeit von Natur und aus Grundsätzen in tiefster Seele verabscheue.

Was in Deiner jetzigen Lage zu thun sei, darüber höre meinen Rath, mit dem Du Deine eigene Einsicht messen kannst. Es ist mir längst zuwider, daß Du Dich in einem und demselben Winkel von Deutschland wie ein Kreisel umdrehst, denn dies war mein Plan mit Dir nicht. Arbeiten wie ein Fröhner kannst Du überall, und so rathe ich Dir, so schnell als Du kannst nach Berlin zu kommen. Ich habe Arbeit die Fülle für Dich. Du magst sogleich als möglich Dein Polierstück machen, Dich zum Meister melden, und binnen hier und drittehalb oder drei Jahren kannst Du Bürger und Meister in Berlin sein. Hier kann ich Dir helfen. Ich will und werde Dich nicht verlassen, wenn Du Dich nicht selber verlässest, und es soll denn von Deiner eigenen Neigung abhängen, ob Du an dem Wesen, welches Deines Kindes Mutter ist, wie ein Verräther handeln oder ob Du ein Mann sein willst, wie es Deine deutschen Väter waren, denen die Treue gegen die Ihrigen über alles geht. Von dem Inhalte Deines letzten Briefes weiß bis jetzt niemand als Deine Mutter, und es soll von Dir abhängen, ob Deine Geschwister es erfahren sollen, worin meines Erachtens nichts zu versäumen ist.

Den einliegenden Brief wirst Du an den Herrn Palmbach abgeben und mich ihm zugleich empfehlen.

Ich kann Dir diesmal nicht sagen: Lebe wohl! denn das ist nicht möglich. Dagegen sage ich Dir: wenn Du fühlst, daß Du Vater bist, so sei ein Mann; vertraue auf Gott, der Dir Leib und Geist geschenkt hat; sei treu gegen die Treue, halte Deine jugendliche ungestüme Begierden unter dem Zaum der Vernunft und endlich: denke daran, was Du bist und was Du sein müßtest, um ein edler Vater Deines Kindes zu sein.

Gott befohlen!

Dein treuer Vater.

*

Ihren freundschaftlichen unwillkommnen Brief beantworte ich Ihnen sogleich durch Gelegenheit, indem ich an meinen Sohn schreibe und diese Zeilen einlege.

Das Verfahren meines Sohnes gegen Ihre Schwägerin und deren gute Eltern kränkt mich auf vielfache Weise. Mein Sohn ist minderjährig und steht daher unter gerichtlicher Curatel; er ist ein Jüngling und hat sich in eine Verlegenheit verwickelt, in welcher nur Männer einander sich rathen können. Sein unseliger Leichtsinn war mir nicht unbekannt, und er kann sich nicht damit entschuldigen, nicht von mir gewarnt worden zu sein. Es ist demnach hier sehr schwer, den besten Rath zu finden, dessen ungeachtet habe ich ihm in meinem Briefe an ihn, den er Ihnen zeigen mag, auch in dieser gefährlichen Lage meine väterliche Meinung nicht vorenthalten, und da er bis jetzt alles ohne mich gethan hat, so muß er zeigen, was er jetzt thun will: ohne Rath und Hülfe ist er nicht. Die beiden jungen Leute jetzt unter diesen Umständen zusammen zu lassen, kann zu nichts dienen; es ist keine Kunst, Vater zu sein, man muß auch nebenher etwas dabei sein und werden können, sonst läßt sich an keinen Schatten von Glück für die beiden Leute denken.

Wenn er folgen will, kann vielleicht alles gut werden; will er ein Schelm sein, so kann ich in so weiter Entfernung ihn daran nicht hindern. Er kann wissen, wohin ihn seine Zügellosigkeit geführt hat, und wie sein Vater über den Punct von Ehre und Treue gestimmt ist, das kann ihm kein Geheimniß sein. Ich bin sein Stiefvater, aber er muß wissen, daß ich für ihn und seine zehn Geschwister bereit bin, meinen letzten Bissen Brot hinzugeben. Wenn er gegen sein eigenes Kind nur so handeln will, als ich mir bezeugen darf, gegen ihn gehandelt zu haben, wird alles gut werden. Sagen Sie, verehrter Mann, dies den gekränkten Eltern, wenn es ihnen zum Troste gereichen kann, und so verharre ich

hochachtend

Berlin, den 10. Junius 1805. Ihr Zelter.

*

Zelter an den Maurermeister Marbe

Berlin, den 24. August 1805.

Hochgeehrter Herr!

Ich bin so frei, Ihnen einliegend eine Anweisung nebst einem Briefe an den Herrn S. Habersen zu Carlsruhe zu senden, deren Inhalt die verlangte Summe von 136 Gulden ist, mit welchen die Schulden und Übertretungen meines Sohnes Carl Floericke bezahlt werden sollen. Haben Sie die Güte, solches Geld einzucassieren und, wenn ich nicht zu viel verlange, auf die rechtmäßige Verwendung desselben ein Auge zu haben. Ich danke Ihnen im voraus für diese Güte und werde mit allen Kräften zu allen möglichen Gegengefälligkeiten bereit sein.

Mein Sohn wird mir mit der umgehenden Post über den Empfang des Geldes Bericht abstatten, ich aber verharre mit Hochachtung Ihr

dienstwilliger Zelter.

Anbei Wechsel auf 136 Gulden Rhein. oder 79 rh. 8 Gr. Preuß. Courant.

Die vorstehend mitgeteilten Briefe sind abschriftlich in einem „Briefbuch" Zelters enthalten, das unter andern Papieren aus Zelters Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt wird; sie sind mir schon vor längerer Zeit von der Leitung des Archivs im Hinblick auf meine Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter" (Insel-Verlag) zur Veröffentlichung freigegeben worden. Sie bedürfen keiner philologischen Erläuterung; literarhistorische Bedeutung wohnt ihnen nicht bei. Ihr Wert ist höherer Art: es sind beredte Urkunden allgemein menschlich-sittlichen Gehaltes; diese Briefe beruhen nicht auf den zufälligen Wechselbeziehungen schriftstellerischer und gesellschaftlich-konventioneller Kulturformen, sondern auf dem tiefsten, reinsten, natürlichsten aller menschlichen Verhältnisse, auf der ursprünglichen Grundlage jeder höheren Gemeinschafts- und Staatsgestalt, auf der heilig-ewigen Zweieinheit von Vater und Sohn.

Freilich, Carl Floericke, an den Zelter diese gewichtigen Briefe voll Vatertreue und Vaterschmerz gerichtet hat, ist ihm nicht durch die Bande des Blutes verbunden gewesen: er war sein Stiefsohn und

Mündel. Als Zelter am 28. Oktober 1787 seine erste Gattin Johanna Sophia Eleonora Floericke, geb. Kappel, heimführte — sie war die schönste Frau in Berlin —, brachte ihm diese aus ihrer Ehe mit dem Kaufmann der Spezerei- und Materialhandlung August Wilhelm Floericke als jüngstes ihrer drei lebenden Kinder den am 30. August 1784 geborenen dreijährigen Carl Ludwig mit, acht Kinder hat sie ihm dann in achtjähriger Ehe geboren, von denen bei ihrem Tode (24. Oktober 1795) noch sieben am Leben waren, Zelters zweite Heirat, geschlossen am 1. Mai 1796 mit Julie Pappritz, hat die Schar der Buben und Mädchen auf ein rundes volles Dutzend gebracht, aber unter allen diesen frisch aufschießenden Sprossen, die sich um seinen langen Tisch drängten, hat Zelter sein Herz am meisten an den Stiefsohn Carl gehängt, auf ihn jegliche Hoffnung seines bürgerlichen Lebens gesetzt; wie er mit Rührung an dem dreijährigen Kinde die „unendliche Schönheit und Anmut der Gliedmaßen" bewundert hatte, so hat er den lebhaften Knaben, der seiner Fürsorge anvertraut war, den werdenden Mann, den er sich zum Gehilfen heranzubilden gedachte, in den Brennpunkt seiner väterlichen Gefühle gestellt, so hat er mit ernster Güte die gesetzliche Pflicht zu einem Gebote des Blutes verinnerlicht. Und keines seiner Kinder hat sein Herz mit so tiefer Wunde versehrt wie Carl. Wir denken eines andern Musikers und Componisten, der in der selbstlosen Liebe zu einem ungeratenen Mündel Glück und Kummer fand, Beethovens und seines Neffen, der auch Carl geheißen hat. Auch Carl van Beethoven hat die Waffe gegen sich erhoben.

Es ist keine einfache Natur, dieser ehrenfeste Maurermeister, der sich mit zielbewußter Unermüdlichkeit den Weg zum Tempel der Tonkunst gebahnt hat. Er gefiel sich in einem barschen, rauhen Wesen, sein derber Witz verschonte keine Schwäche seiner Umgebung, aber schon der scharfäugige Ludwig Tieck hat Zelters vielberufene Grobheit nur für eine Maske gehalten, hinter der ein schlauer Fuchs seine eigensüchtigen Zwecke verfolge. Ja, gewiß, Zelter ist nicht frei von jener berechnenden Weltklugheit, die man im achtzehnten Jahrhundert „politisch" genannt hat. Er, der Gefallen daran fand, den Leuten unangenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, wußte wohl auch die Wahrheit zu

verschweigen; seine Abstammung verweist ihn nach Sachsen, von woher erst der Vater nach Berlin eingewandert war, aber geflissentlich trägt der Sohn altpreußische Gesinnung, altpreußische Königstreue zur Schau. Und gleiche Geflissentlichkeit beeinträchtigt sogar die Wahrheit seiner Begeisterung für Goethe, die sich nur zu oft an sich selbst erhitzt, deren peinlicher Überschwang, manchmal fast hysterisch zu nennen, schlecht zu der derben Gesundheit seiner männlichen Gefühlswelt paßt. Aber das alles ist letzten Endes bloß äußerliche Methode der Lebensführung, die mit Geschick gegebene Verhältnisse zu benutzen weiß; wer, wie Zelter es getan, mit allen Kräften einer unverzagten Seele darnach ringt, lang getragene Fesseln eines alltäglichen Berufes abzustreifen und sich Geltung und Meisterschaft im Reich der Kunst zu erkämpfen, braucht nicht zu fürchten, daß ihm sittliche Energie, Lauterkeit des Charakters und freudige Hingabe an das Ideal erhöhten Menschentums bestritten werden wird. So tritt er uns denn auch in unsern Briefen als kernhafter ehrenwerter Mann entgegen, dem Redlichkeit und Treue nicht nur bürgerliche Vorzüge, sondern ethische Mächte sind, als guter Mahner und Berater, der nicht nur zu äußerer Rechtlichkeit, sondern zu innerer Freiheit und Tüchtigkeit den Pfad weisen will, als gewissenhafter Vater, der sich in ernstem Verantwortlichkeitsbewußtsein niemals durch seine Liebe zu nachsichtiger Schwäche verleiten läßt. Wir denken jener Briefe, die der Hauptmann Schiller an seinen unglücklichen Sohn Fritz nach Mannheim gerichtet hat.

Dem Vater gegenüber Carl, gutgeartet, aber unbändig, reich begabt, aber ohne Ausdauer, unter straffer Leitung ein tüchtiger Arbeiter, aber immer der Leitung bedürftig, unselbständig, seinen sinnlichen Begierden ergeben. Seine Überheblichkeit, seine berlinische Neigung zu selbstgefälligem Spott vor dem unverstandenen Brauch der Fremde scheint aus dem Spiegel unserer Briefe deutlich hervor. Der Vater hat ihn zum Architekten bestimmt; im väterlichen Betriebe hat Carl das Maurerhandwerk erlernt, hat auf der Bauakademie unter Gentz Collegia gehört und ist am 11. Oktober 1802 zum Gesellen gesprochen worden. Um den Haltlosen seiner Berliner Umgebung zu entreißen, in der er sich stumpf und dumpf mit lässiger Bequemlichkeit umtreibt,

dringt Zelter darauf, daß Carl auf die Wanderschaft gehe; er soll Deutschland, Frankreich, Italien kennenlernen und heimgekehrt das Geschäft übernehmen, damit der Vater sich seinen künstlerischen Zielen widmen könne. Am 21. März 1803 verläßt Carl die Vaterstadt; mit ihm zieht sein Busenfreund und Arbeitsgenosse Steffany, ein junger Weimaraner, der für die Dauer seines Berliner Aufenthalts von Goethe an Zelter empfohlen worden war. Die Wanderung führt über Weimar, Carl „soll Deutschland nicht verlassen, ohne das Antlitz des größten deutschen Mannes zu sehn"; schon in einem Briefe vom 6. Oktober 1802 hatte Zelter Goethen seine schwere Sorge um den schwierigen Sohn anvertraut und sich des Freundes Rat erbeten. Am 14. Mai sind die Reisenden bei Goethe, sie werden zugleich mit dem Vater des jungen Steffany zu Tische geladen. Nach Süddeutschland geht der gemächliche Marsch, in Carlsruhe soll längerer Aufenthalt genommen werden, wo die Möglichkeit winkt, von der Kunst des großen Baumeisters Friedrich Weinbrenner (1766—1826) Vorteil zu ziehen; nach Carlsruhe sind Zelters Briefe gerichtet. Und in Carlsruhe ist Carl Floericke hängengeblieben; hier hat die weitgeplante Wanderfahrt ein vorzeitiges klägliches Ende gefunden.

Wir wissen nicht, welche Wendung das Abenteuer genommen, in das sich Carl durch seine ungezügelte Leidenschaft hat verstricken lassen; wir wissen nicht, wo mit seinem Kinde das Mädchen geblieben ist, das der Leichtsinnige unglücklich gemacht hat. Er wird im Herbst 1805 nach Berlin zurückgekehrt sein, die Tätigkeit bei den Bauten des Vaters wieder aufzunehmen. Aber auch, um, unbelehrt durch sein Carlsruher Erlebnis, sich aufs neue zu verlieren an einen ziellosen Wechsel sinnlicher Verhältnisse. Mitte 1806 erfahren wir, daß er als Polier arbeitet, am 13. November 1812 erhält er seine Aufgaben zum Meisterstück, das er nach Zelters Urteil vor vielen andern mit Ehren würde bestanden haben, in der Nacht zum 14. November erschießt er sich. Leidenschaftliche Liebe zu einer schon zweimal verwitweten Frau, die ihr Geschick nicht dauernd an das seine knüpfen wollte, hat ihn in den Tod getrieben; sein eigenes Vermögen, das ihm vom Stiefvater ausgezahlt worden war, hatte er vertan. In einem Briefe vom 14. bis 17. No-

vember berichtet Zelter dem Freunde in Weimar das Unglück. „Auf seinem Schreibpulte lag der 'Don Carlos' aufgeschlagen." Goethe rühmt dem Kanzler v. Müller gegenüber (16. Dezember 1812) „Zelters Großheit und männliche Fassung im tiefsten Schmerz bei dem Selbstmord seines Sohnes" — sie würde in heroischer Erhabenheit noch ergreifender wirken ohne den Seitenblick auf das berühmte Buch, das auf dem Pult des toten Werther aufgeschlagen lag. Niemals hat Zelter die Tat des „geliebten Frevlers" verwunden. Er hat das Kind, das jene Witwe dem Verstorbenen geboren hatte, ein Mädchen von drittehalb Jahren, zu sich genommen und hat alle Liebe seines starken Herzens auf dieses schuldlos-reine Haupt gehäuft. Luise Floericke hat sich am 5. Dezember 1838 mit dem Leutnant Cäsar Gierke zu kinderlos gebliebener Ehe vermählt, sie ist die Tante des hervorragenden Berliner Juristen Otto v. Gierke geworden, dessen achtzigsten Geburtstag am 11. Januar dieses Jahres (1921) die Wissenschaft festlich begangen hat. Von den Ihren verehrt, hat sie im Schoße gesicherten Bürgertums ihr Leben gelebt, ihre Tage beschlossen — glücklicher als jenes Carlsruher Kind ihres Vaters, dessen namenloses Dasein im Dunkel verschollen ist.

Otto Heuer

Briefe Lises von Türckheim aus ihrem Erlanger Exil

In unseren Tagen, in denen so viele deutsche Familien durch französische Grausamkeit aus ihrer elsässischen Heimat vertrieben sind, darf man wohl der edlen, von Goethe so hoch gestellten Frau gedenken, die vor 125 Jahren ein gleiches Schicksal mit Würde trug. Lili Schönemann war im Sommer 1778 dem Straßburger Bankier Friedrich Bernhard von Türckheim als Gattin gefolgt. An der Seite dieses charaktervollen und von ihr aufs innigste verehrten Mannes erblühte ihr ein reines Glück. Als Mutter von fünf wohlgeratenen Kindern, deren Erziehung ihr vor allem am Herzen lag, bildete sie den Mittelpunkt eines schönen und harmonischen Familienlebens. Sie hatte die Freude, auch ihren Lieblingsbruder Friedrich, der als Teilhaber des Türckheimschen Geschäftes mit seiner Gattin Marie geb. Gontard und seiner Tochter Mimi in Straßburg lebte, zur Seite zu haben.

Der Ausbruch der französischen Revolution zertrümmerte dies Glück. Friedrich Schönemann rettete sich mit seiner Familie 1791 noch durch schleunige Rückkehr nach Frankfurt, während Lili entschlossen war, alle Gefahren mit ihrem Gatten zu teilen.

Türckheim, den das Vertrauen seiner Mitbürger zum Maire von Straßburg berufen hatte, wurde 1793 durch das Schreckensregiment auf sein kleines Bauerngut im lothringischen Dorfe Postorf verbannt. Hier traf im Sommer 1794 der Befehl zu seiner Verhaftung und Einlieferung an das Revolutionstribunal ein.

Er vermochte noch rechtzeitig zu fliehen und auch Lili gelang mit ihren Kindern die gefahrvolle Flucht durch die französischen Vorposten.

Die Familie wendete sich nach Frankfurt, wo sie von ihren Angehörigen und Freunden aufs herzlichste aufgenommen wurde. Aber die geräuschvolle und luxuriöse Großstadt erschien Lili als dauernder

Aufenthalt weder für die Erziehung der Kinder geeignet, noch ihren jetzigen, sehr bescheidenen Vermögensumständen entsprechend. Es wurde die kleine Universitätsstadt Erlangen gewählt. Hier galt es nun für die Hausfrau, einen neuen Hausstand, zu dem es am Allernotwendigsten fehlte, einzurichten.

Einige der Briefe, die sie von Erlangen aus an ihren treuen Freund und Bruder richtete, mögen im nachfolgenden uns einen Einblick gewähren in die Sorgen der Gegenwart und die Befürchtungen für die ungewisse Zukunft, die diese starke Seele in dem zarten Körper mit festem Gottvertrauen ungebeugt durchkämpfte.

Die Briefe sind im wesentlichen ungedruckt, einzelnes von Karl Jügel, Puppenhaus, Frankfurt a. M. 1857, Mitgeteilte ist durch willkürliche Änderungen und Zusätze völlig entstellt. Hier sind sie getreu in der Schreibweise Lilis wiedergegeben.

I.

[Etwa 20. August 1794.]

Du hast zu oft und Warm jeden Anlaß zu Freud, und Leid mit mir getragen und getheilt, als daß es nicht bedürfniß meines Herzen geworden wäre jedes gefühl meiner Seele Dir mittzutheilen. Ich überzeuge mich [de]mnach gerne daß du eben denselben antheil an unser[m] [:dem Schein nach zum wenigsten:] ruhigen, und vergnügten aufenthalt nimst, und eile Dich davon zu benachrichtigen.

Wie Schwer mir Trenung ward, bis wirst Du aus meinem Schweigen, mehr noch als aus allen äuserungen bemerkt haben, denn nie ward der Umgang mit Freunden Wohlthätiger, als nachdem wir so lange, der Gesellschaftlichen Freuden entwöhnt, unser Gefühl in uns selbst beschlossen, jeder Wohlwollender äuserung entsagen mußten. Es ward immer, wärend unseres auffenthals auf dem Lande ideal von Glük für mich, mich in den cirkel meiner Freunde zu denken, aber mein erwarten wurde übertroffen, bey Dir, meinem inigsten Freund, und Bruder, durch meine Jugend Freunde so Liebevoll, empfangen, und durch Freundschaft Bewirthet, was blieb mir zu wünschen übrig? aber wer darf es wagen fortdaurendes Glük auf Erden zu suchen?

wir mußten uns Trennen, fern von Verwanden und Freunden, ein neues Vatterland suchen, und ich mich des Glüks entwöhnen, in meinem bruder meinen inigsten, vertrautesten Freund, mir zur seite zu sehen. — Doch ich will nicht klagen, will still und Muthig jeder begäbenheit entgegen sehen, und vertrauungsvoll den winken, meines mich so glüklich leitenden Vatters folgen. Doch von euch allen, und von Dir mein bester getreñt bleiben, dies wäre hart.

Wir sind hier, in einem Schönen, gesunden, durch guthe Menschen bewohnten Städchen, haben uns über die Freundschaftliche äuserungen nur zu freuen und versprechen uns ein ziemlich angenehmes, instructives, und oeconomisches Leben. bey meinen Knaben hat der unterricht bereits angefangen bey lili wird er vorbereitet, und Türckheim schikkt sich auch an collegia zu höhren. Eine meiner erwartungen Schlug fehl, denn ich fand nicht, wie ich es vermuthete eine ausgerüstete, sondern eine kahle Haushaltung an. auch muß ich Deine Frau bitten, mir manches noch in der Messe zu erkauffen, gerne würde die Mühe erspart haben, aber die unmöglichkeit hier manches zu haben, und die gefällige bereitwilligkeit mit welcher Sie sich für mich verwendete, berechtigt meine bitte. — Der Gemein Geist scheint hier gut, doch so gespant daß es eines unvermerkten stoßes nur bedarf, um alle unruhige Köpfe in Bewegung zu setzen. auch gieb es anhänger an neuerungen in menge, doch — aber Herr Bruxner will ich soll schlisen, und ich muß folgen. zuvor aber mein bester, nim meinen besten heißeten Dank für alle Lieb, aufopferung von Fleiß, Gesundheit und zeit, und für die Freundschaft die Du uns allen imer bewiesen an, und bleib meiner Erkentlichkeit, wie meiner inigsten Liebe versichert. mögest Du imer glüklich, und so ungestört von verfolgung bleiben, als Du es verdient, und Dir wünschet Deine Dich Liebende

Schwester Lise Türckheim.

Küsse die liebe, guthe mimi in unser aller Nahme, Gott erhalte Dir Sie so rein und gut und Du Dirs von Deinem Kind versprechen darfst.

II.

[1794] le 31 aust.

Il en coute trop à mon coeur, de vivre separée de vous, pour qu'il me soit possible de rester longtemps sans m'entretenir avec le meilleur de mes frères. j'espere que vous aurez reçu le mot de lettre que je vous ay adressé par Bruxner, et que vous aurez remis les incluses a leur adresses. j'attend avec impatience une reponce de vôtre part, et me flate vollontier que vous conserverez quoi qu'absent, le souvenir d'une amitié pure, et constante a vos amis. — Je pense que voila la foire bien en train ches vous, et me permettrai vollontier de vous observer, que nous n'avons que 6 chemises chacun, | mon mary excepté | et que je serais charmée au cas que la foire offre la ressource du choix, et du bon marché, que vous voullussiez me faire l'emplette de toile ordinaire pour les Enfans, — et d'une qu'alité un peu meilleure pour moy, pourvue qu'elle soit sollide et blanche, le prix de 30—à 36 kr. pour moy, et de 20—24 tout au plus pour les Enfans me seroit convenable, je ne fixe point l'aunage, puis que je ne conais pas la largeur. mais vous observerai qu'il m'a fallu 62 aunes pr Fritz, et lili et que la piece que vous m'avez fournie, m'a fait 6 chemises pour Henry — 2 pour charle, et 6 pour Guillaume. je m'ettois proposée de les achetter ici insensiblement, pour ne pas grossir notre depense d'une maniere trop salliante, mais la toile est si chêre, même à Nuremberg que je crois qu'il sera prèferable de profiter de la foire. — Je vous prierai egalement, de m'achetter, ein Geſchirr für auflauf zu machen von Neuwieder geſchir, puisque tout ce qui n'est point vivre, est cher ici. — L'amy Tieman m'a prié de lui acheter de la Mousseline pour 4 mouchoir Cravattes et des petites d'entelles pour les coins, mais tout ce que j'ai vue à Nuremberg est cher, et mediocre, osserois-je vous prier de m'en faire L'emplette? votre feme est si complaisante, qu'elle voudra j'espere, dans un moment, ou elle s'occupera de ses emplettes, s'interesser aux miennes; au cas cependant que des occupations trop multipliez l'en empechent,

je vous prierois d'en prevenir ma belle Soeur Schoenemann qui m'a offert de se charger de mes comissions; ex[c]uséz mon cher l'embaras multipliez que je vous donne, et fournissez moy l'occasion de vous en prouver ma reconoissance. Nous avons été hier a Nuremberg, dans l'intention d'y faire des Emplettes, pour monter insensiblement menage. La ville est grande, et j'ajouterois même assez belle, Sy la bizarerie des peintures ne defigurois la façade des maisons. Nous ne trouvames pas Mad. d'Ekhart puisqu'elle demeure a la Campagne, mais Mons. de Haller vint nous trouver avec L'empressement de L'amitié, pour nous offrir la Campagne de Mons. Son Pere, qui est tout près d'Erlangen, et la mis, à notre entière disposition. Nous n'avons en general qu'a nous louer de l'accueuil qu'on nous fis jusqu'ici. aussi serois-je parfaitement contente, sy mon coeur pouvoit reprimer le sentiment d'amitié, qui seul fait son bonheur. J'espere mon bon Amy que vous aurez la complaisance de nous comuniquer tous ce que vous apprendrez relativement a nos amis malheureux, et que vous ne m'oublierez jamois auprès de nos freres, lorsque vous leur donerez de vos nouvelles. Hans est-il ches vous? que ne m'etoit-il possible de le serrer dans mes bras, et de lui temoigner combien sa conduite me rend heureuse! veuille le destin nous reunir un jour, avec la douce consolation, et la persuation intime d'avoir rempli nôtre tache, et de marcher vers le but que la vertu nous montre. — ne m'oubliez point chez nos amis, Mezler et Brevillier, et les d'Orville sur tout. et recomandez moi au souvenir de Madame, et Mademoiselle Gontard, de vôtre chere feme et embrassez la bonne petite Mimi pour nous tous. veuillez me marquer sy la santé de François se remet. Je finis pour aujourd'hui puisqu'il est tard, et vous prie de croire a L'inviolabilité de mes Sentiment

Je suis toute à vous votre Sincere

Amie et Soeur

Lise.

le 31 aust —

La Mousseline que j'ai demandé dans ma derniere est pour une douzaine de bonne chemises et une dites de petites, mediocre. — Je me permet encore une demande, Nous couchons sur, et sous les plumes, et avons besoins de couvertures, en trouve-ton de faite — (tissues) en foire, ou sinon, que payerois-ton pour une toile de couton fort ordinaire, que l'on feroit imprimer ici?

III.

Erlangen le 15 7bre 1794.

Vos lettres, qui sont toujours un Sujet de rejouissances pour nous, ont été hier, un motif d'allarme, et de tristesse en ce qu'elle nous annonce le depart inopiné de Redslob.[1] il m'ecrit une lettre L'amentable et me conjure de tout employer pour L'affranchir. mon mary a ecrit il y a quelques jours au Prince Reus, sous couvert de Metzler, jespere que celuici, pourra agir d'une maniere efficace pour les 3, Heisch, Redslob et Reisseisen. veuillez mon bon amy, le Seconder, autant que vos occupations vous le permettent. — la visite de Staedel nous a fait grand plaisir, il s'est formé d'une maniere avantageuse, et paroit decidé à Suivre les conseils de L'amitié Sage et prudente. il va pour cet effet conferer avec un amy suisse. Il nous a apporter une preuve nouvelle, de la bonté toujours active, de Madame Gontard. Les fruits bien conservé, et beau, ont fait les delices de la famille, et de nos hôtes, pre(n)sentez-en je vous prie nos remerciments à cette chere mama sy bonne, et pleine d'attentions. je me reserve le plaisir de lui en temoigner moy même, toute ma gratitude. votre chere feme s'est acquis de nouveaux droits à ma reconnoissance, par les soins empressés qu'elle donne, à l'execution de mes emplettes, je les attends avec impatience, puisque nous-en sentons souvent la privation, et la remercie bien sin-

[1] F. H. Redslob, der Erzieher der Türckheimschen Kinder, war in die französische Armee eingereiht worden und in österreichische Gefangenschaft geraten, vgl. Th. Gerold, Franz Heinrich Redslob, Straßburg 1906.

cerement de la peine qu'elle prend. Seroit-il possible d'ajouter encore einen Schaum löffel u anricht löffel. von Neuwieder Geſchir und Schwarze kreit zum zeichnen, für lili? – les legumes confis manquent absolument j'aurois pour cet effet desirée, un petit tonelet d'harricots, Sallade, ou chicorée confites, et un pot d'oseil. J'ai comencée aujourd'hui à faire la cuisine ches moy, puisque nous n'avions presque jamois des legumes. et je crois que mon aide cuisine, qui est en même temp femme de chambre, sous servante, et Domestique, est un fort bon sujet, quoi qu'un peu novice encore. l'activité est à l'ordre du jour, le courage en requisition et la patience à l'epreuve des Evenements. Je vous salue bien cordialement tous, et suis pour la vie vôtre sincere amie

Lise

[Nachſchrift von Lilis Tochter]

So eben vernimt meine Mutter allerbeſter Oncel, daß die Verwendung von einem angeſehnen Kaufmann aus Ulm Hern Retzlob viel nutzen könnte. noch fügt man hinzu, daß man ſich auf die Erlaubniß des Graf braun berufen könnte, welcher vermittelſt der Verwendung eines gewiſſen H. v. Dürkheim, welcher in dem Kriegsrath von Wien ſitzt, die Freylaſſung von Retzlob auf Caution bewilligt hätte.

IV.

le 23 [Oct. 1794.]

Il-y-a sy longtemps, mon bon Amy que je ne vous ay dit un mot, que je dois à mon coeur le plaisir d'un entretient, et je profite vollontier d'un moment de loisir, pour me procurer cette jouissance. L'agitation continuelle dans laqu'elle vous vegetez, me peine, et m'allarme, je crains souvent L'influence de cette tension, sur votre sante, et en redouterois bien plus encore les suites pour votre disposition Morale, sy vôtre resignation, et vos principes Religieux ne metoient conus. Dieu sait ou s'arretera le bras destructeur des reformateurs françois! l'avenir ne nous presente que des tableaux tragiques. – Nous començons à nous plaire ici, et je vois avec plaisir, qu'on trouve partout

des gens sensé, et de principes sur, mais j'ajouterai malgré moi, que le nombre en est sy petit, qu'il faut aller soigneusement à leur recherche. Je n'ai point formé de Societé close, puisque d'un coté, je n'aime point rompre avec ceux, avec lesquels je métois lié, dans lidée que nos ames, etoient à l'unisson, et d'un autre coté, puisque mes occupations domestiques, ne me permettent pas, de m'absentir souvent. Il-y-a un bal chaque moys qui ne coute que 48 kr. d'entré, pour les homes, et 36 kr. par portion de soupé, que nous frequentons assez regulierement, un concert d'amateurs par 15 dont L'abonement pr home coute 4 fl. par ann, deux par semaine Comedie, et independement de cela, des vissites sy l'on veut. d'accord, avec ma garderobe, et ma bourse, nous ne somes pas partout, mais ne nous refusons pas non plus, au plaisir de la sociéte, que je voudrois faire conoitre, et apprecier à ma fille. Le plaisir d'avoir Red[slob] avec nous, nous mets dans le cas de r'attraper le temps perdu, et mes Enfans en sentent sy bien le besoin, qu'ils s'ont fort appliques, ma fille vá comencer son cours d'instruction Religieux ches Mr Abek avec Mll de Heer, et Friz, que je crois assez sensé, pour ne point abuser de la permission d'assister a ces leçons. la maniere d'Abek d'enoncer ses opinions Religieuses en chaire a inspiré beaucoup de confience et d'interet à mes Enfans, et tous ce qu'on nous à dit de ses instructions nous a decidé a y envoyer nos Enfans, lili pour y faire sa confession de foi Friz pour s'y instruire, pendant quil nous sera encore permis de le faire. car Dieu sait jusqu'a quant on nous laissera tranquile ici, nous mettons en attendant notre temps a profit, chacun fait ses etudes de son côté, il n'y à que moy qui suis condamné a ne m'occuper que du phisique, ou de L'oeconomie, et je vous avoue qu'il n'y a que la persuation, que je rempli le but du Createur, en m'assujettissant aux circonstances, et en faisant mon devoir, qui me soutient et me console — Veuillez mon bon Amy, vous informer ches mon Amie Beth:[mann] s'il est vrai que son gouverneur la quitte, et m'indiquer, s'il est possible, les con-

ditions attaché à sa place. — Dites moy je vous prie, coment vous ferès, sy forcé par les circonstances, vous quittez Ff.? pouvez vous retirez vos fonds, et les nôtres? je vous avoue, que j'en suis souvent en peine et que je desire qu'il soit possible de mettre en Sureté le peu qui nous reste; tachez je vous prie de placer ailleur, et soyez sur que nous ne retirerions plus rien de ce qui y reste placé, s'y les françois y entroient. L'idée de gagner un jour ma vie, en travaillant, m'occupe souvent, et quoi qu'elle ne m'effraye pas, je ne voudrois pas cependant avoir des reproches a me faire. Je vous prie, mon cher, de me dire occasionellement, s'y mes dentelles sont avec mes montres, ou sy elles ont été vendues, et à combien? Je n'ay plus qu'un souvenir confus, de ce que vôtre femme m'a dit à ce sujet, et desirerai m'en assurer. — Nous avous loué, un autre appartement pr Pâque, infiniment plus spacieux, et plus comode et à bien meilleur compte. Il-y-a 6 chambres, un office, et une belle cuisine au premier, buanterie, cave, et bûcher Spacieux. pr 100 fl. pr ann et les Mansardes, qui sont composees de 4 chambres, à raison de 60. Nous avons fait bail pour le tout puisqu'il nous serà facile de trouver des locataires qui nous convienent; les personnes qui occupent cette Maison quittent à Pâques, et nous trouvons à nous arranger pr les Meubles, à très bon compte; ils sont très Modèstes, et c'est ce qui nous convient. n'avez vous point de nouvelles du pauvre Hans? le coeur me saigne quant je pense, que le voila à peine etablit, qu'il est de nouveaux forcé à quitter! et le conseillé que fait-il est il encore tranquile? qu'el sort, pour des familles entieres. Je mets le doigt sur la bouche, et me tais. les dernier 400 fl. que vous nous envoyates ont ête employez en partie a payé la moitié du logé, a allimenté la depense du moi, et à payer quelques emplettes pr les etudes, et le menage: veuillez mon cher nous assigner 200 fl. pr le mois prochain. —

J'avois reservé le bas de ma lettre pour mon mary, qui vouloit vous écrire, mais d'après son propre aveu ist er ein un-

artiger Menſch der nicht Schreibt, weil manch Schlafendes, dunkle Gefühl dadurch rege gemacht wird, und Ihn beunruhigt. —

Mill. tendre Amitié à vôtre feme, mimi, et la chere mama, et Mll Gontard.

Dites moy je vous prie, s'y l'on a fait quelque Sacrifice en faveur de Mll Delph?

Ma fille qui vous presente ses Homages, ainsi qu'a la chere tante, à un desir, tendre et impatient, qui lui fait attendre L'arrivé de ses croyans, avec impatience.

V.

Erlangen le 10. avril 1795.

Les nouvelles sattisfaisantes, que vous me donnez au sujet de la santé de vôtre chere feme, m'ont fait le plus sensible plaisir, je desire bien sincerement que ses forces reviennent avec la belle saison, et fais des voeux pour son entier retablissement; dites lui je vous prie tous ce que L'amitie a de plus tendre, et temoignez lui de ma part tout l'interet que je prend à son retablissement. en juger par le contenue de vôtre derniere, et la maniere dont vous prenez à tache de me guerir de l'envie de retourner à St.[rasbourg] vous avez mal jugé, ou j'ai mal enoncé le voeux de mon coeur. Il est vrai que j'ai conservé pour cette bonne ville, l'attachement, et le reconoissance la plus pûre, que mon ame s'ellance souvent vers ses loyaux Habittans, et que lidée d'y retourner un jour est un beaume sallutaire à mon ame, mais je vous assure avec la même franchise que je redouterai le moment du retour, s'il devoit avoir lieu dans ce moment cy, lidée de voir mon mary exposé un instant, et d'avoir cooperée à son danger par le souhait trop prononcé du retour, deviendrait une source intarrissable de peine! je me garde donc de desirer d'une maniere trop possitive, puisque les evenements sont incalculables; ma situation n'en devient pas moins delicate, ou embarassante; car lorsqu'après bien des combles j'ai gagné sur moi, d'être calme, et contente de ma situation, et que je crois être

d'accord avec l'evenement, des nouvelles somations revienent fort mal à propos me prouver que je n'ai point encore entierement maitrisée mes desirs, et qu'un lien indissoluble me lie, et m'attire. Ne croyez pas mon cher amy, que je me fasse illussion sur ma situation actuelle, ou sur le danger, et malheure à éprouver en France, je conois et aprécie le bonheur de vivre tranquile, et à labrie du besoin, je rend grace à Dieu de m'avoir sauvé si miraculeusement mon mary et mes enfans, et m'abbandonne entierement à sa direction, mais je cache point, que lorsque je me permet de jetter un regard à lautour de moy, et de me demander, que deviendrons nous? ou porterons nous nos pas, mon mary restera-til dans l'inactivité, ou s'occupera-til des moyens de se rendre utile a ses enfans, et ses concitoyen? je trouve peu de reponces sattisfaisantes pour mon coeur; et je ne vois, aprés avoir parcouru dans mon imagination les differents pays de L'europe, et aprês avoir gemy sur le desordre, et la dissention qui y regne (sans conter ceux qui menacent leur ruine) que l'espoir du retour qui soit bienfaisante à mon ame; mais lorsque les factions qui dechirent ce malheureux pays, et les troubles, qui en sont imenquablement la suite entrent en ligne de compte, avec le plaisir de revoir ses amis, il faut s'imposer la loi du silence, n'esperer qu'en Dieu, et lui abbandoner le soin de combiner et d'arranger les Evenements; En en attendant le resultat, nous avons pris possesion de nôtre joli logement, et nous attendons d'un moment a l'autre mon frere avec ses 2 fils. — Je vous offre mon cher amy, en echange du recit des brasseur, une gentillesse Nurembergoise du même genre. la populace s'est amusé a visiter les boulanger pour leur demander s'yl cuiroit des gateaux de paques : come d'habitude : la reponce negative fut le signal d'un desordre comis sur leur vitre, et leur bureaux, qu'il brisèrent aussi tôt, ceux qui repondirent affirmativement furent menagé. la crainte d'un plus grand desordre fit prendre les armes aux bourgeois, qui monterent la garde tous les jours. tout est tranquile aujourd'hui, quoiqu' infiniment mecontent, et aigri.

Le moment de la foire me fait conoître quelques besoins, que je prie vôtre amitie de sattisfaire, si toutes fois vos occupasion le permettent. — c'est des bas de fil gris pr les 3 fils ainés pareils a ceux que nous avons de Mons. Finger, et 3 ℔ de fil a tricoter pareils celui que la Brevillé m'a acheté — une demi douzaine de paire pr chacun mais ce qu'il y a de plus essentiel encore seroit une close quelconque pour le journalier, c. a. d. du sollide pour vestes et culottes, ils portent encore toujours leur culottes de velour, et il comence cepandant a faire bien chaud. Je repugne à faire une emplette, mais celle c'y est indispensable. pardoñez la peine. — dites je vous prie a la chere petite mimi que sa lettre m'a fait grand plaisir, et que jy repondrai incessament. — Mons. Bruxner, ou Fabri se chargeront peut être de mes petits paquets. — adieu mon bien cher amy, aimez moy toujours, et croyez à linviolabilité de mon attachement. Sy le nanquinette rayé, et foncé, n'est trop ch[er] une paire pour les dimanche, a chacun feroit plaisir [Schluß abgeſchnitten].

VI.

Erlang d. 23. Auguſt 1795.

Ich ſchrieb Dir vor einigen Tagen mein Beſter, und glaubte Dir bald beſtimmt melden zu können, welchen weeg ich zur rükkehr nehmen und in welcher Geſellſchaft ich verreißen werde. aber ein geſtern erhaltener Brief von T.[ürckheim] ſezt mich, durch zu große Gefälligkeit auf's neue in verlegenheit, indem er mich auffodert, die längſt gewünſchte Reiſe durch die Schweiz zu machen; da dieß aber die Reiſe Koſten um ein merkliches vermehren würde, ſo entſchließe ich mich gerne, jeden neueren Weeg zu wählen; erwarte aber erſt noch Briefe von T:[ürckheim] gerne würde ich über Altorf gegangen ſeyn und von da aus, den möglichen Weeg gewählt haben, aber auch hierüber kann ich, bevor ich mit Herrn von Ekkhart geſprochen : der Morgen ankomen ſoll : nichts ſagen.

Auch Redslob Schikſaal iſt noch unentſchieden; ich glaube Dir geſagt zu haben daß die Frau Margräfin ſich ſo güthig bey H: v. Lehrbach für

ihn verwendet hat, auch erhält er wahrscheinlich einen pass. Den gleichen Tag aber als wir dieses zu bewirken uns bemühten, schreibt T.[ürckheim] als Antwort auf einige meiner Briefe, die Wünsche R: enthaltend, daß er die Erlaubniß zu seinem ausbleiben zu erhalten hoffe, und in diesem Fall, auch Friz mit ihm vereinigt zu lassen wünsche; das durchkreutzen dieser verschiedenen operationen ist mir äußerst unangenehm, aber ich kann nichts erzwingen, und muß abwarten, was die Basler Freunde sprechen werden. Bruxner hat mir auser den schon gemeldeten 52 fl. auch die 180 für den Monath 7bre vorgeschossen; 200 fl. werde ich wahrscheinlich für die Reiße kosten erheben müssen, und annoch 5 Laubthaler für Rechnung meines Mannes an einen Kriegsgefangenen zahlen müssen, wolltest Du sie gefälligst wieder ersetzen? — Uberschikke mir bald, mein Lieber, Treuer Freund deine Aufträge für meinen Mann, und sage mir noch ich bitte Dich was uns bleibt, und wie viel wir Jährlich zu verzehren haben, dies muß ich wissen, aus mehr als einer Ursache. — indem ich schreibe erhalte ich Deinen lieben Brief vom 20, für den ich Dir den verbindlichsten Dank sage, oft mein lieber werde ich noch von der möglichkeit Dir schreiben zu können gebrauch machen mir Deinen Rath erbitten, und meiner Ewigen Freundschaft Dich versichern. viele der Freundschaftlichsten grüße an Deine liebe Frau, und Mimi.

Elise.

Der Sturz Robespierres ermöglichte nach langem Hangen und Bangen die Rückkehr nach Straßburg. Hier galt es nun, in rastloser Arbeit den zerrütteten Wohlstand wieder aufzubauen. Auch aus dieser Zeit liegen zahlreiche Briefe Lilis an ihren Bruder vor, die ein schönes Bild der treu sorgenden Familienmutter geben. Eine Gesamtausgabe aller Briefe Lilis war von der Gesellschaft für Elsässische Literatur in Straßburg schon vor dem Kriege vorbereitet. Möge das schöne Unternehmen, den Wirren der Zeit zum Trotz, zur Vollendung gelangen als ein würdiges Geschenk für die deutsche Frauenwelt!

Albert Leitzmann

Briefe F. L. W. Meyers an Therese Heyne

aus dem Sommer 1785

Als ich in den Mappen meiner ungedruckten Handschriften Umschau hielt, um etwas zu suchen, womit ich Ihnen, verehrter Freund, zu Ihrem Festtage eine Überraschung bereiten könnte, fiel mir eine Abschrift in die Hände, die mir Herders Enkel, F. G. von Herder, der frühere Besitzer der dann nach Göttingen gekommenen Originale, in Grünstadt vor langen Jahren zu beliebiger Benutzung zur Verfügung gestellt hatte. Es sind neun Billette, die der junge F. L. W. Meyer im Sommer 1785 an Therese Heyne, die Tochter des berühmten Altertumsforschers, gerichtet hat.

F. L. W. Meyer (von Bramstedt, wie er nach seiner späteren Besitzung bei Hamburg vielfach genannt wird) hat eine literarhistorische und psychologische Würdigung bisher nicht gefunden, obwohl man ihm im Kreise der verschiedensten klassischen und romantischen Zelebritäten immer wieder begegnet. Zimmermanns Hallesche Dissertation von 1890 ist nur ein dürftiger Anfang. Später hat Geiger in seiner bekannten, von berufensten Seiten genügend charakterisierten Art ihn und seine Beziehungen zu Heynes Tochter besprochen (Dichter und Frauen 2, 26; Therese Huber S. 42). Es widerstrebt mir, hier dagegen zu polemisieren, und es liegt mir nichts ferner, als den ergreifenden menschlichen Eindruck, den diese Dokumente einer tiefen Liebesneigung notwendig machen müssen, durch solche Beigaben ablenken oder stören zu wollen.

Zum äußeren Verständnis brauche ich nur an weniges zu erinnern. Meyer, an der Göttinger Bibliothek angestellt, trat Therese Heyne im Sommer 1785 nahe, nachdem diese aus Gotha vom Kranken- und Totenbette ihrer Freundin Auguste Schneider (man vergleiche Ihre Ausgabe von Goethes Briefen an Frau von Stein 1, 616) im April zurückgekehrt

war und ehe sie im September ihren Verlobten Georg Forster als Ehefrau nach Wilna begleitete. Die engen Herzensbeziehungen, die zwischen ihm und Therese mit der Schnelligkeit und Gewalt einer elektrischen Entladung sich gebildet hatten, sollten zu wiederholten Malen in die Geschichte von Forsters Ehe verdunkelnd eingreifen (vgl. Zincke, Georg Forster nach seinen Originalbriefen 2, 9; auch hierüber enthalte ich mich an dieser Stelle jeder polemischen Kritik). Im einzelnen haben die Briefe kaum Erklärungen nötig. Die Göttinger akademischen Größen Blumenbach, Kästner, Meiners, Fiorillo, der Arzt Fischer sind bekannte Persönlichkeiten. Auch H. A. O. Reichard (vgl. dessen Selbstbiographie S. 183) und seine Frau Amalie Seidler, Theresens Freundin seit den Gothaer Tagen, sind jedem Goethekenner geläufige Namen. Die Zitate aus Lear und Hamlet bedürfen keiner Nachweise. Die Reihenfolge der einzelnen Stücke läßt sich bei dem völligen Mangel äußerer Anhaltspunkte nicht endgültig festlegen: auch der Wechsel der Anredeformen hilft nicht zum Ziel.

1.

Ganz meine Schwester! meine Schwester! wenn für die Bezeichnung fremder, nie zuvor empfundener, nie für eine andre zu empfindender Gefühle auch ein Name sich am besten schickt der mir hiebevor fremd war. Wenn in dem näheren Anblick deines Daseyns, wenn in dem Hinzudrängen an alles was dein ist, wenn in jedem Pulsschlag der im Gedanken an dich sich lebhafter hebt, reine ehrwürdige, nicht lichtscheue, lichtgebende Entschlüsse und Empfindungen und Aussichten sich meiner Seele ahndend entschleyerten, wenn der Vorsaz und die Nothwendigkeit gut zu seyn, wie der Einfluß einer milden Sonne, ein Ausguß deines Geistes auf den meinigen ward, wenn ich mich nie, auch im Traum nicht! auf niedrigem Neid gegen den ertappte dessen Schicksal du zu dem deinigen machst, wenn je durchdrungner ich von deinen Vorzügen ward desto klarer die Gewisheit vor mir stand, du bist nicht der Mann auf dessen Unwürdigkeit sich die Liebe dieses Geschöpfes beschränken könte, deine glühende Liebe reicht noch nicht bis zu ihrer kleinsten Theilnahme, ihr Vertrauen selbst ist zu hoch für dein Verdienst, und kan nicht dein werden weil du ihm gewachsen

bist, sondern nur weil sie in dieser herzlosen Welt niemand bessers hat, und weil du minder reizbar als ihre bessern Freunde, minder thätigen Gefühles für ihre Leiden fähig bist — wenn ich alles dies mir nicht zu sagen brauchte, weil es mir immer lebendig ist, verdien' ich denn mehr als den Nahmen eines Bruders, verdien' ich ihn einmal, und bring' ich dir etwas anders als ein Herz von Eis?

Daß noch ein paar kümmerliche Blutstropfen in diesem nie belebten Herzen verloren umherirren, daß zuweilen an dir erwärmt meine Hand minder kalt ist, daß meine ganze frostige Existenz einen überhingehenden Anschein des Lebens gewinnt, und meine berauschten Sinne und meine aufgeschüttelten Geister in ihrer höchsten Anstrengung zu der Wärme gelangen, die besser begünstigte Menschen durch eine Tasse Caffee in sich hervorbringen, das ist ein großes Glück, und wie sehr es mich freut kan niemand wissen, als ein Grönländer, der den Ofen den ihr in euren Zimmern habt nur an einer seltnen Feyer in dem Hause seines Gouverneurs zum ersten- und einzigenmal kennen lernt. Ich habe Ihnen schon gesagt daß das, was die Leute die mich nach sich beurtheilen Feuer bey mir nennen, bloßes Queckſilber ist, daß ich immer unruhig gewesen bin aber nie durchglüht, daß ich Bergauf und abgeloffen bin ohne je zu finden, daß ich endlich bey Ihnen traf was ich nie zu wünschen vermogte, weil es weit weit über mein Ideal war, und daß man es mir wie einem Wilden verzeihn muß, wenn ich um die wohlthätige Flamme herum hüpfe und springe. Trauren daß ich davon muß dazu ist Zeit genug wenn das Uebel da ist, je mehr ich mich ihr nähere, je heißer ich davon werde, desto besser, desto länger werd' ich davon haben! Wer weiß wann sich meine Reise schließt? Zum Verbrennen ist meine Haut zu hart, brauner kan sie nicht mehr werden, und wenn ich nichts gelernt hätte, so weiß ich doch daß ich nicht zu schwach bin zu ertragen was ich stark genug bin zu fühlen! Mein Geschwäz macht Ihnen Langeweile, besser also ich mache sie mir und kehre zu meinen Convenienz Briefen zurück. Ich werde noch diesen Nachmittag krank daran liegen, und reiße mich vielleicht nur auf ein Stündchen los um Blumenbachs zu sehn, und Käſtnern heimzusuchen. Gegen Meiners ist das Wetter und meine Stiefeln.

Ich werde ja alsdan ein Wort über die Quassia reden. Daß sie Stärcke giebt weiß ich und bedarf ihrer. Blumenbach weiß viel wie erschöpft unser einer ist. Ich trinke nur alle Morgen und alle Abend ein Weinglas voll. Alles was ich thun kan, ist daß ich sie nur vier Wochen gebrauche, da ich mir acht Wochen gesezt hatte. Sie schmeckt vortreflich, viel bitterer als Wermuth! Säfte kan ich für meine Begierden nie genug erhalten. O hätt' ich die Kräfte eines Herkules, sie wären für die Forderungen meines Geistes nicht zu stark!

Ich bitte dich erniedrige mich nicht durch den Gedanken, als könte etwas anders mich um die theure heilige Erinnerung deiner am Abend bringen, wenn mein Geist, trivialer Bilder und Gegenstände entlastet, sich nur mit dem beschäftigt was er liebes und hohes kennt. Ich besorge und fürchte es wird ein Tag kommen, da dir, so gemäßigt deine Vorstellung von dem was ich Gutes habe auch seyn mag, doch das was ich wirklich bin noch kleiner und geringfügiger scheinen wird; meine Liebe zu dir ist das einzige was unter deiner gespanntesten Vorstellung nicht zurückbleiben wird.

(Adresse: pour Mademoiselle Thérese Heyne)

2.

The strangers are gone. I'm alone with my thoughts, and You know where they are bound to. Not asking any more for Your condescendence, may I hope for Your forgiveness?

My thoughts bear the cloth of the sky, and there is no likeliness of a blissful beam to disperse 'em. Fare happier than I!

3.

Nachts

Nein, Therese, keine Zweifel, aber heg' auch du keine wider mich. Selbst in deiner Strenge erkenn' ich deine Liebe, und in deiner Besorgnis, die ich wohl zu mildern wünschte aber nicht schelten kan, das vielleicht überflüssige doch schmeichelhafte Bestreben, Empfindungen die dir nicht minder theuer als gefährlich scheinen eine ewige Dauer zu geben. Ein Seufzer ist alles was ich mir darüber erlaube, ich ver-

hehle ihn dir nicht um dir nichts zu verhehlen, seine Hälfte gehört nur dem Zwang, seine schönere Hälfte der Erkentlichkeit. Wenn ich aber so vor dir die Augen niederschlage, wenn ich über das erröthe was doch mein Stolz ist, wenn ich selbst einer nie zuvor erprobten Lebhaftigkeit meiner sonst matten Blicke gebiete in Schmachten und Thränen überzugehn, so verachte das Opfer nicht was ich dir bringe, so glaub nicht daß ich darum deinen Wink erfülle weil es mir so bequem wird ihm nachzukommen, so nim meinen Gehorsam nicht für Schwäche. Ich kenne nur eine Stellung die mir gegen dich natürlich ist, es war die welche du mir am Abend wo der kleine Br. dich belagert hatte anzunehmen erlaubtest, es ist die in der ich außer dir zu keinem Menschen, zu keiner erträumten Gottheit geredet habe. In ihr wird es mir so leicht ums Herz, in ihr werd' ich deinen theuren Schatten noch oft umarmen. O ich will mich nie wieder in ihr vergessen, damit ich nie wieder Gefahr laufe das ernsthafte Gesicht zu sehn, das dein gutes Herz mir sobald erließ, und das mich nie begleiten muß, wenn ich irgend ruhig von dir gehn soll.

Hier ist ihr Brief, sprich mir alle Feinheit der Empfindungen ab, nenne mich ein eigennüziges eitles bestochenes Geschöpf, ich kan doch ihrem Herzen meine Theilnahme und ihrer Lage mein Mitleid nicht versagen. O warum war ich nicht ihr Vertrauter! ich hätte mehr für sie gethan, als deine ungeblendete aufgeklärte Freundschaft sich zu thun erlaubte, ich hätte sie das Vorurtheil verachten gelehrt, ich hätte sie in die Arme eines Mannes geführt bey dem es ihr aus einer Schüssel wohl geschmeckt hätte, und Reichard würde eine andre genommen haben. Das große Unglück ob die tausend und erste oder die tausend und zweyte seiner Buhlschaften seinen Namen künftig geführt hätte! Wo war mein Kopf, als ich meinen Brief an ihn schrieb?

Soll ich der Stelle erwähnen, wo Amalie meiner gedenkt? Schmollst du dieser Stelle wegen so mit ihr? Ist denn unsre Verbindung ein so alltägliches Ding, daß sie jedermann begreifen könte? Wer sie begreifen könte müste sie schließen können, und kennst du dazu ein Mädchen außer dich? O verzeih ihrem Misverstande! Kan ihn ein Mädchen hegen für die du dich aus voller Seele interessiren kontest, begreift

uns selbst jemand besseres nicht, jemand der mit dieser und allen übrigen Personen ihres Geschlechts nicht in einem Odemzuge gedacht werden darf, o so bürgt dir alles dafür daß meine Empfindung, um der Einzigkeit ihres Daseyns willen, auch einzig seyn muß in ihrem Gegenstande und in ihrer Dauer, und daß, wenn wir uns die ganze Welt sind, wir auch die ganze Welt entbehren können. Das ganze Interesse meines Lebens hängt an deiner Beständigkeit, darum bin ich eifersüchtig auf diese deine Tugend, selbst in ihrem geringsten Ausbruch, die unbedeutendste Kleinigkeit die dir einst wehrt war, darf es dir nicht minder werden, oder ich zittre vor dem Umsturz des Gebäudes welches meine Existenz zusammenhält, eines Gebäudes das, so sehr es mir alles ist, doch eine so große Kleinigkeit wird in dem Kreise der Gefühle die du umfassest. Darum sprech' ich Amalien so das Wort, darum liegt meiner eigenen Ruhe daran daß du nicht laß werdest Sie mit Liebe zu umfassen, ihre Führerin, ihre Lehrerin, ihre nachsichtsvolle Freundin zu seyn.

Ein Brief voll du — ich kehre zu meiner Pflicht zurück.

Was ich mit Fiorillo verabrede geschrieben zu lesen würde Ihnen tödliche Langeweile machen, und vielleicht in meinem Briefstyl nicht einmal auszudrücken seyn. Erlauben Sie mir daß ich Ihnen das in einer Minute mündlich sage. Ich will nicht vor drey Viertel auf zwey Uhr morgen Nachmittags zu Ihnen kommen, und gleich wieder gehn, und in der Entfernung bleiben, und Ihre Hand nicht einmal berühren, es sey denn daß Sie mir das Paar Ohrfeigen geben wolten welches Sie mir lezthin versprachen, und das ich wohl eincassiren muß, wenn Reue mir nicht den besten Theil davon wegfischen soll. Auch müssen wir über die Art reden wie Sie hinkommen, denn abholen darf ich Sie wegen der Gefahr von Ihrem Vater bemerkt zu werden nicht wohl, aber auf der Straße treffen kan ich Sie, wenn Sie zum bestimten Glockenschlage ausgehn, sehr leicht. Ueber alles das nur zwey Worte. Kan man billiger seyn? Selten ist man so zum Befehlen gebohren wie du, aber die Seltenheit ist vielleicht eben so groß zum Gehorchen geschickt zu seyn? Was macht dein Hals?

4.

in Hurry for going at the library.

Half past seven I'll be with You. There's a diffidence of my feelings in Your letter I did not deserve. Nature is my Goddess, every stroke of her finds a corresponding intelligence within me, but nature surrounds me for ever and You are going! The time grows near when I must bind my soul to a distant star, as to the only thing where our looks may encounter themselves. I'll return Your landscape this evening; by contemplating it again and again, should not I attain one of the sighs You lost over it?

5.

Nach Mitternacht.

Losgerissen aus einer langweiligen Gesellschaft, in der mir seit ich sie betrat der Boden unter den Füßen brante, wenn gleich sehr vernünftige Leute zugegen waren, ist es der Schimmer des Lichts aus deiner Kammer, der seit langer Zeit zum erstenmal meinen Augen wieder wohl thut. O daß ich unter den Träumen wäre die dich izt umgaukeln, daß ich in der Luft schwämme die deine Brust an sich zieht und wieder von sich stößt! Erschlaft, ertödtet, und seit zwey Uhr von Menschen abgemattet die mir fremd sind, ohne fast einen einzigen einsamen Augenblick gefunden zu haben um mich zu sammeln, bin ich nicht wehrt dir zu schreiben, und sind mir Kopfschmerzen viel näher als Gedanken die sich dir zeigen dürfen. Aber habe Geduld mit mir, ließ dies einfältige Zeug lieber nicht, und vergönne mir nur das selige Bewußtseyn dir zu schreiben.

Was ist das für ein Brief den Sie mir geschrieben haben? Wie kan ich diese Besorgnis um mich je verdienen? und wie ist es möglich daß Sie meiner Erträglichkeit so überflüssige, meiner Beharrlichkeit so unzulängliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Soll es denn durchaus nur die Zeit seyn die mich in diesem und in einem nicht minder wichtigen Stücke bey Ihnen rechtfertigt? Gelten meine Thränen, meine Betheurungen, selbst meine Vernunftschlüsse, nur für Schwärmerey und für Schwärmerey des Augenblicks? Was ich fühlen kan das kan ich auch ertragen, und werd' es festhalten. Auf diese wenigen Worte schränkt

sich alles ein, was ich seit dem frühen Anfang unsrer vertrauteren Bekantschaft von mir behaupte, und der Glaube den ich in einer Minute erhalte verfliegt in der andern. Ich kenne ja nur dich, ich hänge ja an niemand als an dir; du hast viel andre Gefühle für viel andre Leute, und doch trau' ich so fest auf dich, blicke so sonder Zweifel in die Zukunft unsrer Verbindung — aber mir wird nicht geglaubt. Ich weiß alles was du darauf antworten kanst, aber glaubst du denn mein Blut fließe ruhiger wie das deinige, und ich sey um deine Theilnahme an mir minder ängstlich? — Undankbarer! Unbesonnener der ich bin! Da erschlaft wieder mein ungehobelter Ausdruck die volle Empfindung meiner Seele! Diese volle Empfindung ist flammender Dank für jedes Wort das du schriebst! In jedem Wort liegt Herzlichkeit Güte und Edelmuth. Es thut mir weh, mehr als ich sagen kan, weil es mir um dich, nicht bloß um mich nahe geht, daß unter der Rose Deiner Freundschaft die Dorne Besorgnis ist, aber seit wann sind die Rosen ohne Dornen? Wohl mir wenn ich um sie blutete, besser ich stürbe durch sie, und im süßen Tode der Liebe neigte sich mein Haupt um nicht wieder empor gehoben zu werden. Ich kenne den schönen Tod, oft wenn ich Dich lange betrachte ersterben meine Gedanken und meine Sinnen, und schwer werden sie durch fremdes Zuthun zurückgerufen. Ich kante das nicht vorher, aber ich begreif' es. Ich darf ihm nicht entgegen gehn, vielleicht noch lange nicht, vielleicht niemals, aber Heil mir! wenn er nun komt auf den Armen der Nacht, der freundliche Jüngling, die spärliche Fackel meines Lebens verlöscht, den Kranz von Mohn um meine Schläfe windet, und mich sanft in seinen Armen nach dem Lande hinüberträgt, aus dem kein Reisender zurückkam. Werd' ich mich je aus diesen Armen losreißen können? ach! sie sind gemacht auch meine Therese zu umfassen; meine Therese, die allein zu leben oder allein zu sterben verdient!

If You can be so generous don't read this letter. I wrote it in terrible head-ach, words and thoughts must resent it. I send it only to You, because I prefere to be look'd like a blockhead, than to be suspected ingratefull.

(Adresse: for Miss Teresa Heyne)

6.

Pray, don't melt any hardness of convenience by softening words! Since friday Evening a totally absence of my better spirits makes me troublesome to myself, and unfit even to be seen of You.

Nay were it not for fear to seem unkind against a kind invitation, I would not expose my very languishing existence where Your eyes may be offended of it. Never mind, nor care, nor ask for me; he whom even the beams of Your friendship can't put out of his darkness, is worser than nothing. He needs not to die, his restless spirit is gone already, and the empty carcase not better than to be food for worms!

7.

Morgens

Ich kan nur zwey Worte ſchreiben, weil die Erde alles was überläſtiges auf ihr herumwirrt aufgeboten zu haben ſcheint, zwiſchen mir und meiner liebſten Beſchäftigung zu treten. Wenn nichts im Stande wäre meinen Verſicherungen mehr als fremder Erfahrung bey Ihnen Gewicht zu geben, ſo müſte es die tiefe Ruhe ſeyn die Ihre daurende Gegenwart bey mir bewürkt, die Zufriedenheit die alsdan an die Stelle der Empörung in meinen Buſen tritt. Zwar verhehl' ich Ihnen nicht daß ein Wunſch, ein Gedanke alsdan jeden andern bey mir verſchlingt, der Gedanke an den friedlichſten aller Schlummer; der Wunſch aufgelöſt zu werden, ohne mein Zuthun! Ich bin es meiner ganzen Lage, Ihnen ſelbſt bin ich es ſchuldig, zum erſtenmal auf das Urtheil der Welt Rückſicht zu nehmen, ob dies vielleicht der einzige Schritt iſt wo Sie mir rathen könten nicht darauf zu achten. Aber man iſt zu ſehr gewohnt, den Bewegungsgrund zu einem ſolchen Schritt in Verzweiflung, Mismuth, fehlgeſchlagenen Hofnungen, kurz in allem zu ſuchen, nur in dem nicht was mich dazu antreiben kan. Ich bin ſatt, ich habe genug von der Tafel des Lebens gekoſtet, ich mögte aufſtehn und einem hungrigen Gaſt Plaz machen. Nicht als ob ich glaubte ich könne nie wieder hungrig werden, alles hat ſeine Perioden, izt iſt die Zeit der Ebbe bey mir, die Fluth muß wieder eintreten. Aber warum

soll ich sie wünschen, warum soll ich meinen lecken Kahn den ungestümen Wellen von neuem vertrauen; warum soll ich einen Sturm abwarten, da es mir so zuträglich wäre im Hafen aus einander genommen zu werden?

O daß mich meine Hofnung nicht tröge, daß die Entkräftung die ich in mir fühle nie wieder dem Leben Plaz machte, daß das Blut welches izt so langsam in mir fortschleicht, wie der lezte Tropfen aus einer Flasche sterbend verdunstete! Noch einmal richtet' ich den matten Blick auf ihre Zukunft, lächelte noch einmal, und wäre nicht mehr. Meine Grabschrift ist gemacht. Hier ruht der dieses Aufenthalts nicht bedurfte um sich von der Welt loszureißen. Sein Morgen war heiter, sein Mittag schwül, früh sein Abend. Wohlthätige Stralen umgaben ihn als er hinunter sank. Es war zu spät.

(Adresse: pour Mademoiselle Thérese Heyne)

8.

Wenn Sie glauben können ich zweifle einen Augenblick an dem reichen Ueberfluß alles dessen was Sie mir geben dürfen, an der warmen Fülle womit Sie mir es geben, an der edeln grosmüthigen sich selbst herunterseзenden Bescheidenheit mit der Sie sogar keinen Wehrt auf das seзen was von Ihnen komt, und über meine Nichtigkeit einen Schleyer fallen lassen, wenn Sie so etwas glauben können oder wollen, so ist das der lezte Schlag des Schicksals den ich noch fühlen kan, Sie werfen mich wieder auf das unwirthbare Eyland wo Sie mich fanden, und ich bin unglücklicher wie zuvor. Ich kan dies Betragen verdienen, aber Sie können es nicht annehmen, obschon es vielleicht gut wäre. Was ich Ihnen verdanke, dafür hat meine Zunge keine Worte und mein Blick keinen Ausdruck, den Menschen bin ich im Ganzen viel Erkentlichkeit schuldig, und ich selbst bin das einzige widrige, gehässige, hirnlose Geschöpf der Erde. Sie haben viel gelitten, viel verloren, vielem entsagt wie es scheint, Sie sind unglücklich, Ihnen kan das Leben nur ein sehr gefährlicher Freund scheinen — was Wunder daß Sie dieses Begleiters lieber los wären, und sich seiner ohne Bedenken entledigten, wenn Ihre Gutherzigkeit Sie nicht zurückhielte? Ich habe nichts gelitten, nie etwas verloren was mir nöthig war, nie der kleinsten meiner

Grillen entsagt, ich bin glücklich wenn jemand auf der Welt diesen Nahmen verdient, und mir ist selbst der Tod nicht einmal Befriedigung genug, weil ich noch im Tode Fortdauer der einzelnen Theile befürchte. Wohin wird sich dann mein Ueberdrus, mein Eckel, meine Unerkentlichkeit wenden, welches Wesen wird es unglücklich machen und mit welchem Wesen unglücklich seyn? Dies ist eine eingewurzelte veraltete Krankheit an mir alles in so brauner Gestalt zu sehen, davon kommen meine Kopfschmerzen, und in diesem Zustande wird mich einst etwas viel verwünschteres betreffen. Meine Brust leidet, meine Augen sind düster, meine Stimme ist rauh, jede meiner Bewegungen ist links, und mein Bewustseyn weiß alles das, und freut sich zu sinken weil es dem Grabe zuzusinken glaubt. Dem Grabe, in welches hineinzuspringen nun ich mögte mich theure Pflichten, seit einiger Zeit noch theurere abhalten. Der bin ich, deiner Theilnahme unwehrt, und am unwehrtesten deiner Thränen. Sie brechen mir das Herz, sie zerreißen, sie durchbohren mich, aber sie machen mich nicht besser. O wie weißlich hat das nur selten errathende Schicksal die Unmöglichkeit aufgethürmt dein Leben an das meinige zu fesseln! welchen Mismuth hat es dir erspart, da es unmöglich war mich zu vermeiden, daß es meinen Anblick nur so überhingehend gemacht hat! Ich nehme meinen dummen Schädel noch einmal zusammen, um dich zu beschwören, die Schuld meiner Schwermuth nicht in dir, nicht in irgend einem mir aufgestoßenem Zufalle, sondern einzig in der Verderbtheit meines Herzens zu suchen. Ist es möglich daß neben deinem Bilde Empfindungen wie diese Plaz haben können? Weil es ist, muß ich mich hassen, und kan dich nicht bitten mir zu verzeihn. Ich bin alles für und durch dich, glücklich durch dich ohne alle Widerrede. Wenn aber das Gefühl dieses Glücks nicht fähig ist mich beständig heiter zu machen, so muß ich selbst das Urtheil über mich sprechen daß ich es nicht verdiene. Und ich hasse und verachte mich auch darum so, daß ich es nicht übers Herz bringen kan dich zu bitten mir zu verzeihn. Das muß mir wohl sehr am Herzen liegen, weil ich es wörtlich wiederholt habe, ohne es zu wissen!

(Adresse: pour Mademoiselle Thérese Heyne)

9.

Dein Wille ist ganz erfüllt. Ich bin bey Fischern gewesen, hab' ihn getroffen, und schon bereitet sich die Arzney, die mir nur den heutigen Abend kosten, und morgen meinen Geschäften lassen sol. O Therese! wird deinem immer ofnem Mistrauen diese zu geschwinde Nachgiebigkeit nicht mehr Besorgnis gegen mich als Gehorsam gegen dich scheinen? Ich bin auf diesen Argwohn gefaßt, und so tief er mich auch bey dir heruntersezt, so will ich ihn doch lieber tragen als länger zugeben, daß in den wenigen Stunden, da ich dich noch allein besize, eine neidische Erschlaffung zwischen mir und dem Ausbruch meiner Gefühle tritt, und mein ganzes Benehmen so kalt macht, als ließe Raun[?] sein Antliz darüber leuchten. Mir ist besser und schlechter als gestern, ich werde morgen schwächer aber freyer seyn, mein ganzer Kopf wird dir gehören, so wie mein Herz immer dein ist.

Nie hab' ich gewisser als in diesen Tagen erfahren, welch' eine Gewalt die Empfindungen über den Körper haben. Mit einem Fieberfrost der mich bey dieser Südamerikanischen Hize schaudern machte, mit Kopfschmerzen die in jedem Schritt, in jedem Laut, in dem Hauch jeder Luft, neuen Reiz bekamen, mit einer Ermattung die mir nichts auf der Welt so süß machte als einen ruhigen Siz, durft' ich dich nur sehn um alles zu vergessen, um meine Muskeln die der Schmerz verzogen hatte zur Freundlichkeit zu stimmen, um nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu verlangen, als die Seligkeit um dich zu seyn! Wirklich kam ich gestern in der Absicht zu dir, wenn du selbst sehen würdest daß ich zu deiner Begleitung nicht gemacht sey, dieser Begleitung mit schwerem Herzen zu entsagen. Aber wer kan dich sehn, und einen Entschluß dieser Art ausführen? Wir gingen, ich fühlte mich viel durch deine Gegenwart gebessert, ganz besser durch sie zu werden war mein Blut zu einfältig. Die Langmuth mit der du mich ertrugst, die Entsagung mit der du bey mir bliebst, die Nachsicht die du mit meinem Verstummen, mit meiner Fühllosigkeit Kälte und Rechthaberey hattest, die Verleugnung jedes Selbstgefühls mit der du mich um Verzeihung batest als ich hart gegen dich gewesen war — haben gethan was ich nicht glaubte, haben meiner vollen unbegränzten

Liebe eine neue Aussicht für ein neues Verdienst an dir gegeben. Ich wuste wohl daß du gegen mich gut warst, daß du auch gegen meine Fehler gut seyn könntest, das wust' ich nicht. Laß mich den gestrigen Tag für den glücklichsten nach dem halten, wo du zuerst Theil an mir nahmst! Du hast mich aufbrausen, hast mich für den Augenblick hart gesehn, und hast mir verziehn! Ich habe viel Schwachheiten, aber nur diesen einzigen Fehler. Er ist auch hinreichend, denn er führt mich täglich zu Vergehungen. Ob ich ihn ablegen will? frage mich ob ich ihn ablegen kan? Daß ich es will ist gewiß, daß ich es könte wäre möglich wenn du hier bliebst. Wenn aber dieser Fehler mich bitter bitter kostet, wenn er dich erschreckt und betrübt, wenn er Schuld daran ist daß ich nicht so viel bey dir gelte wie ich gelten könte, o so verhehle dir auch nicht was zu meiner Entschuldigung gesagt werden kan. Verwahrlost, einzig durch mich selbst gebildet, unter rauher Gesellschaft herangewachsen, deren Spott zu entgehn ich die sanften Gefühle meines Herzens unter tobendem Lärmen verstecken muste, zu früh eines Gegenstandes beraubt für den ich Liebe hätte hegen können, erst seit einigen Jahren mit deinem Geschlecht bekant, ohne mein Zuthun und troz meiner Häßlichkeit geliebt wo ich nicht lieben konte, erst seit unsrer Verbindung einem Herzen nah und kundig das mich versteht, und in einem kurzen Monat von diesem Herzen getrennt! Nim alles das zusammen, denke dir selbst die Stimmung die so etwas bey einem gewöhnlichen Menschen hervorbringen muß, laß eine Thräne auf diesen Flecken meines Charakters fallen, und höre nicht den Richter in dir sondern den Vorsprecher.

(Adresse: pour Mademoiselle Thérese Heyne)

Victor Michels

Das Motiv des Schlaftrunks im „Urfaust"

Die Gretchentragödie im „Faust" bietet eine Reihe erschütternder Ereignisse, die, während jedes für sich vollkommen klar ist, doch in ihrer Verbindung keine ganz durchsichtige, in allen ihren Teilen nachprüfbare Handlung ergeben haben. Das muß mit der Entstehungsgeschichte des „Faust" zusammenhängen, deren eigentliche Probleme, wie kürzlich Roethe[1]) energisch betont hat, im „Urfaust" liegen: die großen Wandlungen der Dichtung gehen der Reinschrift voraus, auf der die Abschrift des Fräulein von Goechhausen ruht, und es ist Roethes Verdienst, auf Grund stilistischer und metrischer Erwägungen eine diskutable Skizze der Entstehungsgeschichte entworfen zu haben, mag sie auch im einzelnen der Nachprüfung und Umzeichnung bedürfen.

Dreifaches Unglück stürmt auf Gretchen ein: die Schwangerschaft, der Tod der Mutter durch den Schlaftrunk, die Tötung ihres Bruders Valentin. Die Schwangerschaft allein könnte allenfalls genügen, die Katastrophe herbeizuführen; die beiden anderen Motive bedeuten eine doppelte Steigerung: die Frage liegt also nahe, ob beide von Anfang an zum Plan der Dichtung gehörten.

Valentins Ermordung stand jedenfalls schon für die später „Trüber Tag. Feld" getaufte Prosaszene zwischen Faust und Mephistopheles fest, über deren Alter seit Scherer keinem Kenner Goethescher Dichtung Zweifel bestehn. Sie gehört demnach zu den ältesten Konzeptionen des Dichters. Ich wüßte nicht, wie man die Worte Mephistos zu Faust S. 53 ff. anders deuten will als auf sie: „Wisse, daß auf der Stadt noch die Blutschuld liegt, die du auf sie gebracht hast. Daß über der Stätte des Erschlagenen rächende Geister schweben, die auf den zurückkehrenden Mörder lauern." Valentin als Soldat war — so verstehe

[1] Die Entstehung des „Urfaust". Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1920. XXXII, S. 642—678.

ich — nicht Angehöriger der Stadtgemeinde, und seine Ermordung wird, da der Mörder nicht zu ermitteln ist, von dem Landes- oder Kontingentsherrn, der ihn als sein Eigentum betrachtet, der Stadt als Schuld zugerechnet — offenbar auch ein Grund für die städtischen Behörden, das als mitschuldig betrachtete geflüchtete Gretchen, das, von allen Seiten gemieden, in der Verzweiflung ihr Neugebornes umgebracht hat, mit der äußersten Strenge zu behandeln. Faust selbst hat den Todesstoß getan; das geht ebenso auch aus der ungefähr gleichzeitigen Prosafassung der Kerkerszene Z. 60—63 hervor.

Die Valentinszene kann demnach von vornherein kaum viel anders geplant gewesen sein, als sie später ausgeführt wurde, und schon im Urfaust sind ihre Umrisse ganz klar erkennbar, mag immerhin der Monolog Valentins etwas älter sein als der folgende Dialog zwischen Faust und Mephistopheles. Dieser kann sich szenisch unmittelbar an jenen anschließen, wenn man nur annimmt, daß Faust und Mephistopheles, auf der einen Seite der Bühne auftretend, den auf der andern befindlichen Valentin in der Dunkelheit nicht bemerken und daß dieser, die Situation sofort richtig erfassend, sich seinerseits bis auf weiteres still verhält. Die als Verbindungsbrücke in die jetzige Valentinszene eingelegten Verse 3646—3649 klären nur den Zuschauer besser auf, sind aber entbehrlich. Ebenso könnte auf U 1435 (= 3369 der vollendeten Dichtung) sogleich der Zusammenstoß der beiden Parteien folgen, der jetzt im Anschluß an 3659 (= U 1407) ganz anders gestaltet ist, mit einer Anspielung auf die Walpurgisnacht (3660 ff.), die gewiß ebensowenig wie die auf das Schatzrücken (3664 ff.) und wie Mephistos „moralisch Lied" (3678 ff.) in die Sphäre des Urfaust gehört.

Wenn Roethe, wie es scheint (S. 674), die Szenenbruchstücke, die die gemeinsame Überschrift „Nacht. Vor Gretgens Haus" tragen und die auch Erich Schmidt, Urfaust 4. Abdr. S. LII als zusammengehörig behandelt, für bloße Stimmungsbilder, ohne besondere, den Gang der Gesamthandlung bedeutsam beeinflussende Konsequenzen hält, so ist mir dafür die ganze Dialogpartie zu bewußt auf Spannung hin gearbeitet. Gleich die ersten Worte versetzen uns in eine düstere, erwartungsvolle Stimmung, und Fausts Aufforderung „Hilf, Teufel, mir die Zeit der

Angst verkürzen, Mag's schnell geschehn was muß geschehn" weisen auf die unmittelbar bevorstehende Peripetie, die eben mit Valentins Tod eintreten sollte.

Nach dem hier erkennbaren Plan ist die Katastrophe der Gretchentragödie also sehr einfach: Gretchen ist durch den Verkehr mit Faust ins Gerede gekommen, der Bruder will der Sache auf den Grund gehn; er hält Wache vor ihrem Haus, stößt mit Faust und Mephistopheles zusammen und wird von Faust erstochen. Auch Gretchen muß fliehn, gebiert im Elend ein Kind und tötet es in der Verzweiflung. Von dem Tode der Mutter, der in die ganze Entwicklung nicht hineinpaßt, weiß Valentin in seinem Monolog offenbar nichts, obwohl die Domszene im Urfaust unmittelbar vorangeht (während sie im vollendeten ersten Teil bekanntlich folgt). Er spricht nur von 'Stichelreden', 'Naserümpfen', 'Zufallswörtgen', wo doch schon der gräßliche Verdacht sich aufdrängen muß, daß Gretchen an dem Tode der alten Frau irgendwie mitschuldig ist. Es ist wenig glaublich, daß er von den „Exequien" seiner Mutter kommt, an der doch nach U „alle Verwandte" teilnehmen; die Interpretatoren mögen sich mit der Annahme behelfen, er habe als Soldat nicht rechtzeitig Urlaub erhalten.

Ganz ausgeschlossen ist der Tod der Mutter für die Szenen am Brunnen und im Zwinger, von denen Roethe die erstere (ebenso wie Valentins Monolog) seiner „zweiten", die letztere ohne zwingende Gründe seiner „ersten Phase" der Entstehung zuschreibt (S. 658. 664). Ich halte die Zwingerszene gegen Roethe nach Konzeption und Ausführung für jünger als die im Hans-Sachs-Stil geschriebene Brunnenszene. Hier ist die Tragik verinnerlicht, aus Gretchens Denken und Fühlen verständlich gemacht, der Plan aber wohl schon leise verschoben. Spielt bereits in Valentins Monolog das Urteil der Leute eine Rolle, über die sich die der kleinbürgerlichen Gesellschaft Angehörigen nicht hinwegzusetzen imstande sind, muß Gretchen in der Brunnenszene empfinden, wie hart das Urteil der Leute eine Gefallene trifft, so steht es für sie in der Zwingerszene bereits fest, daß das Bekanntwerden ihrer Schwangerschaft und die Geburt eines unehelichen Kindes „Schmach und Tod" bedeuten; nur die Muttergottes, d. h. nur ein Wunder kann noch helfen.

Vom Tode der Mutter jedenfalls in beiden Szenen kein Wort; Muttermord bedrückt Gretchens Gewissen weder hier noch dort. Die Domszene, die ihn ebenso bestimmt voraussetzt, schiebt sich als ein fremdes Element in die vor und hinter ihr einfach fortschreitende Handlung. Totenamt, die Überschrift „Exequien der Mutter Gretgens", schließlich die Worte „Betest du für deiner Mutter Seel Die durch dich sich in die Pein hinüberschlief", die keine andere ungezwungene Erklärung als Tod der Mutter durch Schlaftrunk zulassen und auch nicht als Interpolation ausgeschieden werden dürfen: alles das schließt sich zusammen, um die Ansicht und Absicht des Dichters ganz klar zu stellen. Über den Zeitpunkt des Todes aber bleiben wir im Dunkeln und geraten bei näherer Nachforschung in unüberwindliche Schwierigkeiten. Ich sehe keine andere Lösung, als eben die Domszene für die jüngste dieser Szenen zu erklären, mag immerhin eine Kirchenszene mit den in die Erzählung des Magisters im 5. Akt von Wagners „Kindermörderin" aufgenommenen Momenten schon früh geplant gewesen sein: mit ihrer Ausführung ist das neue Motiv in die Dichtung hineingekommen, das sich mit den älteren nicht vereinigen ließ.

Daß das bisher nicht erkannt oder doch von der neueren Forschung nicht entschieden genug ausgesprochen worden ist, liegt wohl daran, daß die Elemente der neuen Erfindung schon im ältesten Plan vorhanden waren und sich schon in den Prosaszenen geltend machen. Der Tod von Gretchens Mutter steht auch für die Kerkerszene fest. Aber nicht unter denselben Umständen. Er läßt sich hier ganz gut in den vorher skizzierten Verlauf der Tragödie einfügen oder vielmehr ihm anfügen: er sollte Valentins Tod nicht vorausgehn, sondern ihm folgen: die Mutter stirbt vor Schreck oder Gram, nachdem der Sohn erschlagen, die Tochter als Dirne gebrandmarkt ist; das erst bringt Gretchen auf den Höhepunkt der Verzweiflung, wie es auch bei Evchen Humbrecht in Wagners „Kindermörderin" der Fall ist, der die Urgestalt der Gretchentragödie doch wohl ähnlicher sah, als es nach Erich Schmidts grundlegender Monographie gemeinhin angenommen wird. Goethe hatte gewiß sehr triftigen Grund, sich über Wagners Plagiat zu beklagen. Wenn Gretchen sich in der Kerkerszene als eine Muttermörderin bezeich-

net (Z. 58) — es ist der Widerhall der anklägerischen Rhetorik, den wir hören —, so wird das nicht anders zu verstehen sein als bei Evchen Humbrecht, die sich auch so nennt, weil sie sich „nicht in der Ordnung aufgeführt" hat und ihre Mutter „vor lauter Schagrin" gestorben ist.

Auch der Schlaftrunk, der aus Richardsons „Clarissa" stammt (Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 21, Wagner S. 48), gehört schon zum ältesten Plan. Das ergibt sich weniger aus der Prosafassung der Kerkerszene als aus der Verwendung dieses Motivs bei Wagner. Denn die Stelle der Kerkerszene Z. 86–90 ließe sich zur Not auch anders deuten, da sie von der späteren Fassung immerhin bedeutsam abweicht: „Wären wir nur den Berg vorbey, da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winkt nicht, sie nickt nicht, ihr Kopf ist ihr schweer. Sie sollt schlafen, daß wir könnten wachen und uns freuen beysammen." „Sollt" fasse ich als Konjunktiv des Wunsches, nicht mit Enders[1] als erzählenden Indikativ im Sinne von „mußte", wie es später heißt: „sie schlief, damit wir uns freuten". Für Gretchen ist die tote Mutter das personifizierte Gewissen: sie sieht die alte Frau vor ihrem geistigen Auge, wie sie sie oft gesehen hat, müde mit wackelndem Kopf nach Art alter Leute, und indem zuckt ihr der Gedanke durch den Kopf: wenn sie doch schliefe — wenn sich das böse Gewissen doch einschläfern ließe! dann könnte die Freude wieder aufwachen! Es wäre immerhin möglich, hier nur die Keimzelle des Schlaftrunkmotivs zu sehn, nicht mehr. Aber ich gestehe ohne weiteres, daß mir das nicht wahrscheinlich ist, sondern daß auch ich in den Worten eine Anspielung auf den der Mutter beigebrachten Schlaftrunk sehe. Ob durch Gretchen selbst oder durch Faust, wie bei Wagner durch Gröningseck? Der Faust des ältesten Plans hatte gewiß noch mehr Verwandtschaft mit Lovelace als der der späteren Szenen.

Es war also beides von vornherein vorgesehn: Schlaftrunk und Tod; neu ist nur der Gedanke, daß der Schlaftrunk den Tod unmittelbar im Gefolge hat. So nahe er zu liegen scheint, er ist für den stoßweise produzierenden jungen Goethe ebensowenig selbstverständlich

[1] Die Katastrophe in Goethes Faust. Dortmund 1905. S. 40.

wie für seinen Nachahmer H. L. Wagner. Er taucht in den Worten: „Es wird ihr hoffentlich nicht schaden" eben auf, in der zweiten Gartenszene, die ältere Bestandteile enthalten mag, als Ganzes aber jünger ist als die „Margareten"-Szenen, ob älter als Gretchen am Spinnrad, Brunnen und Zwinger, wage ich nicht zu entscheiden. Denn es ist ganz wohl möglich, daß Goethe, als er die Szene schrieb, über die Verwendbarkeit des Motivs noch schwankend war. Anzunehmen, daß gerade aus ihr Wagner das Motiv des Schlaftrunks geschöpft habe, ist nicht nötig: er kann auch auf Goethischen Berichten fußen (vgl. dazu Pniower, Goethes Faust 1899, S. 19, Enders S. 57 Anm. 1).

Wagner hat Goethes Faust nicht vor Herbst 1774 kennengelernt, wohl wesentlich aus Erzählungen des Dichters, da sich wörtliche Anklänge nur an die Kerkerszene finden (vgl. Enders S. 60 f. und Allgemeine Deutsche Biographie 40, 502). Die Änderung des Plans ist also erst nach dem Herbst 1774 denkbar. Aber U 1414 ff. verlegt den Dialog der Valentinszene hinter die Schweizerreise, und damit rückt auch die Domszene frühestens in den Spätsommer 1775.

Stilistische Erwägungen können mich an dieser Datierung nicht irremachen; auch nicht das stilistisch bemerkenswerte Kompositum „Brandschande Maalgeburt" (1326) — nicht möglich vor der Zeit der Pindarstudien, die der Brief an Herder aus Wetzlar (Morris, DjGoethe 2, 293) für Juli 1772, „Wandrers Sturmlied" kaum schon für März 1772 (so Morris, DjGoethe 6, 186) bezeugt. Denn die Manier der kühnen Komposita reicht nicht bloß in die freien Rhythmen des „Prometheus" (Oktober 1773; „Seelenruhgenuß" 185), sondern — wenn auch mit nachlassender Kühnheit — bis in die „Iphigenie" („fernabdonnernd" u. a.), ja die „Proserpina" („feuerdurchwebten"). Mir scheint auch die Verbindung von Musik und dramatischem Monolog die Szene weit eher in die Zeit der mit der „Ariadne auf Naxos" von Gerstenberg-Brandes (1772) in Deutschland aufgekommenen, seit 1775 zur Modegattung werdenden Monodramen zu weisen als in die der Monologe mit Volksliedeinlage (s. Köster, Das lyrische Drama im 18. Jahrhundert, Preußische Jahrbücher 68, 188 ff.). Gustav Kettner hat Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 230 ff. auf die Ähnlichkeit mit Wielands

Kantate „Seraphina“ im Augustheft des Merkur von 1775 hingewiesen, die Erich Schmidt Urfaust S. LI freilich für zufällig erklärt. Es wäre sogar nicht undenkbar, daß Goethe sich erst durch die starke Benutzung seines älteren Planes durch Wagner zu einer Abänderung bestimmen ließ; denn es konnte ihm doch nicht angenehm sein, beim Publikum seinerseits in den Verdacht einer Abhängigkeit von Wagner zu kommen. Das würde uns nötigen, bis in den Herbst 1776, die Erscheinungszeit von Wagners Dichtung zu gehn. Aber die Umgestaltung liegt doch an sich zu sehr im Bereich der selbständigen Fortentwicklung, und nichts deutet auf äußere Einflüsse.

Wir werden auch Domszene und Zwingerszene nicht zu weit auseinanderrücken dürfen. Die Beeinflussung durch das „Dies irae“ hier und durch das „Stabat mater“ dort bringt trotz allem beide Szenen in zeitliche Nachbarschaft, und mit der Zwingerszene gehört wiederum dem Stil nach Gretchens Monolog am Spinnrad chronologisch zusammen, den Scherer Anzeiger für deutsches Altertum 2, 284 vor Mitte Mai 1775, Pniower Goethe-Jahrbuch 13, 195 in den Herbst 1775 setzen: beide ohne zwingende Gründe. Ich kann alle diese Szenen, die der Erschließung von Gretchens Innenleben dienen, jedenfalls nicht so früh ansetzen wie Roethe und sehe mich durch die hier vorgetragene Einreihung der Domszene veranlaßt, neben den drei von Roethe angenommenen Entstehungsphasen des Urfaust noch eine vierte gelten zu lassen, in der Goethe von den freieren Reimversen zu einer rhythmisch gehobenen Prosa überging, die schon von weitem an die Prosa-Iphigenie erinnert.

Goethe hat alsbald empfunden, daß er sich mit der Domszene aus der Bahn ziehen ließ. Die Produktion ist nach ihrer Entstehung, gewiß nicht bloß aus äußeren Gründen, ins Stocken geraten. Um sie in völlig befriedigender Weise wieder aufzunehmen, hätte sich der Dichter schon entschließen müssen, die mit ihr unverträglichen Szenen zu opfern. Wer will ihm verdenken, daß er das bei Brunnen- und Zwingerszene schließlich doch nicht getan hat? Aber Valentins Tod hat er in der Tat fallen lassen wollen, als er das „Fragment“ redigierte. Das geht daraus hervor, daß sich in F, abgesehen von den nun belanglos gewordenen Worten der ersten Gartenszene „Mein Bruder ist Soldat“,

keinerlei Hindeutung auf Valentin mehr findet (die Prosaszenen sind gewiß nicht bloß aus stilistischen Gründen zurückbehalten); deutlicher noch aus dem Umstand, daß Goethe die halbfertige Valentindichtung des Urfaust zerstörte, die zweite größere Hälfte des Dialogs U 1408 bis 1435 aus ihr mit überraschender Rücksichtslosigkeit herausschnitt und mit andern alten Resten und neuen Ergänzungen zu der anfechtbarsten aller Faustszenen, der Szene in „Wald und Höhle" zusammenschmolz.

Zu diesen alten Resten rechne ich vor allem Mephistos anschauliche, wenn auch karikierende Schilderung des sehnsüchtigen Gretchen, wobei sich das „Dein Liebchen sitzt dadrinne" (F 1976 = 3303) mit „Wald und Höhle" geradesowenig verträgt, wie später das „Geh ein". Sicher hat Scherer diese Partie, die im Hinblick auf die Gestaltung der Katastrophe im „Urfaust" nicht ganz unwichtig ist, bereits sehr viel richtiger beurteilt als Erich Schmidt oder gar Sarauw, der die Verse 3320–23 = F 1993–97 als Beispiel dafür anführt, „daß der Dichter, bemüht seinen alten freien Ton zu treffen, in Übertreibungen verfiel"[1]. Ich grenze nur anders ab als Scherer, sehe in den durch die bezeichnenden Worte „Und kurz und gut!" und „Genug damit!" eingerahmten leeren und undeutlichen Versen F 1970–76 (= 3297–3303) die „Notbrücke" zwischen Altem und Neuem und bin geneigt, das mit dem alten Dialog der Valentindichtung etwa gleichzeitige Paralipomenon zum „Urfaust" mit F 2014 (= 3341) abschließen zu lassen unter Ausscheidung von F 1997–2010 (3324–3337) als jüngerem Zusatze. Die ursprüngliche Situation dieses Szenenfragments ist für mich die, daß sich Faust und Mephistopheles auf der Rückkehr aus den „Wäldern" vor der Stadt im Anblick von Gretchens unmittelbar an der Stadtmauer, am „Zwinger" gelegenen Haus befinden. Das sollte gewiß auf die Valentinszene vorbereiten und wurde wohl schon fallen gelassen, als die Domszene entstand, vielleicht schon bei der Entstehung der Zwingerszene, gegen die sich übrigens ein recht wirksamer tragischer Kontrast ergeben würde. Vielleicht hat Scherer recht gesehn, daß Gret-

[1] Die Entstehungsgeschichte des Goetheschen Faust, Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser I, 7 S. 14.

chens Monolog am Spinnrad erst aus diesen Versen herausgewachsen ist: dann könnte „Herbst 1775" für ihn allerdings ungefähr zutreffen.

Eine „Flucht" Fausts in die Wälder während Gretchens Schwangerschaft gehörte offenbar zum alten Plan; sie entspricht der Abwesenheit Gröningsecks, die für Evchen Humbrecht verhängnisvoll wird. Auch der Monolog in „Wald und Höhle" gestattet demnach ältere Intentionen, wenn er nicht überhaupt, trotz der Blankverse, vorrömischen Ursprungs ist. Ich sehe die Naht zwischen Älterem und Jüngerem hier hinter F 1919 (= 3246). In den vorausgehenden Versen weht Thüringer Waldluft, nicht Scirocco. An der Stelle, wo wir im Fragment „Wald und Höhle" lesen, wird in der Tat schon früh eine ähnliche Szene geplant gewesen sein. Die Rückkehr Fausts zu Gretchen bringt den tragischen Umschwung. Aber dieser Umschwung vollzieht sich nun anders, und „Wald und Höhle" mutet uns zu, zu glauben, daß nunmehr die tödliche Wirkung des erneut angewendeten Schlaftrunks eintrat und daß die unmittelbar folgende, unter ganz anderen Voraussetzungen entstandene Zwingerszene sie schon voraussetzt. Das ist der dramatische Hauptzweck der Szene „Wald und Höhle". Es war ein Mißgriff, der sich nicht wieder gutmachen ließ: die Fäden blieben heillos verwirrt; die Opferung der Valentinszene erwies sich als nutzlos, und so konnte sich der Dichter schließlich dazu verstehn, diese für den Abschluß sehr wirkungsvolle Episode später doch wieder aufzunehmen.

Wolfgang v. Oettingen

Über Goethes Kunstsammlungen

Wenn man die Weimarische Goethe-Ausgabe betrachtet, dieses ungeheure Sammelwerk, das im Grundsatz alles enthält, das schriftstellerisch und, überhaupt, schriftlich aus Goethes Feder geflossen ist, so überwältigt einen immer und immer wieder das Staunen über die unermeßliche Geisteskraft, die von der frühesten Jugend an bis zum höchsten Greisenalter solche Arbeit über Arbeit geleistet und Funken über Funken in die Welt der Geister gesendet hat. Wie das Radium, ohne daß man eine merkliche Abnahme seiner Substanz nachweisen könnte, unablässig Wirkungen ausschleudert, so sehen wir Goethe, den wundersamen Mann, fortwährend im Ausgestalten begriffen, im großartigsten Sinne sich ausleben — und wir fragen nach den tief geheimnisvollen Quellen, die ihn nährten und zu solchem Schaffen befähigten.

Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß auf diesen Blättern eine erschöpfende Antwort auf solche Fragen gesucht würde; sind doch schon die geistreichsten Bücher geschrieben worden, um, freilich meist von recht subjektiven Standpunkten aus, den Genius von Grund aus zu analysieren. Aber es wird erlaubt sein, die Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Rüstzeug zu lenken, das Goethe sich für einen immerhin wesentlichen Ausschnitt seines Arbeitsgebietes, nämlich für seine Kunststudien, seine Tätigkeit als „Weimarischer Kunstfreund" zurechtgestellt hat: auf seine Kunstsammlungen. Neben den Bibliotheken, die er sehr energisch benutzte — man kennt die Ansprüche, die er an die Weimarische, die Jenaische, die Göttingensche und andre Büchersammlungen stellte, und man wird mit der Zeit den Katalog seiner eigenen erhalten —, bilden vorzüglich diese Sammlungen die Grundlage seiner künstlerischen Erkenntnisse und Anregungen. Denn zu jener Zeit gab es ja weder in Weimar noch sonstwo öffentliche Museen; man war auf Kabinette in Privatbesitz, die doch meist nur durch Reisen zugänglich

waren, und auf das Selbstgesammelte angewiesen. Als Goethe, nachdem er mit der Farbenlehre ins reine gekommen war, die Naturwissenschaften zugunsten der Kunststudien einigermaßen zurückstellte, standen ihm allerdings auch die schönen Sammlungen Karl Augusts zur Verfügung, und auf seinen Reisen in die böhmischen Bäder und an den Rhein sah er mit dem Scharfblick des geübten Wanderers manches Bedeutende — im großen und ganzen aber hatte er die Aufgabe vor sich: methodisch zu ergänzen und auszubreiten, was ihm in früheren Zeiten mehr gelegentlich an eigenem Kunstbesitz zugeströmt war. Zu der ansehnlichen Steinsammlung, zu den Herbarien und andern botanischen Seltenheiten, zu den zoologischen Präparaten und den physikalischen Instrumenten und Apparaten gesellten sich also die Mappen voll von Kunstblättern, die Werke der plastischen Kleinkunst, die Gemmenabdrücke, die Münzen, die Majoliken und manches andre in rasch anwachsenden Mengen und beabsichtigten Zusammenstellungen.

Goethe war ja eigentlich zum Aufbewahren und Sammeln erzogen worden und hatte sich von jeher darin weitergebildet. Wenn er auch nach eigenem Bekenntnis das meiste des Lernbaren nicht von Grund aus sich aneignete, also auch in seiner Jugend keine systematischen Sammlungen methodisch anlegte, so war er doch schon als Knabe von strenger Ordnungsliebe umgeben, lernte das Registrieren und archivalische Einordnen und sammelte auch Mineralien, freilich wohl nicht gerade nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Da ihm Mittel immer reichlich zur Verfügung standen, so schaffte er sich allmählich, mindestens schon in der frühen weimarischen Zeit, nicht nur Bücher, sondern auch Kunstblätter und Gipsabgüsse nach Lust und Bedürfnis an, von denen wir hören, daß sie in seinem Gartenhause in großer Fülle und Unordnung sich befanden. In seinen Stadtwohnungen ging es ebenso zu, und wenn Goethe schon in dem römischen Quartiere am Corso von Abgüssen nach der Antike, zum Teil im größten Maßstabe (Juno Ludovisi und Zeus von Otricoli!) umgeben war, so wurde nach seiner Rückkehr aus Italien das Haus am Frauenplane vollends zu einem Magazin, zu einem Sammelpunkt des Mannigfaltigsten, ohne daß Goethe jemals nach Art der leidenschaftlichen Kuriositätenklauber nur gesammelt hätte um zu sammeln.

Es fragt sich nun zunächst, in welchem Sinne Goethe dieses Chaos ordnete und ausbaute, als die Kunststudien in den Vordergrund seiner Interessen traten. Sein Haus wäre geräumig genug gewesen, um in einer Reihe von Zimmern ein abgeschlossenes Museum aufzunehmen, die beiden Pavillons des Hausgartens enthielten zwar bereits Abteilungen der Steinsammlung und die physikalischen Apparate, aber die Stubenflucht im Dachgeschosse (die heute die Bildnissammlung in sich schließt), hätte wohl an sich für das übrige eine geeignete Stätte geboten. Indessen war dieses Geschoß zur Wohnung August Goethes bestimmt, und die von Goethe nicht persönlich benutzten Räume der linken Hälfte des Hinterhauses dienten als Gastzimmer und später als Unterkunft für den Lehrer der Enkel. So müssen wir uns vorstellen, daß die Wände aller Wohnräume mit Gemälden, eingerahmten Zeichnungen und Gipsreliefs vollgehängt waren, daß Regale für Kupferstichmappen, daß Münzen- und Medaillenschränke selbst in den Gesellschaftszimmern Platz suchten, daß zahlreiche Gipsabgüsse von Statuen und Büsten umherstanden — empfingen sie doch den Besucher schon im Treppenhause in Nischen und auf dem Vorplatz — und daß Bücher, Kupferwerke, Zeichnungen, Karten, Kästchen voll von antiken und modernen geschnittenen Steinen in Ringen oder voll von Abdrücken von Gemmen auf Tischen und Stühlen umherlagen, wie sie gerade gebraucht worden waren; besonders das sog. Deckenzimmer neben dem gelben Speisesaale, in dem Goethe, oft nach Tische, seine Schätze vorzuweisen liebte, mag mit ihnen überfüllt gewesen sein, und ein ganzes Zimmer wurde durch eingebaute Glasschränke für die Majolikasammlung verwendet, nachdem es früher als Schlafgemach gedient hatte. Charakteristisch ist dabei, daß Goethes eigenste Wohnung im Hinterhause, die aus einem mit Mineralienschränken gefüllten Vorraum, der ganz mit Regalen umstellten und durchzogenen Bibliothek, dem Arbeitszimmer, dem kleinen Schlafzimmer und einer Garderobe besteht, des künstlerischen Schmuckes und Inhalts völlig bar ist: wo die Möbel und Bücherregale etwas von den Wänden freilassen, hängen Tabellen und allerlei Kleinigkeiten, sofern nicht die mehr als einfache Tapete oder die aufgetünchte Färbung sich ausbreitet. Es scheint, daß Goethe, bei seiner hochgesteigerten

Empfänglichkeit, sich von zudringlichen Kunsteinwirkungen, die ihn gestört und abgelenkt hätten, habe freihalten wollen; so ließ er nur das gerade Erwünschte und Notwendige an sich herankommen. Er hat auch, besonders in späteren Jahren, die mechanischen Beschäftigungen mit den Kunstwerken, die Wiederherstellung der Ordnung nach dem Gebrauch, das Aufziehen und Ausbessern von Blättern, die Führung der Listen und Notizen, meistens andern überlassen: solche Arbeiten fielen seinen Sekretären und Dienern zu; auch August, der ja in vielen Beziehungen sein Amanuensis wurde, hat ihm dabei helfend zur Seite gestanden.

Es handelte sich allerdings auch schließlich um einen selbst für heutige Verhältnisse sehr beträchtlichen Bestand an Kunstwerken. Der von Christian Schuchardt verfaßte, 1848 gedruckte Katalog derselben führt an Radierungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Schwarzkunstblättern, Lithographien usw. 2369 Nummern auf, von denen manche mehrere Blätter enthalten; an Gallerie-, Tafel- und illustrierten Werken gegen 200, eine Porträtsammlung von über 500 Blättern, 29 Oelbilder, über 1100 Handzeichnungen, 80 geschnittene Steine und Glaspasten, 232 Plaketten und andre kleine Bronzen, 1949 Medaillen, 1991 Münzen, über 5000 Abgüsse von Gemmen und Münzen, etwa 150 Figuren von Stein, Elfenbein, Holz und Wachs nebst einigen Vasen von Terrakotta; Gipsabgüsse von Statuen, Büsten und Medaillons gegen 200, Majoliken und andere Gefäße gegen 110, dazu noch eine Anzahl „Varia" aller Art, so daß eine Gesamtsumme von etwa 9000 Kunstgegenständen erreicht oder überschritten wird. Dazu fügt der Katalog der naturwissenschaftlichen Sammlungen noch gegen 17 000 Mineralien aller Art, sowie 110 Nummern „physikalische Gegenstände" und mehrere 100 Nummern Zoologisches, Botanisches und Ethnographisches, so daß mit weit mehr als 26 000 Objekten in der Tat ein Bildungsmaterial vorhanden war, das dem eines mittelgroßen öffentlichen Museums wohl verglichen werden kann. Hierbei muß übrigens daran erinnert werden, daß einerseits die Bestände mehrmals durch Ausscheiden von Einzelstücken sowie von ganzen Abteilungen, z. B. der Münzsammlung, verringert worden sind, während andrerseits die selbständigen Sammlungen Augusts nach seinem Tode wenigstens teilweise mit denen des Vaters vereinigt wurden.

Fragen wir nunmehr nach den Grundsätzen, die für Goethe bei der Zusammenstellung seiner Kunstsammlungen maßgebend waren, so lassen sie sich teils aus dem Vorhandenen entwickeln, teils aus Äußerungen Goethes in seinen Gesprächen und in seinen Tag- und Jahresheften, auch in Briefen, entnehmen. Es liegt auf der Hand, daß nicht weniger angestrebt war als eine Illustration der gesamten antiken und christlichen Kunstgeschichte (in der herkömmlichen Auffassung) durch charakteristische Originale oder deren möglichst gute Nachbildung, eine Illustration, die ausreichen sollte als Grundlage nicht nur für innigen Kunstgenuß, sondern auch als Material für kritische Kunststudien und für Verteidigung und Angriff in kunsthistorischen Fehden. Eine solche Rüstkammer war denn allerdings nur mit großer Mühe und durch langjährigen Sammelfleiß zu beschaffen. Wie der Mineraloge überall seinen Hammer arbeiten läßt, wie der Botaniker und der Zoologe keinen Gang, keine Reise, keine Gelegenheit zu Tausch und Kauf versäumt, so hielt Goethe, unterstützt besonders von Heinrich Meyer und von seinem fürstlichen Freunde, fortwährend Ausschau nach Erwerbungen und zögerte nicht, oft verhältnismäßig bedeutende Mittel einzusetzen, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Bald war es ein Fund, eine Ausgrabung, die ihn bereicherte, bald ein Angebot, das er erhielt; an Kunstversteigerungen beteiligte er sich durch Agenten, denen er aus den Katalogen Aufträge erteilte, auch ließ er sich von Antiquaren und andern Kunsthändlern Ansichtssendungen kommen; gelegentlich erwarb er ganze Sammlungen, wie die schöne Gruppe von Majolikaschüsseln aus dem Besitze Derschaus, die er als Erzeugnisse des tüchtigsten Kunsthandwerks auf Grund hochentwickelter Überlieferung zu schätzen wußte. Vieles geriet auch als Geschenk von Verehrern und Gönnern in seine Hände, wobei es denn galt, das minder Brauchbare allmählich wieder zu beseitigen. Denn gewisse Richtlinien waren unbedingt einzuhalten, um Ueberfüllung und also Unordnung einzudämmen, und zu solchen Grundgesetzen gehörte vor allem die Forderung, daß kein Stück an sich unbedeutend und nichtssagend wirken dürfe; was der Aufnahme gewürdigt wurde, mußte etwas Bestimmtes zu vertreten haben. Es ist nun interessant zu beobachten, was in Goethes Augen als in diesem

Sinne maßgeblich galt. Da finden wir, daß er in manchen Fällen auf die Schönheit der Qualität hinstrebte und gute Exemplare, etwa von Kupferstichen, gegen bessere vertauschte; im allgemeinen aber wählte er unter dem Gesichtspunkte, daß nicht sowohl das technische Vermögen, das sich an dem Kunstgegenstande zeigte, als vielmehr der Geist, der den Sinn der Darstellung herausarbeitete, das für ihn Wertvolle sei. Ein mittelmäßig, ja schlecht gearbeiteter Kupferstich oder Holzschnitt, der sein Thema geistreich präzis faßte und erschöpfte, befriedigte ihn vollkommen, und er zog dergleichen Blätter den technisch vollendeten, aber geist- und energielosen konventionellen Stücken durchaus vor; ja, er begnügte sich, sehr im Gegensatz zu den meisten Sammlern, die auf den unbeschnittenen weißen Rand eines Kupferstichs nur zu oft einen entscheidenden Wert legten, sogar mit Bruchstücken eines Blattes, wenn nur aus solchen Resten die Spur eines Gedankens, einer selbständigen Existenz aufleuchtete.

Natürlich konnte nicht in Frage kommen, alte Ölgemälde oder gar Fresken — außer in seltnen Fällen — zu erwerben; in jener Zeit, die die Photographie noch nicht kannte, mußten dann eben Nachbildungen möglichst guter Art aushelfen. So wurden Teile italienischer Fresken durchgezeichnet, gewöhnlich aber handelte es sich um Kupferstiche oder um Kopien mit dem Stift. Für die Sammlung war dann der Gegenstand und eventuell der betreffende Meister, der das Original geschaffen hatte, das Leitmotiv; wobei dann freilich, wenn der Nachbildner auch für sich Beachtung verlangte und seine Tüchtigkeit stark hervortrat, gelegentlich ein vielleicht störendes Doppelinteresse aufkam. Aber dergleichen fällt vielleicht uns mehr auf als es den Kunstfreunden von damals auffiel, und wenn wir im Kataloge nicht ohne Lächeln die Namen Raffaels und Tizians finden und dann entdecken, daß es sich nur um Kopien von Heinrich Meyer und Lips handelt, so können wir unser Befremden uns ruhig als unbegründet verweisen. Gewann doch Goethe aus den kümmerlichsten Wiedergaben der Originale Erkenntnisse, vor deren Kraft und Klarheit wir verstummen müssen.

Es wurde schon gesagt, daß die Sammlung nicht weniger als die ganze Kunstgeschichte vergegenwärtigen sollte, und in der Tat erstreckt sie sich auf Ägypten, Griechenland, das Römische Reich und auf die

Schulen der späteren Italiener, Deutschen, Niederländer, Franzosen, Engländer und Spanier. Allerdings ist die Vertretung dieser Gruppen sehr ungleich. Von ägyptischen Kunstwerken sind nur einige wenige Abgüsse kleinster plastischer Figuren vorhanden; überaus zahlreich sind, wie wir lasen, die Abdrücke der antiken Gemmen; das Mittelalter wiederum tritt fast ganz zurück, aber die Zeit der reifen Renaissance und des Barocks ist am besten versorgt und ihre Ausläufer sind bis auf Goethes Zeit fortgeführt; von ihm selbst und von Heinrich Meyer sind Hunderte von Zeichnungen aller Art vorhanden. Dabei muß betont werden, daß kein ganz berühmter Name, in Original oder Nachbildung, fehlt, und daß die meisten bekannten Künstler zweiten und dritten Ranges, wenigstens unter den Italienern, Deutschen und Niederländern, berücksichtigt worden sind. Gewiß hat persönlicher Geschmack, entschiedne Vorliebe und das Bedürfnis für bestimmte Arbeiten die Bevorzugung dieses oder jenes Typus verursacht, gewiß hat auch die Möglichkeit des Erwerbs, die Marktfrage, oft entschiedene Grenzen gezogen: im großen und ganzen aber ist der Gang der Kunstgeschichte ausgiebig begleitet worden, und daß die Italiener in allen Abteilungen überwiegen, liegt eben auch an ihrer Bedeutung für die bildende Kunst.

Nach diesen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen auf Einzelheiten einzugehen, das Anwachsen der Sammlung historisch darzulegen und ihren Einfluß auf Goethes Schriften zur Kunst an Beispielen nachzuweisen, muß andern Gelegenheiten, auch andern Bearbeitern überlassen werden. Der Zweck dieses Aufsatzes wird erfüllt sein, wenn es gelungen ist, den Gedanken hervorzuheben, daß Goethe in einer Zeit ohne Museen und ohne phototechnische Nachbildungen mit beispielloser Energie und Zielbewußtheit sein Auge geübt, sein Urteil über Kunst gestählt hat, indem er, sich selbständig zu erhalten, große Opfer darbrachte, um sich Quellen zuzuleiten, die seine Phantasie und seine Schöpferkraft befruchteten. War es doch auch in den Naturwissenschaften das Experiment, die persönliche Erfahrung, deren er dazu bedurfte: wie Antäus durch Berührung der Mutter Erde immer wieder erstarkte, so nährte sich auch Goethe, der hochgesegnete Erdensohn, zunächst von den bodenständigen Erzeugnissen der kunstübenden Völker, um durch sie gekräftigt in die Reiche des Geistes vorzudringen.

Otto Pniower

Die Szene „Auerbachs Keller" in Goethes Urfaust

Im 57. Bande der Zeitschr. f. deutsches Altertum (1920) S. 248 ff. glaube ich den Beweis dafür erbracht zu haben, daß schon der junge Goethe, als es sich für ihn um die Gestaltung der Faustsage handelte, Chr. Nicolaus Pfitzers 1674 erschienene Darstellung des Lebens seines Helden zu Rate zog und aus ihr mancherlei für seine Dichtung gewann. In derselben Abhandlung wies ich (S. 260) bereits kurz darauf hin, daß auch Hauptmotive der Szene „Auerbachs Keller", nämlich Fausts drei Zauberstücke, aus jenem Buche stammen. Es wird indes nicht unnütz erscheinen, noch einmal auf diese Frage zurückzukommen und sie für sich zu behandeln, um von da aus Entstehung, Art und Wesen der ganzen Szene zu beleuchten.

Im 37. Kapitel des ersten Teils (S. 300 ff. in der Ausgabe von A. v. Keller) erzählt Pfitzer, wie der nach Prag verreiste Faust bei einer in der Schlossergasse zu Erfurt abgehaltenen Gasterei von den Teilnehmern herbeigesehnt wird und unvermutet erscheint. Sie drangen mit Fragen auf ihn ein, „wie er doch so bald und eher sie sich dessen versehen hätten, von Prag wieder käme", und konnten sich über seine Antwort nicht genug verwundern, beruhigten sich aber schließlich einigermaßen und „fingen das Spiel wieder an, wo sie es gelassen. Darbey wolte nun auch D. Faustus das Seinige thun, spricht derowegen zu den Gästen: ob sie nicht auch einmal von fremden und ausländischen Weinen einen Trunk versuchen möchten, es wäre gleich ein Reinfall, Malvasier, Spanisch- oder Frantzen-Wein? worauf sie bald mit lachendem Munde sprachen: Ja ja, sie seynd alle gut. Zur Stund heischet oder fordert D. Faustus von dem Diener einen Borer, fähet an auf die Seiten der Tafel oder Tischblats vier Löcher nach einander zu boren, verstopfft solche mit vier Zäpfflein, und heist ihm alsdenn ein

paar schöner Gläser schwäncken und herbringen. Da diese zugegen, ziehet er ein Zäpfflein nach dem andern aus; da sprangen obbemeldte Weine heraus in die Gläser, dessen sich die Gäste höchlich verwunderten, lachten und waren recht guter Dinge, versuchten auch die Weine, und genossen derer auf Zusprechen und Versichern Fausti, daß es natürliche Weine wären, mit großer Begierde."

An einer andern Stelle, in der Anmerkung zum elften Kapitel des zweiten Teils (Keller S. 439), in der Pfitzer Beispiele von Zaubereien anführt, heißt es, „sonderlich da von eben diesem D. Fausto (oder ob es ein anderer gewesen) etliche Scribenten melden, daß als einsmals seine bekandte gute Freunde ein Stücklein von ihm sehen wollen, und mitten im Winter begehrten, er wolte einen Weinstock voll zeitiger Trauben machen, er solches zur Stund ins Werck zu stellen ihnen zugesaget habe; jedoch mit diesem Beding, sie solten still sitzen, und keiner unter ihnen einen Trauben abschneiden, bis er sie es würde heißen. Da er nun einen herrlichen Weinstock voll Trauben durch seine Zauberkunst vorgestellet, und ein jeder begierig nach den Trauben griffen, das Messer angesetzet und nur erwartet, bis er sie abschneiden hieß: Sihe da verschwand der Stock zu samt den Trauben, und hielt ein jeder seine eigene Nasen mit der Hand, und sein Messer daran; und wenn er sie hätte heißen schneiden, so hätte ihm ein jeder selbst die Nasen abgeschnitten."

Im 35. Kapitel des ersten Teils (Keller S. 284 f.) erzählt Pfitzer: „wie D. Faustus zu Leipzig mit gar leichter Mühe ein großes Faß mit Wein aus den Keller brachte und solches durch eine Wettung gewann". Faust hatte sich nach dieser Stadt mit etlichen vornehmen polnischen Studenten begeben. Nachdem ihm das Zauberstück gelungen war, d. h. nachdem er sich auf das Faß, das die Weinschröter vergebens aus dem Keller zu schaffen versucht hatten, gesetzt und es nicht ohne männigliches Verwundern heraufgeritten hatte, wurde es ihm von dem Weinherrn seinem Versprechen gemäß geschenkt. Seinen Inhalt vertrank er darauf in einem Wirtshaus zusammen mit seinen Wittenberger Reisegenossen und etlichen hinzugekommenen Studenten.

Dieses Abenteuer wurde später von der Sage in dem Leipziger Wirts-

haus „Auerbachs Keller" lokalisiert und im Jahre 1625 daselbst auf einem Wandbild dargestellt (vgl. Ernst Kroker, Doktor Faust und Auerbachs Keller, Leipzig 1903, S. 29). Ein zweites Wandgemälde aus dem gleichen Jahre zeigt ihn mit fünf Studenten zechend. Ferner sieht man auf dem Bilde drei Musikanten und einen Küfer. Ob damit das an das gelungene Abenteuer in der Sage sich anschließende Gelage gemeint ist, was das wahrscheinlichste ist, bleibe dahingestellt, da für unsere Zwecke darauf nichts ankommt. Der Bilder mußte nur deshalb gedacht werden, weil Goethe sie, als er 1765—68 in Leipzig studierte, natürlich kennen lernte. Wohnte doch sein Freund Behrisch in Auerbachs Hof und schreibt er doch an ihn, der Leipzig verlassen hatte (am 16. Oktober 1767): „Ich komme zwar nicht mehr in Auerbachshof, wo ich sonst alle Tage lag."

Ich glaube nun, daß die von Pfitzer mitgeteilten drei Abenteuer Fausts und diese Kenntnis der bildlichen Darstellung als stoffliche Grundlage für die Szene im Urfaust im wesentlichen ausreichen. Und zwar denk ich mir die Einwirkung so, daß Goethe aus dem Buch die Zauberstücke entnahm, während die durch die Leipziger Gemälde empfangene Anregung zur Folge hatte, daß er die beiden ersten in Übereinstimmung mit dem dritten in Leipzig lokalisierte. (Vgl. J. Pohl, Die drei Zauberstücke in der Szene Auerbachs Keller und ihr Vorkommen in der Faustsage. Programm v. Eger [1906] S. 10.) Man hat allerdings geltend gemacht, daß schon das alte Volksschauspiel und ein Puppenspiel von Faust und Wagner einen ähnlichen Auftritt boten, und angenommen, daß Goethe den seinigen nach dieser verloren gegangenen Version gedichtet habe (Wilh. Creizenach, Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust S. 163 Anm. und Goethe-Jahrb. 3, 341, J. Pohl a. a. O. S. 13 f.). Allein die Folgerung erscheint denn doch zu wenig gegründet, um darauf weiter zu bauen. Daß Goethe einer Aufführung des bekanntlich niemals gedruckten Volksschauspieles beiwohnte, ist nicht bezeugt, wenn wir auch wissen, daß es i. J. 1768 während seines Aufenthaltes in Leipzig, ebenso 1770 in Straßburg, als er dort weilte, gegeben wurde. Wahrscheinlich ist die Annahme nicht, da er zwar des Puppenspieles, das er sehr wohl kannte, mehr-

fach (vgl. Zeitlers Goethe-Handbuch 1, 538f.), einmal auch (vgl. mein Buch Goethes Faust S. 235) der epischen Überlieferung gedenkt, niemals aber von dem Bühnendrama Faust spricht. Setzen wir nun den unbeweisbaren Fall, daß die ihm in der Kindheit bekannt gewordene Fassung des Puppenspiels jene verlorene Version mit den Kneipenspäßen enthielt, kann, als er zur Gestaltung der entsprechenden Szene in seinem Werke schritt, mehr als eine blasse Erinnerung daran vorhanden gewesen sein? Und selbst wenn diese Erinnerung noch stark genug war, ihm mehr als das Grundmotiv zu bieten, über den Umstand, daß die drei Schwänke schon in ihm kombiniert waren, kommen wir nicht hinaus. Und auch hierfür besteht keinerlei Sicherheit. Mit demselben Recht, wie wir das annehmen, können wir Goethe selbst die Verbindung der Späße zuschreiben.

Darnach werden wir gut tun, von dem, worin ihm die verlorene Version vorgearbeitet haben könnte, ganz abzusehen und uns als Vorlage für den Aufbau der Szene an das zu halten, was er bei Pfitzer fand. Wie nun hat er dieses Material benutzt?

Zunächst hat es die Pfitzersche Darstellung bewirkt, daß Goethe vier Burschen beisammen sein läßt, als Faust und Mephisto das Wirtshaus betreten. Darauf brachten ihn die vier Sorten Wein aus dem ersten Schwank, die Faust aus der Tischplatte hervorzuzaubern verspricht. Von ihnen behält er den Rheinwein, den spanischen und französischen bei. Nur statt des südlichen Malvasiers läßt er von dem einen Zechbruder, Brander, den ungarischen Tokayer wählen. Daß die Gesellen Studenten sind, ergab sich für Goethe aus dem dritten Schwank. Auch war es eine sich automatisch einstellende Folgerung der Satire der Universitätssphäre, in deren Bereich die Szene fällt. Wie der Dichter den epischen Bericht in einen kurzen, aber höchst lebendigen dramatischen Dialog auflöst, ist eine Sache für sich. Der alte Wortlaut schimmert aber noch durch, wenn wir bei Pfitzer lesen: „Faustus ... fähet an ... vier Löcher nach einander zu boren, verstopfft solche mit vier Zäpfflein“ und es in der Goethischen Szenenanweisung heißt „Faust bohrt und verstopft“. Oder wenn bei Pfitzer steht „und heist ihm alsdenn ein paar schöner Gläser schwäncken und herbringen. Da

diese zugegen, ziehet er ein Zäpfflein nach dem andern aus; da sprangen obbemeldte Weine heraus in die Gläser", Faust aber bei Goethe, als er mit seinen Vorbereitungen fertig ist, ruft: „Nun aufgeschaut! Die Gläser untergehalten. Jeder ziehe den Wachspfropfen heraus!" Andrerseits ist die Verschiedenheit deutlich. Während bei Pfitzer Faust selbst alle vier Zäpfchen herauszieht, hat es in unserm Drama jeder für sich zu tun. Hier tritt die Erfindung des Dichters in ihre Rechte. Die Änderung ergab sich aus dem, was Goethe aus Eigenem hinzutat, um einmal der Szene einen dramatischen Verlauf und Abschluß zu geben, dann um die separaten Geschichten Pfitzers miteinander zu verbinden.

Dieser erzählt im zweiten Schwank, wie wir sahen, daß Faustus an das von seinen Freunden begehrte Hervorzaubern eines Weinstocks voll reifer Trauben die Bedingung knüpft, sie sollten still sitzen und keiner von ihnen solle eine Traube abschneiden, bis er sie es heißen würde. Obwohl nichts davon berichtet wird, daß sie dem Verbot zuwider handelten, verschwand der Weinstock plötzlich, und jeder hielt statt seiner die eigene Nase mit der Hand und das Messer daran. Goethe schließt sich bei der Verbindung dieses Schwankes mit dem ersten dem nur ganz ungefähr an. Auch er läßt Faust ein Verbot aussprechen. Es ist aber andrer Art und keineswegs so harmlos wie das Vorbild, läßt vielmehr die Nähe des Teufels und seines Elementes bedenklich ahnen. Er warnt die Zechbrüder davor, daß ein Tropfen die Erde berühre. Der trunkene Siebel achtet aber dessen nicht. Er läßt den Pfropfen fallen, der die Steine benetzt, und eine Flamme züngelt an ihm hinauf. Dies führt zu einem höchst dramatischen Moment der Szene, die damit zugleich ihrem Abschluß zugeführt wird. Faust erhält von neuem Gelegenheit, seine magische Kunst zu betätigen, und bespricht mit wenigen Worten die Flamme, so daß sie erlischt. Nach groben Ausfällen Siebels, die zum zweiten Male die Nähe des Teufels erkennen lassen, entsteht ein Tumult, und die Burschen ziehen die Messer, um Faust niederzustoßen. Man beachte, wie Goethe hier die Messer des Weinzaubers, ich möchte sagen zu einem organischen Bestandteil der Szene macht. Zum dritten- und letztenmal bewährt sich Faust als Meister der Magie. Den auf ihn eindringenden Burschen gebietet er

Einhalt, indem er sie zum Stehn bringt und hypnotisiert. All das ist Erfindung des Dichters, und nun erst benutzt er wieder die Überlieferung der Volkssage, nicht ohne auch hier erhebliche Veränderungen vorzunehmen. Wenn Pfitzer von einem Weinstock spricht, den Faustus hervorzaubert, so läßt Goethe die behexten Burschen, die Faust in einen visionären Zustand versetzt hat, Weinberge sehen. Während sie nach den reifen, schönen Trauben zu greifen vermeinen, fassen sie sich gegenseitig bei den Nasen und heben schon die Messer sie abzuschneiden, da gebietet ihnen Faust Halt, und sie fahren mit Geschrei auseinander. Auch hier wieder die kleine Abweichung, daß, während die Gäste bei Pfitzer die eigenen Nasen mit der Hand halten, im Drama jeder Bursche nach der des andern greift. Die Änderung, die sich auf eine zuerst im Beginn des 18. Jahrhunderts sichtbare Tradition stützt (vgl. Pohl a. a. O. S. 24), gestaltet den Vorgang drastischer. Eine Spur der alten Überlieferung ist jedoch auch hier geblieben, wenn Siebel nach der Entzauberung ausruft: „Meine Nase!" wobei er doch wohl die eigene faßt und dann erst fortfährt: „War das deine Nase?"

Von dem dritten von Pfitzer erzählten Abenteuer hat nur eine geringe Reminiscenz in der Szene ihren Niederschlag gefunden. Frosch glaubt gesehen zu haben, daß Faust auf einem Faß hinausgeritten sei (Urf. 30, 200).

Höchst selbständig hat also Goethe, wie man sieht, seine Quelle benutzt, ja in einem eminenten Sinne produktiv. Im übrigen bilden die Zauberstücke nur einen, wenngleich gewichtigen Bestandteil der Szene, die als Ganzes freie Erfindung des Dichters ist. Ihm gehört der Gedanke, Fausten Mephisto beizugesellen und die Vorgänge zur ersten Station der Weltfahrt seines Helden zu machen, wodurch der Auftritt erst seinen individuellen Zuschnitt erhielt. Aus Eigenem schuf er die Gestalten der vier Burschen. Ohne jede Anregung durch die Überlieferung schob er die meisterhaften Lieder von der Ratte und dem Floh ein, die den satirischen Charakter der Szene erhöhen und ihr Fülle und Rundung geben. Außerdem besteht die höhere dichterische Originalität bekanntlich weniger in der stofflichen Erfindung als in der künstlerischen Gestaltung: im Aufbau und in der Charakteristik.

Und hierin erweist sich Goethe ebenso selbständig wie genial. Eine eingehendere Analyse der poetischen in der Szene sichtbaren Intentionen wird das noch erweisen. Bevor ich sie gebe, muß jedoch die Frage ihrer Entstehungszeit berührt werden.

Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf meinen Aufsatz in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 2, 146, worin ich ausführte, daß die Szene zu dem ältesten Bestand des Urfaust gehört, das Rattenlied jedoch sowie die Überleitung zu ihm, ferner Siebels und Branders Äußerungen darüber, nachdem es verklungen ist, also Urfaust S. 20 Z. 23—S. 22 Z. 54, am 14. September 1775 eingeschoben wurden. Daß die Szene, als dieser Zusatz gemacht wurde, schon einige Jahre existiert hat, dafür kommen zwei äußere Zeugnisse in Betracht, von denen man dem ersten freilich nicht eben viel Gewicht beilegen kann. Am 25. Dezember 1797 schreibt Wieland seinem Schwiegersohn Heinrich Geßner: „Goethe sang schon vor 25 Jahren:

Das liebe heil'ge Römische Reich,
Wie hängts [so!] nur noch zusammen."

Er hatte den Urfaust 1775 kennengelernt, und wenn er sich einer Stelle daraus 22 Jahre später erinnert, so kann er in einem Briefe, in dem es auf eine genaue Bestimmung nicht ankam und zu einer runden Zahl zu greifen nahe lag, diesen Zeitraum sehr wohl einem Vierteljahrhundert gleichsetzen. Nichts zwingt dazu, diese 25 Jahre buchstäblich zu nehmen und in der Angabe die Bestätigung dafür zu erblicken, daß die Szene 1772 vorhanden war. Mehr jedoch für ihre chronologische Fixierung besagt eine Äußerung Goethes aus späteren Jahren. In einem Brief an Zelter vom 14. November 1816 schreibt er: „Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor fünfzig Jahren gesagt hat: Alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nahe ist." Bemerkenswerter-, psychologisch jedoch begreiflicherweise beruft sich der Dichter hier nicht auf die spätere Fassung der versifizierten Szene, sondern auf die ursprüngliche, wenn er auch die Stelle nicht wortgetreu wiedergibt, die vielmehr lautet: 'Den Teufel vermuthen die Kerls nie so nah er ihnen immer ist.'

So zitiert er auch in einem Gespräch mit Falk die alte Lesart der bekannten Verse aus der Schülerszene:

Encheiresin naturae nennts die Chemie,
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie.

(Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, 3. Aufl. S. 24.) Wenn nun der Dichter hier im J. 1816 die Szene vor fünfzig Jahren entstanden sein läßt, so ist das natürlich ebenfalls eine summarische, nicht genau zu nehmende Angabe. Daß er sie aber so früh ansetzt, um Jahre früher als sie verfaßt sein kann, muß als ein Beweis dafür angesehen werden, daß sie zu den ältesten Bestandteilen des Dramas gehört. Diese Annahme wird noch durch ein andres Moment gestützt. Der Sage folgend läßt Goethe in ihr Faust selbst die Zauberstücke ausführen. Das scheint schwer vereinbar mit der Auffassung des Begriffes der Magie, wie sie uns im Eingangsmonolog und in der Beschwörung des Erdgeistes entgegentritt. Dort wird die Verbindung mit der Geisterwelt in einem ganz hohen Sinne genommen, Faust will die unendliche Natur erfassen, ihre tiefsten Geheimnisse erkennen, das All durchdringen. Dazu stimmt es schlecht, daß er hier als niedriger Zauberkünstler erscheint, der sich mit betrunkenen Studenten seinen Spaß macht. Den zutage tretenden Widerspruch hat Goethe selbst anerkannt, indem er in der späteren Fassung der Szene die Ausführung der Kunststücke Mephisto übertrug. Erklären kann man ihn sich nur so, daß die Partie aus einer Zeit stammt, da jene Teile des Eingangsmonologes noch nicht gedichtet waren, d. h. aus einer Zeit, da Goethe der Überlieferung noch befangen gegenüberstand und seinen Helden aus dem niedrigen Niveau, in dem ihn die Sage hielt, noch nicht völlig erhoben hatte. Sie muß also ihrem Gehalt nach der ersten Schicht der Faustdichtung zugewiesen werden.

In seiner kürzlich erschienenen Abhandlung über die Entstehung des „Urfaust" (Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 1920 XXXII), in der er so mutig Wilhelm Scherers Auffassung der Faustdichtung des jungen Goethe wieder aufnimmt und erfreulich selbständig weiterführt, stimmt Roethe meiner Annahme zu (S. 662), daß die Szene im September 1775 schon vorlag und nur das Ratten-

lied eingeschoben wurde. Allein er ist zugleich der Ansicht, daß sie in dieser Zeit nicht bloß um das Rattenlied, sondern auch um das Flohlied bereichert wurde. Dieses Flohlied soll nämlich nach einem Hinweis von Paul Hoffmann (Vierteljahrsschr. f. Literaturgesch. 2, 160) von der Schubartschen Fabel „Der Hahn und der Adler" angeregt sein, und da dieses Gedicht im April 1774 im Druck erschien, muß jenes jünger sein als der übrige etwa 1771—72 anzusetzende Bestand der Szene. Ich kann dieser Annahme nicht beipflichten, weil ich ihre Voraussetzung nicht für zutreffend halte. Mir erscheint die Beziehung des Goethischen Liedes zu dem Schubartschen Gedicht keineswegs zwingend. Sehr wohl kann ich mir denken, daß jenes verfaßt wurde, ohne daß Goethe dieses kennenlernte. Dagegen ist die erste Niederschrift der Szene ohne das Flohlied unglaubhaft. Wenn Frosch zweimal einen Gesang anzustimmen versucht („Das liebe heilge römische Reich" und „Schwing dich auf Frau Nachtigall") und jedesmal niedergeschrieen wird, so muß schließlich ein ganzes Lied folgen, ob es nun von Frosch oder von Mephisto vorgetragen wird. Das entspricht einer von Goethe immer wieder geübten Technik, wonach Motive stufenweise, durch vorbereitende Anklänge in ihrer Wirkung erhöht werden. Da nun aber für den Einschub des Rattenliedes die Stelle im Brief an Gustchen Stolberg vom 14. September 1775 eine, wie ich meine, nicht wegzudisputierende Stütze bietet, muß das Flohlied vorhanden gewesen sein. Darnach haben wir uns die Szene in ihrer ersten Gestalt so vorzustellen, wie sie im 'Urfaust' abgesehen von dem Einschub S. 20 Z. 23—S. 22 Z. 54 vorliegt.

Das Bessere ist der Feind des Guten. Es ist hergebracht, die prosaische Fassung der Szene gering einzuschätzen, weil die spätere künstlerisch allerdings höher steht als sie. In der Einleitung zum 'Urfaust' [5] S. XLIII f. hat Erich Schmidt die Vorzüge der Versredaktion gegenüber der ersten Niederschrift kurz und treffend hervorgehoben und bemerkt, wie jene durch Bereicherung des Dialoges, der Charakteristik und der Aktion gewonnen hat. Gleichwohl ist schon diese ein genialer Wurf. Zunächst ist schon sie voll äußerer und innerer dramatischer Bewegung und im Tempo abwechslungsreich abgestuft. Schon in ihr

sind die vier Bürschchen meisterhaft porträtiert, wie Minor (Goethes Faust 1, 110 ff.) mit Recht rühmt und im einzelnen aufzeigt. Scharf heben sie sich voneinander ab, wenn auch nur Frosch und Siebel viele bezeichnende Züge aufweisen, Brander und Alten hingegen sich mit wenigen begnügen müssen. Der Ausdruck ist von prägnantester Knappheit. Eine gleiche Sparsamkeit an Worten im Dialog begegnet bei Goethe nur noch im „Bürgergeneral", wo sie aber andrer Art ist und keineswegs dieselbe Präzision aufweist. Statt ganzer Sätze finden wir überaus häufig bloße Ausrufe ohne Verba. V. 451 Esel! Schwein! S. 20 Z. 3 Baumwolle her! Z. 10 Pfuy ein garstig Lied! Ein politisch Lied, ein leidig Lied. Z. 23 Ein neu Lied Kameraden, ein alt Lied. Z. 50 Und eine hinlängliche Portion Rattenpulver der Köchin in die Suppe. Z. 62 Pah! Commödianten. Z. 82 Herbey mit euch. Z. 84 Nun Herrn ein Liedgen. Z. 98 Schöne Rarität! schöne Liebhaberey! Z. 108 Wohl gemeßen! Wohl! Z. 128 f. enthalten nur Ausrufe: Bravo! Bravo! Schön und trefflich! Noch eins! Noch ein paar Krüge! Noch ein paar Lieder! Z. 141 Pah! Eine Flasche! Z. 142 Euren Wein! Z. 154 Da ein Kerzenstümpfgen. Z. 167 Stille junger Herr! Z. 174 f. Wohl! trefflich wohl! Majestatisch wohl! Willkommner Gast. Z. 178 Noch ein Moment. Z. 181 f. Hölle und Teufel! Zauberey! Zauberey! Z. 188 Mir Schwein! Z. 193 Trauben um diese Jahrszeit. Z. 194 Wie reif! Wie schön! Z. 197 Meine Nase? Z. 204 Kein Narr. Z. 209 Trocken wie Holz.

Eigentümlich ist der Diktion ferner der häufige Gebrauch des Partizipiums im Sinne des Imperativs. Auch das ist wohl ein Ausfluß des Strebens nach Gedrängtheit. Vgl. Z. 24 Aufgemerkt und den Rundreim mitgesungen. Z. 167 Nun aufgeschaut! Die Gläser untergehalten. Z. 172 f. Ausgezogen! Zugestopft! Und nun versucht! — Verwandt im Ausdruck ist die Stelle Z. 15 ff. Eine Hammelmauspastete — überschickt ..... Keinen Gruß sag ich als die Fenster eingeschmissen! wo ebenfalls Partizipia im Sinne eines imperativischen Konjunktivs unter Auslassung des verbum substantivum verwendet sind.

Das sind stilistische Besonderheiten, mit denen die Szene in der Goethischen Poesie vereinzelt dasteht. Weder mit Dramen der Jugend-

zeit wie den beiden Fassungen des „Götz“ noch mit späteren ist sie zu vergleichen. Bei diesem Mangel an einer Analogie scheint es mir nicht möglich, aus ihrem Stilcharakter einen Schluß auf die Zeit ihrer Entstehung zu ziehen. Um sie zu bestimmen, kann man sich nur an die oben S. 85 f. behandelten Momente halten, zu denen sich noch ein gleich zu besprechendes gesellt.

Von dem thematischen Zwecke der Szene war oben S. 84 schon kurz die Rede und angedeutet, daß Mephisto die Faust gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen beginnt und ihm die Genüsse der Welt zu vermitteln sucht. So macht er ihn zunächst zum Zeugen der eigentümlichen Freuden der akademischen Jugend. Doch wird das Motiv nur ganz obenhin berührt. Nur die wenigen Worte gelten ihm, mit denen sich der Teufel beim Betreten des Kellers an seinen Partner wendet: „Nun schau, wie sie's hier treiben! Wenn dir's gefällt, dergleichen Sozietät schaff' ich dir Nacht nächtlich“.

Dieser Eintritt erfolgt erst nach einer drastischen Schilderung eines Zechgelages. Die Szene gliedert sich somit in zwei Teile, von denen der erste das bietet, was man heute eine Milieuschilderung nennt. In kunstvoller Steigerung und dramatischer Bewegung entwickelt sie sich. Beim Beginn ist das Gelage ziemlich weit vorgeschritten und eben eine Pause der Ermüdung eingetreten. Durch einen brutalen Scherz Frosches, der durch Brander provoziert ist, werden die erschlafften Gemüter wieder lebendig. Siebel gebietet Ruhe und das mit einem Aufwand von Stimmkraft, daß Alten erschreckt nach Baumwolle schreit. Und nun soll auf Siebels kurzen Befehl ein Rundreim oder ein Lied gesungen werden. Künstlich wird von neuem durch Widerspruch Bewegung geschaffen. Zweimal setzt Frosch an, um ein Lied an den Mann zu bringen, wird aber daran gehindert. Beim zweitenmal treffen wir auf den einzigen Wortguß in der ganzen Szene. Siebel schleudert seine Verwünschung des Liebchens heraus, für die sich der Dichter einer besonderen, der Shakespearischen Art der Quibbles verwandten Ausdrucksweise bedient. (Vgl. Erich Schmidt, Einleitung zum Urfaust[5] S. XLIII f.)

Damit scheint mir, nebenbei bemerkt, ein neues Kennzeichen des frühen Ursprunges unserer Szene gegeben. Im elften Buch von „Dich-

tung und Wahrheit" (Weim. Ausg. I 24, 74 f.) erzählt Goethe, wie er und seine Straßburger Genossen an Shakespeares Quibbles die größte Freude hatten und durch ihre Übersetzung, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten. Wenn er nun hier für Siebels komische Wut jene gesuchte Diktion wählt, die an die Weise des Narren des britischen Dichters erinnert und das meines Wissens das einzige Mal in seinen Werken geschieht, darf man da nicht schließen, daß die Stelle nicht sehr viel später niedergeschrieben ist, als da er sich in dieser Künstelei bewußt übte? Erich Schmidt spricht a. a. O. in bezug auf sie von unsinnigsten Quibbles, und auch Minor (a. a. O. 1, 127) nennt die Wendungen und Anspielungen unverständlich. Das sind sie nicht, wenn man die Sätze genau auf ihren Inhalt prüft. Einem entlegenen Begriff wie Hammelmauspastete = Heuschreckenpastete (vgl. Grimms Wörterbuch IV 2 Sp. 312) folgt ein seltsames Bild (geschundener Hase mit dem Hahnenkopf). Das Auffälligste ist, daß Siebel sich selbst mit einem geringfügigen Bestandteil seines Ichs, nämlich dem Stutzbart Z. 19 bezeichnet, während die übrigen Körperteile mit einem Wort aus der Kanzleisprache als Appartinenzien abgetan werden.

Nun gebietet Frosch Ruhe, um endlich den Kameraden ein neues altes Lied, das von der Ratte vorzutragen. Jauchzend hat der Chorus den Refrain der letzten Strophe gesungen. Wieder gibt Siebel seinem Grimm Ausdruck. Jetzt ist Brander kühn genug, die bisher versteckte Anspielung auf seine Liebesnöte offen auszusprechen und ihn der verliebten Ratte zu vergleichen. Damit erreicht die Stimmung einen Höhepunkt.

Da treten Faust und Mephisto ein, und in einem wirksamen Kontrast läßt der Dichter eine Art spannender Ruhe sich einstellen. Schlag auf Schlag im lapidarsten Stil folgen sich der Ausdruck der Neugier der Zechbrüder, wer die Fremden sein mögen, sowie der Versuch, ihren Beruf zu erraten und ihnen schließlich durch Schrauben beizukommen. Siebel, der sich wieder als Herrn und Meister der Tafel fühlt, macht dem ein Ende und fordert die Gäste kurz und energisch auf, mitzutrinken, was sie nicht ausschlagen.

Wieder soll ein Lied erklingen, das sich Frosch von den Fremden erbittet. Und wieder schafft der Dichter kunstvoll Aktion, indem er

dafür sorgt, daß der Aufforderung nicht sogleich Folge geleistet werde. Faust bekennt, nicht singen zu können, und Brander verbittet sich schwärmerische Liebesgesänge, die Mephisto in Aussicht stellt. Da beginnt der Teufel, ohne sich weiter um seinen Einspruch zu kümmern, das Lied vom großen Floh, dem Liebling eines Königs. Ungeheuren Jubel weckt der Vortrag, und zum zweitenmal ist ein Höhepunkt der Stimmung erreicht.

Jetzt ist für Faust der Augenblick gekommen, seine Zaubereien anzubringen. Mit welcher dramatischen Schlagfertigkeit die Vorgänge dargestellt sind, braucht nicht ausgeführt zu werden. Auch ist oben (S. 82 f.) darüber schon einiges bemerkt. Mit feinster Berechnung der künstlerischen Wirkung ist hier noch einmal mit Hilfe der Kontrastwirkung für Steigerung gesorgt. Das Zauberstück ist gelungen. Beseligt schwelgen die Zechbrüder im Genuß des Weines. Faust fordert Mephisto auf, zu gehn. Der Teufel zögert, so daß eine Art Ruhepause eintritt. Ein jubelnder Gesang der Gesellen, worin sich ihr kannibalisches Wohlgefühl Luft macht, unterbricht sie. Da schlägt durch Siebels Unvorsichtigkeit die Flamme hervor, und es folgen in dramatischem Schnellfeuer sein und Branders Aufschrei, Fausts Beschwörung der Flamme, Siebels Wutausbruch und Herausforderung, die Faust mit der Verzauberung der Gesellen beantwortet.

Der Ausklang dieser bewegten Aktion ist sanft und ruhig, aber doch durch zwei Pointen betont. Bündig bemerkt Brander: Es war der Teufel selbst (Z. 199), welche Äußerung die Vorgänge noch einmal in die angemessene Beleuchtung rückt. Natürlich kommt die Überzeugung nicht unvermittelt. Was lange vorher dumpfe Ahnung war — vgl. zuerst die negative Anspielung Z. 63 ff.: Den Teufel vermuthen die Kerls nie usw., dann Z. 171 Alten: Der hat den Teufel, und Z. 181—90: Hölle und Teufel . . . Hölliſches Hokuspokus usw. — das wird nun zur Gewißheit. Die zweite Spitze ist Siebel vorbehalten. Sich der genossenen Freuden erinnernd und die ausgestandene Angst vergessend, fragt er, ob der Wein wohl noch laufe. Damit erhält die Szene einen humoristischen, fast begütigenden Abschluß, und das Unheimliche und Spukhafte löst sich in Heiterkeit auf.

Gustav Roethe

Der Ausgang des Tasso

Als ich vor langen Jahren auf Bielschowskys Wunsch die Korrekturbogen seiner erfolgreichen Goethebiographie mitlas, zum Teil als Sommerleutnant in den Baracken von Döberitz, da war es vor allem eine Stelle, die ich, meist gerne und duldsam folgend, von vornherein lebhaft, wenn auch vergeblich beanstandet habe. Und das war das Tassokapitel, dessen optimistische Haltung mir wie ein Unrecht gegen Goethes tiefste tragische Schöpfung erschien. Denn in diesem Lichte habe ich den 'Tasso' immer gesehen, und sie tat mir weh, die harmlose Gutgläubigkeit des trefflichen Goethebiographen, die auch in diesem verzweifelten Falle an das Heilkraut der Selbstbesinnung und Selbstbeschränkung glaubte. Köster hat mir in der Einleitung der Jubiläumsausgabe ganz aus der Seele gesprochen, wenn er ein schonungs- und hoffnungsloses Ende feststellt. Aber er ist nicht durchgedrungen. Das Bild der Tragödie, das ich bei der Goetheversammlung des Jahres 1914 (Jahrb. d. Goethe-Ges. I 165 f. 158) in größerem Zusammenhange skizzierte, hat Paul Schlenthers freundschaftlichen Widerspruch erfahren, und bei den Tasso-Aufführungen, die ich in Berlin, Frankfurt a. M. und jüngst noch in Weimar erlebt habe, war das Versagen des Schlusses um so peinlicher, je besser es moderner Schauspielkunst gelingt, dem zweiten und selbst dem vierten Akt große und tiefe Wirkungen zu entlocken. Ob und wie Goethe an der Weimarer Bühne über die Klippe hinwegkam, weiß ich nicht; er nennt das Werk 'theaterscheu' (Br. XXII 218, 8); aber wenn ich lese, daß die authentische Leipziger Aufführung 1867 die frohesten Gefühle hinterließ, weil man sich sagte: 'Tasso erkennt, der Mensch müsse nicht bloß phantasieren, sondern auch handeln' (Jahrb. d. Goethe-Ges. IV 140), so taucht der Verdacht auf, daß hier der Theaterdirektor über den Dichter triumphiert hat. Goethe ließ ja auf der Weimarer Bühne manches

Verwunderliche geschehen; man denke nur an Schillers Bühnenbearbeitung des 'Egmont'.

Immer noch behauptet die Auffassung den Platz, daß die Schlußszene des 'Tasso' Genesung bedeute, vielleicht unter schmerzlichen Opfern. Steinweg (Goethes Seelendramen, 1912, S. 66), bekommt es gar fertig, uns dahin zu beruhigen, daß Tasso an der Hand Antonios, seines neu gewonnenen erfahrenen Freundes, der Vollendung entgegengehen werde. Aber auch Rueffs sehr viel tiefer dringende Tassostudie (Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Tasso, 1910, S. 26) findet in dem Ausgang einen 'rapiden Reifeprozeß', und Metz, der die künstlerische, auch theatralische Unmöglichkeit dieses 'guten Endes' anerkennt, sucht es wenigstens als 'Symbol' zu retten. Wir müßten also in der versöhnenden, hoffnungsvollen Schlußstimmung den Ausdruck des typischen Vorgangs sehen, einer durch die tragische Katastrophe herbeigeführten Katharsis: daß sie in dem besonderen Falle nicht überzeuge, räumen feiner Fühlende ein. Aber wie verträgt sich diese halbe Lösung mit Goethes unmittelbar nach der Vollendung ausgesprochener Überzeugung, daß in seinem 'Tasso' eine besonders 'konsequente Composition' vorliege (Br. IX 147, 18)? Das sind doch alles Verlegenheitsauswege, durch die 'Tasso' obendrein aufhörte, Tragödie zu sein.

Das 'Trauerspiel' wird aber zweimal bezeugt, nicht ganz sicher am 11. September 1780 (Br. IV 288, 5), also für die erste Phase; ganz unzweideutig aber am 17. April 1789 (Br. XVIII 37, 9), wo dem Mannheimer Professor Anton v. Klein von einer 'Tragödie' erzählt wird, die 'die schönsten Lebensmomente und die ergreifendsten Schicksalsspiele des herrlichen Torquato Tasso zusammen zu fassen' sich bestrebe. In die Werke ist das Drama dann als 'Schauspiel' übergegangen; eine indifferente Bezeichnung, die leichter wiegt als jene zwei Briefstellen.

Meinen sie aber beide den gleichen tragischen Ausgang? Das ist nicht wahrscheinlich, mindestens nicht nötig.

Der 'erfindende Tag' für den 'Tasso' war der 30. März 1780. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß der Tassoplan erst an diesem Tage gefaßt wurde. Er könnte viel älter sein. Durch die Iris von

1774, die der Mitarbeiter des nächsten Jahrganges natürlich kannte, war er auf das Leben und Dichterleiden des italienischen Poeten aufmerksam geworden. Das Problem des Dichters am Hofe lag für ihn in Frankfurt besonders nahe, als die Frage immer dringender wurde, ob er der weimarischen Einladung folgen solle. Ob also der dramatische Plan nicht schon in der Heimat keimte? Ein Zeugnis dafür haben wir freilich nicht. Daß Goethe den Tasso mit den Frankfurter Gestalten des Egmont und Werther in einem Atem als einen der Helden nennt, denen 'unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten aufflickt' (Br. V 299, 13), gibt uns freilich einen Wink: aber zu straffer chronologischer Folgerung reicht das nicht aus, und auch die vielen Beziehungen zum 'Werther', die Castle (Zs. f. österr. Gymn. 58, 97 ff.) gesammelt hat, sind um so zweifelhafter, da auch 'Lila' und der 'Triumph der Empfindsamkeit', also weimarische Nachzügler der Wertherstimmung, manche Parallelen darbieten; auch hat Goethe den 'Werther' April 1780, also in den Präludien der Tasso-Arbeit, wieder einmal zur Hand genommen.

Wenn ich geneigt bin, die erste Tassokonzeption näher an die Iris von 1774 heranzurücken, so geschieht das vor allem darum, weil mir der Weimarer Hof nicht der rechte Boden für diese Stoffwahl scheint. Karl August war alles eher als der Renaissancedespot, den Alphons bei Heinse spielt und von dem immerhin, wenn auch unendlich gemildert und gehoben, dies und das in Goethes Alphons nachklingt. Und Heinses Prinzessin ist ein ganz anderer Frauentypus als Frau v. Stein: Heinses Leonora von Este ist sehr jung, reizend, unerfahren, hatte das Herz voll Zärtlichkeit und eine Seele, deren Schönheit ein Lichtstrahl des Himmels war; ihr dankte er die größten Reize seiner Armida; sie übt unschuldige Zaubereien, verstattet kleine unschuldige Freiheiten und ist die Schöpferin alles des Guten, was wir von ihm haben; 'sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm in eine Masse von Feuer zerronnen in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann' (Heinse, Sämtl. Werke III 1, 239). Diese Prinzessin tropfte keine Mäßigung dem heißen Blute; sie konnte den Dichter eher an Lili und ihren Hof

mahnen. Und die Gefahren des Hofes, die dem Tassothema zugrunde lagen, wurden durch die Aussicht auf Weimar dem Dichter näher gebracht (Werke XXVIII 320 ff.); Weimar selbst widerlegte sie eher.

Gab es einen solchen vorweimarischen Tassoplan, von dem vielleicht keine Zeile niedergeschrieben ward, so enthielt er gewiß den Renaissancesultan, der den Dichter als den Bürgen des Nachruhms egoistisch festhielt, aber jede Neigung des Poeten zur Prinzessin als Verrücktheit ansah. Die Prinzessin war eine heiß Liebende und heiß Geliebte: der trennende Rang und Stand wird hier das entscheidende Motiv der Liebestragödie gewesen sein. Der Held vereinigte auch hier mit der genialen Begabung starke menschliche Fehler; er 'träumte Gift und Dolch' (Heinse, Sämtl. Werke III 1, 248) gerade wie, fast wörtlich, bei Goethe V. 2928. Aber im ganzen war das Mißtrauen, das der Heinsesche Tasso zeigt, ihm durch die Wirklichkeit aufgenötigt und wohlbegründet. Sein Gedicht wird ihm wirklich unfertig entwendet und unreif veröffentlicht (Heinse S. 240), was sich Goethes Tasso (3323) nur einbildet. Heinses Held hat einen Scheinfreund, der ihn durch Verrat an seiner Liebe zum verbotenen Duell zwingt; er hat einen sehr einflußreichen Feind, der in sein Zimmer eindringt und dort alles durcheinander wirft, der ihn dem Herzog verdächtig macht und ihm die Gefangenschaft im Annenspital zuzieht. Einer dieser Gegenspieler wird schon im Anfangsplane Tassos Albert, Carlos oder Mephisto gespielt haben, bösartiger und intriganter als später Antonio. Auch die zweite Leonore war gewiß vorhanden, vielleicht verschmolzen mit der Verführerin, die bei Heinse (S. 257. 238) den Dichter seiner platonisch-idealen Liebe abwendig machen sollte. Im Hintergrunde dann der überwältigende Erfolg und Weltruf des Epos, der dem Dichter wohl den Mut schwellen durfte zu kühnen Hoffnungen. Goethes spätere Gestalten hatten also schon im Anfangsplan durchweg Gegenbilder, aber alle doch wesentlich anders: der Herzog eitler Tyrann, die Prinzessin jugendlich, hinreißend, voll warmer Liebe, der Held ohne die pathologischen Züge, der Feind weit aktiver und schädlicher als Antonio. So ergab sich eine erregende äußere Handlung, in der Duell und Arrest mitspielt, aber beides ernsthafter als jetzt bei Goethe; es gab eine große, erwiderte,

enthusiastisch-leidenschaftliche Liebe, die an den äußeren Verhältnissen zerschellt und den Dichter etwa zur Flucht zwang, aber so, daß unser Herz ganz auf seiner Seite bleiben sollte gegenüber den kalten Höflingen und Konventionen. Ob Exil, Gefangenschaft, Wahnsinn, Selbstmord oder ein anderer Tod am Ende stand? Gleichviel: der äußere Sieg der Neider verkümmerte doch nicht den Triumph des großen Dichters über die niedrigen Alltagsseelen. Aber die Tragik des Dichterlebens, die bei Heinse (S. 231) Tassos Vater dem Sohn vorherkündet, wie Goethes Vater den Sohn vor Weimar warnte, das unstet Heimatlose des Genius (Heinse S. 247) fehlte auch in diesen Anfängen schwerlich. Daß Tasso das Unmögliche von sich fordert, alles fassen, alles halten, die letzten Enden aller Dinge vereinigen will (V. 2127—36), stimmt ganz zu dem Titanenstolz des Faust von 1775. Im Grunde gab ihm sein Dichter Recht: 'Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.' 'In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre': das bleibt Goethische Überzeugung. Werther ging an seiner großen Liebe zugrunde, weil er, der liebevoll mit Natur und Kunst spielende Dilettant, ihr in keiner Meisterschaft ein Gegengewicht zu bieten wußte; bei dem Dichter Tasso lag das wesentlich anders; das Scheitern des schaffenden Künstlers im Leben ist oft zugleich ein Sieg seiner Kunst.

Von einer solchen Frankfurter Vorstufe hob sich schon der erste Weimarer 'Tasso' von 1780 und 1781 in vielem ab. Die Prinzessin wurde Bezähmerin, wie die edlen Weimarer Damen, die jetzt maßgebend hereinspielen: die Schranken einer 'erlaubten' Liebe wurden aufgerichtet. Die Hofluft und ihre Sprache gewannen notwendig an Sympathie. Antonioartige Gegenspieler waren Goethe schon begegnet, aber der weimarische Alphons hielt unbedingt zum Freunde; das drängte den Konflikt notwendig nach innen. Ich möchte doch von neuem die alte Vermutung empfehlen, daß Goethe in Lenz und seinem Weimarer Geschick von 1776 ein Gegenbild ehemaliger eigner Überspannungen empfand, das ihn produktiv machte: gerade in Lenz stellte sich ihm erschreckend die ungebändigte Übermacht der Einbildungskraft dar, die von der wirklichen Welt weit in eine Traumwelt abrückte und

Unrecht bekommen mußte. Es ist kein Zufall, daß der Brief an Frau von Stein vom 25. März 1781 (Br. V 94, 16 fg.) Lenz und Tasso eng zusammen rückt. Aber ein Triumph der Empfindsamkeit war nicht mehr möglich. Doch hatte das enthusiastische Dichtertum des Helden noch keine wetteifernde Kontrastgestalt aus anderer Lebenssphäre sich gegenüber: der Gegner entbehrte noch des eignen Gewichts. Die Ausbrüche reinen und tiefen Glücksgefühls, die in Briefen und Tagebüchern damals zutage treten, beweisen immer noch den positiven Enthusiasmus, mit dem der Dichter seinen Helden gestaltete. Rueff kann Recht haben, wenn er den Monolog II 2 nach Inhalt und Stimmung schon dieser ersten Weimarer Phase zuweist. Aber schon die Dichterliebe, die V. 205 ff. schildern (I 1), fügt sich mir besser in die letzte Wandlung, und die herrlichen Verse der Prinzessin V. 1024 (II 1), diese ergreifende Selbstbuße des Dichters, sind sicher erst aus den bittern Tagen erwachsen, da er sich, nicht ohne Schmerz- und Schuldgefühl, von der Geliebten seiner voritalienischen Zeit loslöste. Versuche, aus dem erhaltenen 'Tasso' Stücke des Urtasso herauszuschälen, sind bisher nicht gelungen. Für die Gottesgabe, in nachklingende Lieder das zu fassen, was in seiner Seele immer vorging, hat der Dichter damals schon den Göttern gedankt (Br. VII 270, 11). Aber ob auch der erste 'Tasso' in diesen Trost ausklingen sollte, ist doch mehr als zweifelhaft. Stand der Schluß des voritalischen Dramas überhaupt schon fest, so war er gewiß an äußerer Tragik reicher gewollt als in der endgültig 'umgedachten' Form, und er wird, so weichlich nebelhaft der alte Text dem italienischen Goethe erschien, doch bestimmter beabsichtigt gewesen sein, als in der zweifelweckenden Frage, in die der 'Tasso' jetzt mündet.

Die große Frage, die dem Leser die Antwort überläßt und denn auch die verschiedensten Antworten geerntet hat, erfreut sich heute einer modischen Sympathie: man erinnert gerne an Ibsen und Strindberg und ihre Nachfolger. Die Methode, den Zuschauer und Leser durch solche Frage zur leidenschaftlichen Mitarbeit heranzuzwingen, hat ihre Vorzüge, wenn auch kaum in Goethes Sinne, der solche Wirkungen seiner Dichtung freundlich abzuwehren geneigt war. Und es wird immer verwerflich sein, wenn der Künstler dem Publikum die Antwort

nicht nur zu überlassen scheint, sondern wirklich überläßt. Daran ist im Stil des 'Tasso' nicht zu denken. Goethe selbst wußte die notwendige Antwort und hat ihre Voraussetzungen dem Leser in die Hand gegeben.

Auch ein andres Goethisches Trauerspiel schließt mit der milden versöhnlichen Frage. Freilich der erste Teil einer Trilogie oder Dilogie, deren Fortsetzung ausdrücklicher geantwortet hätte. Aber wir müssen die 'Natürliche Tochter' trotz allen weiterführenden Plänen doch als ein in sich abgeschlossenes Drama ansehen. Sie steht außerdem dem 'Tasso' nicht nur zeitlich nahe. Ihr Versbau rückt enger an ihn heran, als er an die 'Iphigenie'. Eine merkwürdige technische Übereinstimmung bedeutet der dritte Akt, in dem die Hauptgestalt von der Bühne verschwindet; bleibt sie im 'Tasso' trotzdem unbedingt herrschend, so kann man das von Eugenie nicht einmal sagen: die gährenden Mächte der unheilschwangeren Zeit fangen dort schon an, das Einzelschicksal herabzudrücken. Und der Schluß des Ganzen ist eine Frage, die um so mehr an 'Tasso' gemahnt, als es sich auch hier um die Wahrung der gesellschaftlichen Distanz handelt, die Tasso zu seinem Unheil in einem überspannten Augenblick vergißt. Eugenien gibt nur die Scheinehe mit dem Gerichtsrat die Möglichkeit im Vaterlande zu bleiben, das sie um so weniger verlassen will, je sicherer ihm die Katastrophe droht. Wir scheiden mit der Frage: wird die Scheinehe zur echten Ehe werden und Eugenie damit ihr Glück und ihre Lebensaufgabe in der mittleren Sphäre finden, zu der ihr verhängnisvoll hochgespanntes Fürstengefühl zunächst noch in hartem Gegensatz steht? Wir wissen aus den Andeutungen der Schemata, daß eine Annäherung der Gatten durch die Revolution zersprengt werden sollte. Eugenie sollte dem Königtum in mutiger Leidenschaft treu bleiben, mitkämpfend bis zum Untergang. Diese Treue, dies Festhalten der Distanz ist ein moralischer Sieg der Herzogstochter und Königsnichte: nur durch ihn bleibt sie berufen, dem Monarchen in der Schicksalsstunde zur Seite zu treten. Die Antwort auf die Schlußfrage der 'Natürlichen Tochter' lautet also: 'nein'.

Auch im 'Tasso' ist nur die negative Entscheidung möglich. Freundschaft und Entsagung wird ihn sowenig retten, wie Eugenien Eheglück

und Entsagung beschieden ist. Die Frage geht in beiden Fällen nur auf die Helden: für die Prinzessin und für den Gerichtsrat besteht keine Frage, noch weniger für Antonio. Im Gegensatz zu 'Iphigenie' teilt 'Tasso' auch das absolute Dominieren der Hauptgestalt mit der 'Natürlichen Tochter', und 'Tasso' ersteigt den Gipfel. Goethe war sich noch 1811 bewußt, daß unter allen Rollen, die er geschrieben habe, der Tasso am meisten ausgeführt sei (Br. XXII 218, 17). Er beherrscht das Interesse ausschließlich. Auf ihm ruhen alle Blicke oder Gedanken, ob er zugegen ist oder nicht: auch die Prinzessin und Antonio sind lediglich Ergänzungs- oder Kontraftgestalten, in denen er sich wiederum spiegelt. Dies Verfahren gehört zum Wesen der 'konsequenten Composition', die sich niemals von ihrem Helden ablenken läßt. Nur Kleists 'Penthesilea' verträgt den Vergleich mit dieser dramatischen Konsequenz.

Als ich vor einem Vierteljahrhundert einmal hannöversche Abiturientenaufsätze zu begutachten hatte, da stieß ich auf eine Gruppe, in der die Schreibenden allgemein Antonios Partei gegen Tasso nahmen, in Antonio den moralischen Sieger sahen. Natürlich trat hier der Einfluß des vorbereitenden Lehrers zutage: dennoch erschreckte es mich fast, daß er bei dieser Jugend auf gar keinen Widerspruch stieß. Die Neigung, Antonio als ebenbürtigen Gegenspieler zu fassen, hat Goethe selbst durch die berühmte Stelle des 3. Aktes begünstigt, die der beiden Feindschaft daraus ableitet, daß 'die Natur nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte' (1706). Nun, diese Kontraftgestalten, die Albert, Carlos, Oranien, selbst Mephisto, saugen doch ihr dramatisches oder poetisches Leben nur aus der Hauptgestalt, ohne die sie kaum wären: sie sind etwas ganz anderes als die seltneren ebenbürtigen Doppelfiguren wie Pedro und Crugantino, Götz und Weislingen oder Adelheid, die jeder ein eignes Schwergewicht haben, ja ein Zentrum für ihren besondern Kreis bilden. Das trifft für Antonio nicht zu, den obendrein der Dichter mit so kleinlichen Zügen ausstattet, daß jene Sympathie für Tassos Gegner mir schwer verständlich ist. Als sich Goethe vom reinen Künstlertum zu Staatsgeschäften, Wissenschaft und allseitigerer Lebenstätigkeit abwandte, den Antonio hat er nicht zum Träger seiner neuen Weltanschauung gemacht. Die falsche Gewichtsverteilung, die

Antonio zu schwer nimmt, macht das rechte Urteil auch über den Helden unsicher.

Und etwas Ähnliches gilt selbst für die Prinzessin. Sie ist mit tiefer verstehender Liebe gezeichnet, eine meisterhafte Gestalt von unbeschreiblich rührendem Reiz. Aber wie wir sie vor uns sehen, ist sie längst nicht mehr die Charlotte von Stein, die Goethe-Tasso 1780 geliebt hatte. Der Schleier des Kränkelns, auch leisen Älterns liegt über ihr. Sie sieht die Welt durch einen Flor, der alle leuchtenden Farben dämpft. Ihre Liebe zu Tasso 'ist ihren andern Leidenschaften gleich; sie leuchten wie der stille Schein des Monds dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht; sie wärmen nicht, und gießen keine Lust noch Lebensfreud umher' (1955 ff.). Sie fürchtet die Leidenschaft, zuckt schmerzlich vor ihrem Nahen zusammen, wehrt glühende, stürmende Kraft empfindlich ab. Wenn sie die Mäßigung kündet, so ist das Selbstschutz. Sie möchte Tasso liebevoll schirmen, ein wenig bemuttern; aber auch dazu ist sie zu scheu, ängstlich, empfindlich; jeder laute Klang tut ihr weh. Sie ist so weltfremd, daß sie in ihrem unbegrenzten Vertrauen auf das Band, das alle Guten verknüpft, den Konflikt ihrer beiden werten Freunde arglos heraufbeschwört. Sie ist nicht lebensvoll genug, um die echte Kunst voll zu würdigen; die Wissenschaften, die der Wirklichkeit vorsichtiger und ruhiger sich nähern, sind ihr zugänglicher. Sie teilt mit Tasso ein Traumhaftes: aber während seine Dichterträume ihm die Welt, die er zu erschauen glaubt, mit unerhörter greifbarster Deutlichkeit in die Seele brennen, weiß ihre träumende Unsicherheit selbst die nahen Gegenstände nicht zu fassen. Nein, sie liebt Tasso nicht; Metz hat vollkommen recht, wenn er verlangt, daß ihr 'Hinweg' (3284) nicht mit schonendem oder sehnendem Widerstreben, sondern mit erschrecktem Widerwillen ausgestoßen wird: die körperliche gewaltsame Berührung erregt ihr einen, fast möchte ich sagen: altjüngferlichen, Schauder. Nein, ihr Geschick ist traurig, aber nicht tragisch, und es ist ein gröbliches Verkennen, wenn Steinweg (S. 85) sie zum versteckten Opfer der Tragödie macht. Sie greift uns am nächsten an die Seele, weil ihre milde Güte uns nirgend abstößt, wie Tasso das immerfort tut. Aber darin liegt nur ein negativer

Vorzug. Von Heinses sehr positiver Prinzessin hat sie sich weltenweit entfernt.

Castle hat dankenswert auf einen wundervollen Brief hingewiesen, den Richard Wagner an Mathilde Wesendonck über den 'Tasso' geschrieben hat (15. April 1859; Tagebuchblätter und Briefe S. 124). Der große Dramatiker weiß Goethes Dichtung sehr gerecht zu werden; er ruft staunend: 'Wie das Goethe schreiben konnte!' und fühlt das ganz Einzigartige dieser Schöpfung. Er stellt nun die Prinzessin als 'Meisterin des Leidens' in den Vordergrund. 'Endlich gewinnt doch nur unser Herz, wer am meisten leidet, und eine Stimme sagt uns auch, daß er am tiefsten blickt.' Hier spricht eben Wagner, und hier trennt ihn seine künstlerische Individualität entscheidend von Goethe. Wagner ist der Dichter des Mitleidens; Goethes Absichten hat er hier schwerlich erfaßt. Eins aber erkennt er: die leidensgewohnte Frau wird überwinden, der Dichter nicht. Der Tragödie ist er sicher, und er weist die Momente, um die es sich zwischen Antonio und Tasso handelt, als wesenlos ab. Daß Antonio dem Dichter nicht helfen kann, ist ihm selbstverständlich.

Was liefert denn aber den Helden seinem Schicksal aus? Nicht die Liebe — er liebte im Urtasso, in unserm 'Tasso' liebt er nicht mehr oder doch nur mit einer Phantasieliebe, wie die Gräfin sieht: 'Uns liebt er nicht, — — — Aus allen Sphären trägt er was er liebt, auf einen Namen nieder' (212f.), und der härtere Antonio schilt gar: 'Laßt seine Selbstigkeit für Liebe gelten' (2105); er liebt wirklich nur sein Geschöpf, das Idealbild, das er aus der Geliebten formt. Grade hier mochte Lenz mit seinen vielen seltsam unwahrhaftigen Lieben angeregt haben.

Aber auch die Verbannung, die Heimatlosigkeit ist es nicht, die ihn rettungslos zerbricht; noch weniger der Konflikt mit der Konvention, mit den hemmenden Standesunterschieden, die für Goethe längst die Bedeutung verloren hatten. Und auch Gundelfinger befriedigt mich nicht, wenn er in der verletzten Distanz, in dem Bruch des sittlichen Maßes, das die Prinzessin verkörpere, die Vernichtung der sittlichen Existenzmöglichkeit sieht. Das alles klingt wohl an, leiser und stärker. Aber es

ist nicht der Kern. Wenn Goethe selbst auf die Disproportion mit dem Leben, auf die überspannten Forderungen an das Leben hinweist, so ist das natürlich richtig: aber worauf beruht diese Disharmonie?

Die Tragödie wurzelt in dem Egoismus, der Selbstigkeit dieses schöpferischen Künstlertums, und in ihren Begleiterscheinungen, der mächtigen Phantasiekraft und der überspannten Reizbarkeit: dichterische Vorzüge, denen doch weder die Selbstbeherrschung noch die zur Reinigung führende große Leidenschaft gepaart ist. Die Heilung des Orest von qualvollem, zerstörendem Schuldgefühl ist Tasso versagt: denn er ist nur überempfindlich und nur 'halbverschuldet', wie es in der 'Trilogie der Leidenschaft' heißt. Die Natur, die Werther manchmal zu Hilfe kam, schweigt zudem in der höfisch gebildeten Umgebung, und das ganz große Unglück bleibt aus: das entwurzelnde Verbrechen ist doch schließlich nur eine schlimme Halt- und Taktlosigkeit, die wohl nicht vergessen, die formell nicht verziehen werden kann, der aber doch die Größe fehlt. Das macht diese ganze Tragik so hoffnungslos, daß in ihr nicht Urkräfte walten, sondern Halbgefühle, Empfindlichkeiten, Einbildungen: nicht das fest Greifbare, dem man mit dem Messer oder dem glühenden Eisen zu Leibe gehn kann.

Es ist Goethe wundersam gelungen, das Pathologische dieses Künstlertums, seine kindlich naive, egoistische Reaktion rein herauszuarbeiten. Dies ausgeprägt Kindliche der Selbstigkeit sichert ihm die Herzen der Frauen und entwaffnet auch uns, ja den eignen Dichter. Aber es setzt den Dichter des 'Befreiten Jerusalems', der sich selbst so wenig zur echten Freiheit durchzuringen vermag, eben doch ins tragische Unrecht: er büßt das dämonisch Kindliche wie Egmont, aber härter und melancholischer: Egmont bleibt in sich heiter und sicher, Tasso leidet selbst in den glücklichsten Stunden unter jenem quälenden, nicht unverschuldeten Mißverhältnis zur Welt, das Goethe gerade dadurch so grausam verschärft hat, daß diese Welt, mit geringer Schwankung, liebevoll bemüht ist, dem genialen Kinde seinen Weg leicht zu machen, seine Launen mit Geduld und Nachsicht zu tragen: nur der kühle Außenstehende, Antonio, stellt den Sachverhalt lieblos tatsächlich dar und empfindet das Kindliche als kindisch (2887). Auch der Dämon entbindet nicht

von der Pflicht zu selbst sich zwingender Männlichkeit. Richard Wagner, der jene Launen und Schmerzen nur zu gut kannte, den aber freilich die Zeit und sein Dämon zum Manne schmiedeten, wurde besonders tief ergriffen durch jene Überempfindlichkeit des Dichters, den ein Riese dünkt, was andern eine Mücke scheint, dem das Kleinste ins Ungeheure wächst, weil er in einem Falle alle Fälle sieht, weil er mit furchtbarer Schnelligkeit alles auf einen Blick hat. Fast wundert es ihn, daß Goethe dies unvergleichliche Seelenbild möglich war. Wir dürfen nicht vergessen, daß für Goethe noch am 17. April 1789 sein Held 'der herrliche Tasso' war. Er wohnt in seiner Seele, auch als er ihn schon mit reinlicher Klarheit hinzustellen und zu beobachten weiß. Antonio bedeutet weniger als Mithandelnder, denn als Mitschauender; auch Leonorens freundlichere Worte zeichnen den Dichter in reinen Linien ab. Beide halten von außen beobachtend das Gegengewicht zu der allzu gütigen mütterlichen Stimmung der inniger sich einfühlenden Prinzessin. Dadurch, daß wir Tasso so mit verschiedenen aufmerksamen Augen sehen und zugleich ihn selbst vor uns haben, erreicht diese Seelenstudie ihre überwältigende Tiefe und Rundung.

Antonios nüchterner Blick tut um so mehr not, da Tasso in seiner eignen Welt ein fast traumhaftes Dasein führt. 'Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern; er scheint uns anzusehn, und Geister mögen an unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen', 'sein Auge weilt auf dieser Erde kaum' (159. 170). Der liebevolle Blick freut sich, daß er 'hingegeben im holden Traum für seine Freunde lebt' (2102); der Liebloſe sieht ihn 'am hellen Tage träumen' und schiebt das auf 'ein ungemäßigt Leben' (2918). Aber auch ihm selbst verwischen sich die Grenzen von Traum und Wahrheit (2189), und Leonorens Ruf: 'Erwach! erwache! laß uns nicht empfinden, daß du das Gegenwärtge ganz verkennst' (558) begleitet ihn, seit er zuerst erklungen, leise mitschwingend durch das ganze Drama. Die wundervollen poetischen Visionen, die Tasso zu den Heroen und Poeten des Elysiums tragen, ihn die goldne Zeit der Hirten und Nymphen neu erleben lassen, ihm den Besuch bei der fernen Schwester zu Sorrent, das entsagende tätige Gärtner- und Wärteramt zu Consandoli mit greifbarer Deutlichkeit

gewähren, sie sind von berauschendem Zauber und doch erschrecken sie mit ihrer ungebändigten Phantasiekraft gerade das liebevoll verstehende Herz der Prinzessin aufs tiefste. Auch sie entwachsen dem verzehrenden, lähmenden Selbstgenuß, vor dem Antonio den Dichter zuerst milde warnt (1237 f.), den dann später der Herzog selbst in ernster Strenge verwirft:

Es liegt um uns herum
gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
und reizend ist es sich hinab zu stürzen. (3073 ff.)

Der Freiheitsdurstige (2305) ist im Goethischen Sinne unfrei; der Verwöhnte, Verhätschelte ist ewig einsam, nicht nur weil ihn die Einsamkeit gefällig lispelnd anlockt, sondern vor allem weil er in sich selbst versinkt, 'als wäre ganz die Welt in seinem Busen' und weil dann alles ringsumher für ihn verschwindet (2119 ff.).

So ist der Monolog seine eigentümliche Ausdrucksform (II 2. IV 1. 3. 5. V 3), und wieviele seiner sonstigen Ausbrüche sind nichts andres als Selbstgespräche (3304–58)! Es ist mir immer eine leise Störung gewesen, daß auch Leonore (III 3) für ihre kühlklugen Überlegungen zu dieser Ausdrucksform greifen darf, die sonst nur Tassos tiefstes Seelenleben durchleuchtet.[1] Man hat viel persönlich Goethisches in jenen Monologen gefunden; IV 5 zumal soll auf Goethes eigensten Gefühlspfaden wandeln. Ich warne vor dieser Auffassung. Man darf das Selbstbekenntnis in diesen Selbstgesprächen nicht überschätzen: es bleibt doch immer Tasso, der spricht; das von Goethe lebendig Mitempfundene tritt zurück vor dem Überwundnen, das der geheilte Dichter jetzt mehr als unbefangen, fast feindlich hinausstellt. Es trifft schwerlich zu, wenn man dies Werk als besonders 'einfach und gradlinig' bezeichnet hat. Einheitlich? ja; einfach? nein. Die beiden Ströme des heiß Erlebten und des kühl Beobachteten sind noch erkennbar. Goethe hat den steil stürzenden Pfad sehr wohl gekannt, auf dem Tasso abwärts taumelt; er selbst aber hat den verführenden Schwindel stets überwunden und war ganz schwindelfrei, als er den 'Tasso' vollendete: vielleicht war die Distanz sogar ein wenig groß geworden. Um so schonungsloser

[1] Der kleine Monolog der Prinzessin III 1 ist kaum als besondere Szene zu rechnen.

wirkt die ruhige Wahrhaftigkeit dieser erschütternden komplizierten Seelenvorgänge.

Die reizbare Überempfindlichkeit, die Richard Wagner am Tasso bewundert, der jedes Nichts zum Koloß anschwillt, ist zugleich tiefer Quell künstlerischen Könnens und menschlichen Irrens. Eine warme Ehrung, wie der Lorbeerkranz sie bietet, wird dem Helden alsbald zur versengenden, verzehrenden Flamme; eine milde gütige Herzensneigung der hohen Frau entzündet in ihm irre Raserei; schmerzliche Erfahrungen, unter denen seine Eltern, dann er selbst wirklich litten, machen ihn in wilder Übertreibung zum Ausgestoßenen des Glücks; in jähem Wechsel wird ihm der Boden Ferraras bald das einzige Heil, bald dünkt ihn die Flucht einzige Rettung. Alles sieht er in kindischer Übertreibung durch ein Vergrößerungsglas. Ein unbemerkter Funke, der die Mine zündet, zerstört jede Schranke. Schrankenlos ist sein Höhendrang: 'In einem Augenblicke soll entstehn, was Jahre lang bereitet werden sollte; er fordert das Unmögliche von sich' (2129ff.). Aber der titanische Drang ist peinlich gepaart mit häßlichem, Goethe selbst ganz fremdem Mißtrauen, das sich erfindungsreich von eingebildeten Schädigungen nährt. Der Argwohn wandelt sich in eine Furcht, ja einen imaginären Haß, der den teuersten Freunden wirre Lästerungen nicht erspart. Freilich, alle diese Anfälle gehn vorüber, die erhobene Hand sinkt erschreckt vor dem eignen verirrten Willen zurück, 'er schadet Andern nicht, er schadet sich' (2140). Nur, er ist ein Kranker (325–334). Die nervenärztlichen Studien über Dichter und Dichtergestalten sind in begründeten Mißkredit gekommen. Daß Goethe im 'Tasso' aber die Nähe von Genie und Wahnsinn gefühlt, daß er das Schicksal der einseitigen Genialität, die sich nicht zu zähmen wußte, gerade auch in ihren Krankheitssymptomen schildern wollte, daran sollte man nicht zweifeln. Von den harmlosen Zügen des schlechten Wirts und Rechners, von launisch-enger Empfindlichkeit und Skepsis bis zu den unverkennbaren Ausbrüchen des Verfolgungswahnsinns, der sich in irrem Scharfsinn bemüht, den Arzt zu betrügen (gerade der Eingang von IV 5 geht darin sehr weit), hat Goethe die Kennzeichen des Kranken mit unheimlicher Vollständigkeit anklingen lassen, auch das Kleinliche

nicht scheuend. Kaum eine Rede Tassos, in der das gestörte Gleichgewicht nicht fühlbar wäre: gerade daß wir mit ihm am Abgrund wandeln, gibt seinen Worten ihren besondern schmerzlichen Zauber. Und die dunkle Tragik wird dadurch nur dunkler, nur herzzerreißender, daß die maßvolle klassische Schönheit dieser Kunst uns hinter dem exzentrischen Individuum stets zugleich den ewigen Menschheitstypus ahnen läßt. Diese glatte Hofsprache, die mit leiser Lippe verbindlich, liebenswürdig zu reden weiß, ob sie wohl tue oder weh, der kein sittenloses Wort entschlüpft auch in den Augenblicken tiefster Erregung, breitet eine tondämpfende Atlasdecke über das Stöhnen und Aufschreien des kranken Gemüts. Die höfische Rede ist auch Tassos derartig Herr geworden, daß ihm der letzte, vielleicht befreiende Schmerzensschrei der Leidenschaft sich versagt. Der Kontrast der äußern Zähmung mit der innern Schrankenlosigkeit verschlimmert die Aussichten einer Heilung.

Ist Tasso heilbar? Vor Bielschowsky erscheint ein Dichter, der sich beschränken, der ohne die Ausschreitungen von Liebe und Ehrgeiz sich begnügen wird, nur Dichter zu sein. Andre sehen hinter der Entsagung nun den kommenden Charakter auftauchen. Ich will nicht fragen, wie sich diese optimistischen Zukunftsbilder mit der Geschichte vertragen. Aber hat Goethe eine solche Wandlung irgendwie vorbereitet? Noch dicht vor der Katastrophe erscheint Tasso der Versuch, Leidenschaft zu bekämpfen, als freche Selbstzerstörung (3262). Dürfen wir diesem Tasso auch nur wünschen, daß er verlerne, mit dem Unmöglichen sein Spiel zu treiben? Wird für ihn der Schmerz die Heilkraft besitzen, die edle Frauen, Iphigenie und die Prinzessin, ihm beimessen? Schwerlich. Tasso hat im Schmerz stets nur den Feind gesehen. Freilich, auch er tröstet sich einmal für eine kurze Spanne: 'vielleicht genes' ich wieder' (3398). Aber 'das sichert uns nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht' (1712), 'der Augenblick kommt wieder: er beherrscht so wenig seinen Mund als seine Brust' (2147). Die Teilnehmer der Handlung glauben nicht an die innere Umkehr. Und sein Glück und Leid trägt der Held einzig in sich selbst. Dem Verwöhnten, der auf des Glückes breitem Polster ruhte, von des Lebens Mühen und Nöten unbehelligt, den Liebe und Geduld zart

umgab und hegte, ihm kann von außen niemand helfen, am wenigsten Antonios Freundschaft: Goethe hat diesem Mißverständnis selbst schon vorgebeugt (1711).

Es gibt zwei Seiten in Tassos Künstlertum, die im faustischen Sinne auf Genesung deuten könnten. In seiner Kunst scheint er die Kraft der Selbstzucht, der Form zu besitzen; an sein Gedicht will er streng die Feile ansetzen. Aber ist es ihm wirklich ernst, wenn er Antonio und dem Herzog von den künstlerischen Absichten berichtet, die ihn nach Rom ziehen? Eigentlich will er ja gar nicht nach Rom. Und im Hintergrunde taucht der kranke Besserer auf, der an seinem Kunstwerk so lange herumfeilt, bis er es zerrieben hat; Alphons, der seinen Dichter kennt, sucht ihn gütig und eindringlich vor dieser zerstörenden Selbstkritik zu hüten (3030 ff.).

Dann aber sehnt sich Tasso nach der 'Tat' (909. 1170). Er wünscht, daß der Gott in seinem Busen auch nach außen hin bewege; ihm schiene es schönster Lohn, wenn es gelänge, durch sein Lied 'zu edlen Taten unsern Zeitgenossen aus einem langen Schlaf zu rufen' (2637). Aber, was hier mit seinem dichterischen Schaffen sich verbindet, wird an andrer Stelle ein Gegensatz, den er neidvoll fühlt: der Staatsmann Antonio erweckt geradezu seine Eifersucht. Er schreitet nicht den Weg von Wort und Sinn zur Tat, sondern empfindet im Grunde auch hier unversöhnliche Gegensätze. Was Goethe vereinte, wird sich in seinem Tasso stets bekämpfen.

'Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen wie ich leide.' Dieser Satz schmückt noch die Alterstrilogie der Leidenschaft. Goethe kannte diesen Segen der Dichterkraft. Aber liegt darin eine Gewähr innerer Beruhigung und Heilung? Gewiß nicht. Goethe hatte an Bürger und Lenz, die jene Gottesgabe wahrlich besaßen, das Gegenteil genau kennen gelernt; Christian Günther, der in dieselbe Reihe gehört, hat ihn schon in früher Jugend angeregt und noch im Alter lebhaft beschäftigt. Sie alle hat ihr Künstlertum zwar durch schwere Stunden geleitet, aber nicht geheilt; im Gegenteil, das Schwert, das die Wunde heilte, schlug schnell neue schlimmere Wunden. Goethe hat im Dienst für andre, zumal seit Weimar, die egoistische

Selbstischkeit überwunden, die mit jenem künstlerischen Schaffen weltfremder Dichter eng verbunden ist; Tasso liebt im Grunde keinen andern Menschen, kennt nur die imaginäre Liebe, die ein Teil seiner Kunst ist; selbst Billigkeit gegen andere dünkt ihn schon Selbstzerstörung (2342). Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß er ein andrer werden wird. Diese 'konsequente Composition' durfte nicht umfallen.

Goethe ist ein Freund milder Schlüsse. Der zweite Schluß der 'Stella' ist ganz ungoethisch. Den sterbenden Götz umfängt ein weicher Frühlingsabend mit ruhiger Melancholie, dem sterbenden Clavigo wird Vergebung. Der sterbende Egmont schaut, fast wie der uralte Faust, in eine herrliche Zukunft. Eine begeisterte Rede des Mönchs sollte in der 'Natürlichen Tochter' aus den Schrecken der Revolution schließlich hoffnungsvoll vorwärts tragen. Ich zweifle nicht, daß an Nausikaas Leiche, über der Kunde von Mariens Tode versöhnende Worte erklingen sollten; auch in der Tragödie vom Kampf der alten und neuen Zeit war die Schlußszene gewiß bestimmt, geistig wieder zu einen, was der Tod scheiden und entscheiden mußte. Das Krasse wird im Abschluß von Goethe gemieden. Aber nicht die Folgerichtigkeit. Ich habe nie verstanden, wie man aus Tassos Schlußworten eine ernstliche Zuversicht zu seiner Zukunft schöpfen konnte. Das Schiff ist zerborsten; der Schiffer klammert sich an die öde Klippe, die ihm höchstens leisten kann, was Salas y Gomez ihrem resignierten Bewohner bot, und zu solcher Selbstbescheidung ist Tasso nicht der Mann. Und daß sich einst die Sonne so schön in der ruhigen Woge spiegelte, gibt der sturmgepeitschten Welle wahrlich keinen Halt und Glanz. In Bildern verklingt das Leid. Von neuem steigt, aber nur matten Mutes, die Illusion auf, die dem Dichter künstlerisch so viel, dem Menschen menschlich nur so wenig sein darf. Grade der letzte Akt, ja eben die letzte Szene zeigt Tasso mehr denn je als den Spielball jäh wechselnder Selbsttäuschungen. Auch das Schlußwort ist Illusion. Richard Wagner fürchtete für Goethes Tasso den Wahnsinn des Urbildes. Ich sehe keinen andern Ausgang. Aber das Ende steht nicht unmittelbar vor der Tür. So ist der Ausblick tief melancholisch, hoffnungslos, im

Innerſten tragiſch. 'Zart Gedicht wie Regenbogen wird nur auf dunklem Grund gezogen': ſchwänden die Wolken, ſo wäre auch der Farbenglanz der Dichtung dahin. Die Verbindung von Hoffnungsloſigkeit und Illuſion ſtellt dem Darſteller eine ſchwierige, aber klare Aufgabe. Eine ungelöſte Frage läßt der Dichter nicht beſtehn. Dies extreme Künſtlerdrama, der Erſtling der neuen Gattung, mußte um ſo unerbittlicher Tragödie werden, je tapfrer und feſter Goethe in ſich die Gefahren des reinen, ſich ſelbſt ſetzenden Künſtlertums überwunden hatte.

August Sauer

Die Natürliche Tochter und die Helena-dichtung

Geheimnisvolle Fäden schlingen sich von einem Werke eines und desselben Dichters zum andern, und je näher diese Werke zeitlich zueinander stehen, desto mehr Motive erben sich fort; Situationen kehren wieder, Gestalten treten über oder gleichen sich an; eine Art Seelenwanderung schließt eines Dichters Geschöpfe zu einer Familie, zu einer Gemeinschaft der Heiligen, zu einem Kosmos zusammen. Bleibt eine Dichtung Fragment, so wird sie oft von einer folgenden, die an ihre Stelle tritt, förmlich aufgesogen, und die beiden Werke verhalten sich zueinander wie ein Plan, eine Skizze, eine Vorstufe zu einer späteren geänderten, gehobenen, reineren, klareren Ausführung. Die Zusammenhänge reichen hinein bis in Technik und Stil, bis in Satzbau und Tonfall des Verses, bis in Wortwahl und Bilderschatz. Indem unsre Kommentare solche „Parallelen" mit dem größten Fleiße buchen und so das Nervengeflecht der Dichtungen höchst übersichtlich bloßlegen, bieten sie der Literaturgeschichte ein wertvolles, in unserer zusammenhangslosen und undankbaren Wissenschaft nicht immer mit dem gebührenden Dank bedachtes und mit der nötigen Sorgfalt ausgeschöpftes Material. Einige solche (älteren) Beobachtungen an zwei teilweise gleichzeitigen Dichtungen Goethes lege ich Ihnen, verehrter Freund, im folgenden zur Prüfung vor. Wollte ich in diesem Kreise nicht fehlen, so mußte ich es mir daran genügen lassen, diese kleine Arabeske an den Rand der Goetheforschung zu zeichnen, der ich gänzlich entfremdet bin seit jenen Zeiten, da ich zu wiederholten Malen in Weimar Ihres nie versagenden kundigen Rates und Ihrer unermüdlichen Mithilfe genießen durfte. Mehr denn je muß meine gesammelte Kraft der Erforschung der literarischen Entwicklung in unserer engeren Heimat gewidmet sein, der wir nun beide dauernd entrückt

sind und deren namenloses Unglück die tiefsten Schatten über unser Alter wirft.

*

Aus vielen Goethischen Dichtungen wurden zu der Natürlichen Tochter stoffliche und motivische Parallelen beigebracht, nicht immer zwingend und überzeugend. Ich wähle ein abgekürztes Verfahren, indem ich wiederhole, was R. M. Meyer in seinem „Goethe" (Berlin 1895) S. 318 ff. überreichlich und wahllos vor uns ausschüttet: „. . . wie Persephone wird die jubelnde Jungfrau entführt und herabgerissen ins Dunkel. Zwischen Tod oder Entsagung bleibt ihr die Wahl. Wie Achill, den eben erst Goethes Geist entlassen hatte, möchte sie den Tod ruhmlosem Leben vorziehen: '. . . Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch!' Wie Werther will sie das Leben wegwerfen, das ihr nichts mehr gilt, aber wie Faust schrickt sie im letzten Augenblick zurück:

Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führest mich zum harten Kampf zurück.

Den Kampf, den Egmont siegreich durchkämpft, den Kampf gegen die 'süße Gewohnheit des Daseins', sie vermag ihn nicht durchzuführen; zu stark ist die Begehrlichkeit nach dem Leben. Und so entschließt sie sich zum Entsagen. . . . So schließt der erste Teil, den allein der Dichter ausgeführt hat. Auch das ist ein tragischer Schluß: die Existenz ist gebrochen, der hohe Geist hat seine Krone verloren. Nicht auf äußere Vorteile, nicht auf Glanz und Prunk allein verzichtet sie, nein, auf ihr Wesen selbst, auf die Entfaltung ihres Inneren, auf die nun einmal ihr ganzes Sein gestellt ist. 'Wer zu herrschen gewohnt ist', sagt Margarete von Parma im 'Egmont', 'steigt vom Throne wie ins Grab'[1], und in den 'Guten Weibern' erweitert Goethe den Sinn dieser Worte: 'Was heißt Herrschen anders in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigene Weise ungehindert tätig sein, seines Daseins möglichst genießen zu können?' Dies ist es, was ihr genommen wird. Wie für Tasso das Leben kein Leben mehr ist, wenn er nicht

[1]) Dem Ausdruck nach zu vergleichen N. T. 1925 f.:

Verbotne Schätze wagt' ich aufzuschließen,
Und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab.

mehr sinnen und dichten soll, so kann für Eugenien ein Leben ohne Glanz und Kraftentfaltung nicht mehr ein Leben sein. . . . Eugeniens Freude an dem Schmuck, den sie erst heimlich bewahren soll, stammt aus der Quelle; aber wie erinnert die Durchführung an Gretchens heimliches Anprobieren des Schmuckes bei Frau Marthe! Wenn es im Schema des zweiten Dramas vom Grafen heißt: 'Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenschaft', so paßt das wörtlich auf Egmont. Noch deutlicher wird der Plan einer Versammlung von typischen Parteimännern aus den 'Aufgeregten' wiederholt, und der halb ironische Hinweis auf die Befreiung der Waldstädte fehlt hier sowenig wie im 'Bürgergeneral' . . . die Schilderung von Jagd und Sturz, von Wald und Park war ganz ähnlich schon damals in der später erst ausgeführten 'Novelle' vorgesehen. Vor allem aber ist Eugeniens vergeblicher Versuch, das Volk zur Hilfe zu bewegen, fast nur die Wiederholung von Clärchens gleichem Unternehmen."

Allmählich hat sich die Forschung nach drei Richtungen eingeschränkt: auf die Gruppe Iphigenie und Tasso (in weiterer Ferne: Elpenor), auf die Gruppe der übersetzten Voltaireschen Dramen: Mahomet und Tancred und auf die strengen Nachahmungen der Antike, auf die Trimeterdramen. Nach allen drei Seiten hin sind eben vor allem die formellen, technischen, stilistischen Zusammenhänge dargelegt worden. Schon der erste, der sich eingehender mit dem Stil der Natürlichen Tochter beschäftigte, Franz Kern in seinem grundlegenden Aufsatz in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 1887 (jetzt Kleine Schriften, Berlin 1898, II, 50 ff.) geht von der Verschiedenheit der Ausdrucksweise in Iphigenie und Tasso einerseits und dem Eugeniendrama andererseits aus, Albert Fries, der, seitdem er im Anhang zu seinen „Stilistischen und vergleichenden Forschungen zu Heinrich von Kleist" (Emil Eberings Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie XXX, Berlin 1906) S. 102 ff. seine ersten Beobachtungen über den Stil der „Natürlichen Tochter" vorgelegt hatte, in einer fast unübersehbaren Folge von Studien[1] dieses Werk wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet

[1] Mir liegen durch die Güte des Verfassers vor: Beobachtungen zu Goethes Stil und Metrik: Zeitschrift für die Österreichischen Gymnasien, Dezember 1906. Goethes

hat, hat gleichfalls mehr die feineren und feinsten Gegensätze zu diesen beiden Seelendramen herausgearbeitet, Gundolf hat abschließend die Verwandtschaft in allem Wesentlichen nachgewiesen, das letzte Werk aber in zu grausamer Strenge als einen schwächeren Abglanz und Nachklang der mit Iphigenie beginnenden Reihe aufgefaßt, das der ursprünglichen Kraft entbehre. Für die nahe formelle Berührung mit Mahomed und Tancred, diese Umgießungen der Alexandrinertragödie in den Stil der Natürlichen Tochter, hat Fries gleichfalls alles Entscheidende geleistet. Er nennt die Tancredübersetzung geradezu eine Vorfrucht der Natürlichen Tochter (Fries 1912 S. 24). Daß endlich das Werk ein antikisierendes Drama ist, ist zur Genüge erhärtet. Gundolf sagt: ein theoretisches Drama, wie die Achilleis ein theoretisches Epos. Aber der Vergleich stimmt nicht völlig. Während Goethe in der Achilleis den antiken Stoff, den antiken Vers beibehielt und kein Wort geschrieben haben wollte, das nicht Homer hätte schreiben können, so hat er im Gegenteile hier auf die Wahl des antiken Stoffes verzichtet, die meisten der vergänglichen Äußerlichkeiten des antiken Dramas wie den Chor (der ganz hinter die Szene gebannt ist und durch die Hofmeisterin ersetzt wird), den Kothurn, die Masken und den tragischen Vers des Altertums preisgegeben und fast nur die innere Form des antiken Dramas auf den aus der unmittelbaren Gegenwart entnommenen Stoff übertragen. Und so erscheinen diejenigen dramatischen Versuche Goethes, in denen

---

„Natürliche Tochter" Studien zu Goethes Stil und Metrik mit Seitenblicken auf Schillers Verssprache. Erster Teil: Sonderabdruck aus den Berliner Beiträgen zur germanischen und romanischen Philologie. Heft 46. Berlin 1912. Zum Stil und Versbau der „Natürlichen Tochter": Sonderabdruck aus „Bayreuther Blätter" 1917, VII./IX. Stück. Goethes „Natürliche Tochter" als stilistisches Meisterwerk: Deutsche Montagszeitung 15., 23., 30. April, 7. Mai 1917, Nr. 16—19. Goethe und Schiller. Vergleichende Beobachtungen: Sonderabdruck aus den Studentischen Nachrichten. Jahrgang IX, Heft 8, Juni 1918; Jahrgang X, Heft 1, Oktober 1918. Auch in seinen übrigen zahlreichen Stiluntersuchungen, z. B. in den noch nicht erschienenen über Grillparzer, zieht Fries immer die N. T. zum Vergleiche an. Da sich die verschiedenen Abhandlungen z. T. decken und wörtlich wiederholen, so kann ich nicht bei jedem Punkte genau angeben, wann und woher ich mir die einzelnen Beobachtungen vermerkt habe. Im übrigen zitiere ich die Abhandlungen mit der Jahreszahl Fries 1906 usw.: die Helena nach der W. A., die N. T. nach der des Bibliographischen Instituts (Heinemann).

er auch alles Äußerliche aus dem fremden Erdboden in die deutsche Heimat verpflanzen wollte, die Trimeterstücke Paläophron und Neoterpe, Was wir bringen (1802) und vor allem das Helenafragment vom Jahre 1800 als äußerste Wagnisse und wenigstens in der selbständigen Verwendung außerhalb des weltumspannenden Faustdramas als Unmöglichkeiten, von denen er zurücklenkt zum hellenisch-deutschen oder deutsch-hellenischen Stil des klassizistischen Revolutionsdramas.

Fries in seiner unübertroffenen Feinhörigkeit und Anschmiegsamkeit, die ihm gestattet, in jedes Versgehäuse untersuchend einzudringen, hat diesen nahen Zusammenhang auch ganz richtig erkannt. Er hat schon 1906 in seinen Forschungen zu Heinrich von Kleist S. 102 ausdrücklich gesagt: „Die z. T. gleichzeitige Arbeit an der Helena ... hat m. E. den Stil der Natürlichen Tochter beeinflußt." Er hat diesen Satz wörtlich und erweitert in seinen verschiedenen Arbeiten wiederholt, z. B. in den Bayreuther Blättern 1917 gesagt: die Seele des Trimeters sei in die Metrik der Natürlichen Tochter gefahren; in der Deutschen Montags-Zeitung 1917, 15. April Nr. 16 die Formel geprägt: „Wieland machte seine Griechinnen zu Französinnen, Goethe macht die Französin Stephanie (die Urgestalt der Eugenie) zur Griechin"; in dem Vortrage, der seinem Buche über die Natürliche Tochter zugrunde liegt und der in mehreren Zeitungen und Zeitschriften auszugsweise wiedergegeben war, gesagt: „Eugenie ist gleichsam Goethes eigne Tochter; in sie goß er alles Griechisch-Italische, was in ihm war. Wie hätte Goethe hier die modernen Namen dulden können" und hier auch leise an stofflich-motivische Zusammenhänge gerührt: „Der Herzog steht im 3. Akt vor uns wie eine Laokoon-, eine männliche Niobestatue: 'O laßt mich dort, versteint, am Steine ruhn!' Eugeniens Schönheit wird wie die Helenas durch den Reflex auf alle anderen geschildert". Im übrigen sind es nur stilistische und metrische Einzelheiten, die er in beiden Dramen vergleicht und selbst dort, wo er Goethische Trimeter den Versen der Natürlichen Tochter zur Seite stellt, wählt er die Beispiele viel häufiger aus den übrigen Trimeterdramen als aus der Helena, wobei zu betonen ist, daß die neun sechsfüßigen Jamben, die Koch (Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter, Stettin 1902)

in der Natürlichen Tochter nachweist (143. 144. 179. 560. 1355. 2018. 2374. 2871. 2912) gerade die kennzeichnenden Eigenschaften des Trimeters nicht besitzen.

Mir kommt es im folgenden vor allem darauf an, die Helenadichtung von 1800 (W. A. 15 II, 72 ff.) aufs schärfste der Natürlichen Tochter entgegenzuhalten und alle Möglichkeiten zu erwägen, die von ihr zu dem gleichzeitig begonnenen Werke hinüberleiten könnten, wobei in Anschlag zu bringen ist, daß die Weiterführung der Helena, wenigstens als selbständiger Dichtung, aufgegeben war, die Motive also freigeworden waren zu anderer Verwendung und neuer Verbindung. Soweit die Fortsetzung der Helena im zweiten Teil des Faust herangezogen wird, wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Motive zuerst für die Helenadichtung erwogen und vorbereitet worden waren, abgeändert und umgegossen in der Natürlichen Tochter Gestalt gewannen und dann später in den ursprünglichen Zusammenhang wieder rückverpflanzt wurden, wobei die Formgebung doch wieder eine andere wurde als die der Zeit um 1800, nämlich die des letzten Dezenniums der Goethischen Dichtung.

*

Die Situation zu Beginn der Helenadichtung und zu Beginn des vierten Aktes der Natürlichen Tochter ist ganz ähnlich. Die Helena spielt „Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta". Der „Strand", das „heimische Gestade" im Hintergrunde. Helena, die Fürstin, die Königin, ist soeben gelandet; sie ist von ihrem Gatten (Menelas) nach Sparta vorausgesandt, dumpfer Ahnungen voll,

Helena [39]

Denn schon im hohlen Schiffe blickte der Gemahl
Mich selten an und redete kein freundlich Wort.
Als wenn er Unheil sänne saß er gegen mir.

Über ihr eigentlich Schicksal ist sie aber ganz im ungewissen:

Helena [30]

Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm ich als Gattin? komm ich eine Königin?

Komm ich ein Opfer für des Fürsten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang erduldetes Misgeschick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!

Zum Opfer soll sie alles vorbereiten:

Helena 71 . . . aber nichts
Lebendiges bezeichnet mir der Ordnende
Das er, die Götter zu verehren, schlachten will.

Der vierte Akt der Natürlichen Tochter stellt einen Platz am Hafen dar. Zur einen Seite ein Palast . . . . im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabsieht. Eugenie, fürstlicher Abkunft, dem Königshause naheſtehend, ist „aus dem Mittelpunkt des Reiches, Aus dem Bezirk der Hauptstadt an die Grenze Des festen Landes" zu diesem Hafenplatz entführt worden; sie ist durch königlichen Befehl verbannt nach den „Inseln", nach den französischen Kolonien; aber sie kennt ihr Schicksal nicht. Sie ist in tiefer Not V. 1868 (die höchste Not V. 2123, aus tiefer Not V. 2700); Angstgefühl beklemmt sie V. 1871; von einem jähen Sturze hingestreckt, erwacht sie V. 1885; aber sie weiß nicht, von wem ihr das Unglück droht und was ihr droht:

1895 Unbekannt
Sind mir die Mächte[1], die mein Elend schufen.
1898 Ich dulde nur dem Wahnsinn mich entgegen.

Die glückliche Jugend beider Fürstinnen im Vaterhaus wird geschildert:

Helena 8
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareus, mein Vater, an dem Hange sich
Von Pallas Hügel, wiederkehrend, aufgebaut,
Und als ich hier, mit Clitämneſtren, schwesterlich,
Mit Castor und mit Pollux, fröhlich spielend, wuchs,
Vor allen Häusern Spartas, herrlich ausgeschmückt.

Der Gerichtsrat erinnert Eugenie an ihre glückliche Jugend:

1913 Und schien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen schrittest?

[1] Mächte N. T. 1795; Helena 106; das Mächtige, das uns regiert N. T. 706; die obre Macht N. T. 2066 und 2067; 1899 der Obermacht gewalt'gen Schluß.

Und Eugenie spinnt dies fort:

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüten.
Ach! alles um mich her, es war so reich,
So voll und rein, und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Überfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die, besorgt
Ums Kleinste wie ums Größte, mich verschwendrisch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien . . .

(vgl. 1146 „So prächtig ausgerüstet".)

Sie spricht von „der Unschuld Kindertagen" V. 2006, von „ihrer frohen Zeit" V. 2101. Sie pocht auf ihr Glück, ihr altes Glück: „Mich hat's von Jugend auf gehegt, gepflegt" V. 2029, das sie für unwiderruflich gehalten hatte V. 1117.

Helena gedenkt des Augenblicks, in welchem das Erscheinen des Bräutigams ihre schöne Jugendzeit abschloß:

Seyd mir gegrüßt der ehrnen Pforte Flügel ihr,
Durch deren weit einladendes Eröffnen einst
Der mir aus vielen Auserwählte Menelas,
In Bräutigams Gestalt entgegen leuchtete.

Auch Eugenie erwähnt jene erwartungsvolle Zeit jungfräulicher Hoffnungen:

Von meines Vaters, meines Königs Hand
Müßt' ich dereinst den Bräutigam erwarten.
Voreilig schwärmte nicht mein Blick umher,
Und keine Neigung wuchs in meiner Brust.

War auch ihr Aug' auf eine bestimmte Persönlichkeit nicht gefallen, so ist's doch klar, daß ihr Mannesideal ein heldisches, ein kriegerisches, ein fürstliches, man kann ruhig sagen, ein königliches war (wie das Helenas).

V. 1133, nachdem sie das „Ordensband der ersten Fürstentöchter" umgelegt hat:

Nun sprich vom Tode nur! Sprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter seinesgleichen stellen kann?
Was reizt das Auge mehr als jenes Kleid,
Das kriegerische lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben, sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, womit sich stolz
Auf seine Kraft ein edler Mann umgürtet.

Und diesem männlichen Ideale bleibt sie treu! V. 2128 verlangt sie nach einem Helden. Darauf bezieht sich auch der Gerichtsrat, als er V. 2203 zu ihr sagt:

Nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm, geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten[1].

Plötzlich tritt nun Helena in der Gestalt der Phorkyade das Unheil an:

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht
Und flüchtig, leise Schreckenshand berührt sie nicht;
Doch das Entsetzen, das dem Schoos der alten Nacht,
Von Urbeginn entsteigend, vielgestaltet noch
Wie glühende Wolken, aus des Berges Feuerschlund,
Herauf sich wälzt, erschüttert auch des Helden Brust.
So haben mir die Götter heute grauenvoll
Den Eintritt in mein Haus bezeichnet . . . .
. . . . . .
Was ich gesehen, sollt ihr selbst mit Augen sehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht sogleich
Zurückgeschlungen, in den Tiefen Wunderschoos.

Und ausführlich schildert sie die grause Nachtgeburt V. 144.

[1] N. T. 439 Von altem Heldenstamme grünt er auf; 1386 Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie, | Die Rosse bändigend, als Heldin glänzen; Helena 1co Des Helden Brust; Faust 8853 ausgesuchter Helden-Schaar; Faust 9015 Gar mancher Held; 9037 unsre Heldenschaar; 9137 dem wunderbaren Heldenherrn; 10186 Man merkt's du kommst von Heroinen.

Indem der Gerichtsrat Eugenien ihr drohendes Schicksal enthüllt, tut er dies ganz in antikisierenden Wendungen:

1978 Fern am Rande
Des nachtumgebnen Ozeans erblick' ich
Mit Not und Jammer deinen Pfad umstrickt.

Er malt die fürchterliche Vision breit aus:

1982 Der Sonne glühendes Geschoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Flut entrißnes Land.
Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodens,
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.

So steigt dieses Land scheußlich und drohend wie die Phorkyade aus den Fluten empor. Sie schreit auf:

1991 Entsetzen rufst du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verstößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir von Kindheit auf
In grauenvollen Zügen dargestellt.

Der sichere Tod steht beiden bevor. Die Phorkyade verrät der Königin, daß sie selbst das gesuchte Opfer sei:

Faust 8925 Fallen wirst du durch das Beil.
Helena
Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Ihren Begleiterinnen droht der unedlere Tod des Erhängens, dessen Schrecken sie sich ausmalen:

8966 ... wie entrinnen wir den grausen,
Garstigen Schlingen? die bedrohlich, als die schlechtesten Geschmeide,
Sich um unsre Hälse ziehen. Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Ersticken .....

Als Opfer wird Eugenie mehrmals bezeichnet V. 688. 818. Die ihr drohende Gefahr wird als das Schrecknis 731, als Schreckliches 1240, als schreckliche Gefahr 861 geschildert. Einem gewissen Tod geht sie entgegen V. 1767. Der Gerichtsrat prophezeit in dem grausigen Klima den sichern Untergang:

1987 Im Vortod seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.
O, die so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll so früh langsamen Tods verschwinden!

und Eugenie führt dies in ihrer Antwort weiter:

1995 Dorthin, wo sich in Sümpfen Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückisch drängen.
Wo peinlich quälend als belebte Wolken
Um Wandrer sich Insektenscharen ziehn,
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und schädlich, Stunden raubt und Leben kürzt.

Beider Schicksal erscheint als unvermeidlich.

Ausdrücklich verkündigt dies die Phorkyas Faust 8926: Unvermeidlich scheint es mir. Und dieses Wort, dieser „Schluß" (V. 8931) bedeutet den Höhepunkt dieses Szenenabschnittes: „Helena und Chor stehen erstaunt und erschreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe", „Genug, ihr seid verloren!" klingt es V. 8936 dumpf und grollend nach.

Aber Rettung ist möglich. Die Chorführerin als die Älteste faßt sich zuerst und fleht die Phorkyade, die Ur-Urälteste, um Hilfe an:

8951 Du bist erfahren, weise, scheinst uns gut gesinnt,
. . . . . .
Drum sage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Von der Königin allein hänge es ab, sich selbst zu erhalten, ist die Antwort:

8956 Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste.

Nun fleht auch diese selbst um Rettung:

8962 . . . . Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennst du Rettung, dankbar sei sie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und sag' es an.

Im zweiten Auftritt des vierten Aktes fleht ebenso Eugenie als ein Halbverlorener den Gerichtsrat um Rettung aus des Todes Nachtgewalt an (V. 2031); im vierten Auftritt die Hofmeisterin:

2269 In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil
Sowie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!

In ihrer eignen Hand liegt ihr Schicksal:

Hofmeisterin.

2272 Du lenkest nun, was uns begegnen soll,
Du hast zu wählen! . . . . .

Eugenie.

Und nennst du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem sich gegenüberstellt?

Hofmeisterin.

Der Bund ist möglich, wie der Bann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen.

2275 und 2277 korrespondierend mit 1147 und 1148 Unwiderruflich . . . . . unwiderruflich.

Auch Eugenie erinnert die Hofmeisterin an die gute Gesinnung früherer Jahre, an die Zeit, in der sie ihr nichts verweigert, und wagt noch einmal einen stärkeren Vorstoß:

2330 Und könnt' es mich erniedrigen, dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen?

Der Ausweg ist beidemal derselbe: männlicher Schutz bietet sich dar: beide sollen sich vermählen, Helena dem Faust, Eugenie dem Gerichtsrat. Die Phorkyas lobt den Faust und rät zur Ehe:

9011 Es ist ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig' ein verständ'ger Mann . . .
Ich acht' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.

Die Hofmeisterin empfiehlt Eugenie den Gerichtsrat als den biedern Mann, als den tüchtigen und rät ihr dringend den einzigen Ausweg an.

Helena beugt sich dem wunderbaren Helden-Herrn nach einem innern Kampf, der dem Volke und dem Zuhörer entzogen bleibt:

9074 Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
Im tiefen Busen geheimnißvoll verbergen mag,
Sei jedem unzugänglich. . . . .

Sie fügt sich in ihr Schicksal:

9140 Beschluß der Irrfahrt wünsch' ich. Ruhe wünsch' ich nur.

Nach dem ursprünglichen Plan (Paralipomenon 63, W. A. 15 II, 176) sollte ihre anfängliche Abneigung gegen Faust dargestellt werden: „Faust tritt auf und steht als deutscher Ritter sehr wunderbar gegen die antike Heldengestalt. Sie findet ihn abscheulich, allein da er zu schmeicheln weiß, so findet sie sich nach und nach in ihn, und er wird der Nachfolger so mancher Heroen und Halbgötter."

Eugeniens Kampf gegen ihr Schicksal füllt die Pause zwischen dem 4. und 5. Akt und den größeren Teil des 5. Aktes aus. Erst als die ganze Welt sich ihr versagt, geht sie die Scheinehe mit dem Gerichtsrat ein.

Dieses dürre Gerippe der Handlung zeigt deutlich, wie leicht der Dichter von den Gestalten des klassischen Altertums den Übergang finden konnte zu den Figuren der unmittelbaren Gegenwart; aber das eigentlich Verbindende ist dennoch nicht in diesen Einzelheiten zu suchen, sondern in dem traumartig Schwebenden, schattenhaft Schwankenden, geisterhaft Ungreifbaren, das sich von der Helenadichtung der Natürlichen Tochter mitgeteilt hat und wodurch vor allem erreicht wird, daß die in der Gegenwart spielende Handlung ins Märchenhaft-Ferne gerückt, zur Phantasmagorie verflüchtigt wird. Wir sind ins Reich des Shakespeareschen Sturms verschlagen. Märchenmotive klingen an: Das Märchen sagts V. 65; Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl | Ist nur ein Märchen V. 1465; ein Feenreich soll erschaffen werden V. 618; bei V. 621 „Hier soll kein Schuß, Solang' ich lebe, fallen" kann man an Märchenspiele wie Gozzis „Corvo" denken; V. 1211 O hätte damals ein wohlthät'ger Geist | Vor meiner Thüre dich vorbeigewiesen; V. 1337 In meinen Armen ließ ein guter Geist | Sie von den Toten wieder auferstehn; V. 2813 Du aber fliehe, die ein guter Geist | Verbannend segnete; geheimnisvolle Weihe (V. 1219) verbindet

die Verschworenen wie einen Freimaurerbund, dem V. 2133 die „ungeweihte Feindeshand" gegenübersteht.

Helena und ihre Begleiter sind aus der Unterwelt auf die Erde zurückgekehrt. In den Orkus verweist sie Phorkyas in der großen Schimpfrede V. 8815. „Gespenster" höhnt sie sie V. 8939 und spricht ihnen das Recht zu leben ab:

Gleich erstarrten Bildern steht ihr da,
Geschreckt vom Tag zu scheiden der euch nicht gehört.

Durch das Schimpfoktett wird Helena aus ihren Wahnträumen aufgerüttelt und an der Wahrheit ihrer Existenz zweifelhaft:

Ihr habt ...
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orcus mich
Gerissen fühle, vaterländ'scher Flur zum Trutz.
Ist's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Phorkyas erinnert Helena daran, daß sie schon früher einmal aus der Unterwelt zur Oberwelt zurückgekehrt war:

Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Ägypten auch.

Nun wird Helena an ihrer Wesenhaftigkeit irre:

Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.

Die Phorkyade erinnert sie an ihre geisterhafte Vermählung mit Achill:

Dann sagen sie: aus hohlem Schattenreich herauf
Gesellte sich inbrünstig noch Achill zu dir!

Die Wirkung dieses neuen Angriffs ist vernichtend, Helena sinkt wie entseelt dem Halbchor in die Arme:

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich,
Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.
Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol.

Eugenie lebt in derselben dünnen Luft wie Helena, und ihr Wesen ist ebenso labil wie das Helenas. Auch sie ist gewissermaßen aus der Unterwelt noch einmal zurückgekehrt zum Leben bei der Rettung nach ihrem lebensgefährlichen Sturz, und da sie ein zweitesmal todgesagt wird, so führt sie im 4. und 5. Akt ein neues, zweites Leben wie die Helden Jean Pauls, wie Helena:

So hob ich mich vor kurzem aus der Nacht
Des Todes an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht, wie mir geschehn! wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingestreckt.
Da rafft' ich mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt, ich . . . fand
. . . mein Leben wieder. Nun
Zum zweitenmal, von einem jähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und schattengleich erscheint
Mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln,
Und deine Milde selbst ein Traumgebild.

Und zu Beginn des fünften Aktes, nachdem ihr erster Rettungsversuch, die Aufstachlung des Volkes mißlungen ist und die Hofmeisterin, der sie seelisch bereits entglitten war, durch ihre Überredungskunst wieder Gewalt über sie bekommt, sie wieder zum Gehorsam zwingt, erleidet sie einen Schwächeanfall gleich Helenas Ohnmachtsanfall:

Du fesselst mich, du schleppst mich hin und wider,
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Toten sehn' ich mich hinab.

Wir verfolgen nun die wichtigsten Motive beider Werke bis in den einzelnen Ausdruck hinein: Traum und die Komposita davon. Vgl. dazu Paralipomena zu Faust 174 (W. A. 15 II, 233 Ph[orkyas]: „Wenn Wahres Traum ist kann der Traum das Wahre seyn | Du träumest hier":

Wohl muß ich fragen: ob ich wirklich denn
Aus jener tödlichen Betäubung mich
Ins Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild sei?

188 Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,
Die mich belebt, sie teilen dir sich mit,
Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf eine Menschenbrust zerknirschend wälzen.

571 Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum, (Versschluß)
Es ist ein wahres unauslöschlichs Bild.

890 Dich deinem holden Morgentraum entreißen. (= Jugendtraum)

1288 Ein geistverlaßner körperlicher Traum! (Versschluß)

1570 Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort
In meines Traums Entzückungen gelobt —

1678 Die meinen Geist in holde Träume sang.

1712 Laß eines dumpfen, dunkeln Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!

1721 Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist . . .

1886 schattengleich und 1888 Traumgebild s. oben S. 124.

2337 Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum. (Versschluß)

2621 Dem selbstbewußten Toten gleich' ich, der,
Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grausend liegt.

Verwandtes:

1284 Daß, finster wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange.

2809 Die Nacht entwaffnet erst den Menschen, dann
Bekämpft sie ihn mit nichtigem Gebild.

Auffallend ist der Ausdruck

1452 Nicht jeden leitet ein gelinder Gang
Unmerklich in das stille Reich der Schatten.
(vgl. Faust 8876 aus hohlem Schattenreich herauf)

im Munde des Weltgeistlichen, um so mehr, als die darauffolgenden Verse ins Christliche zurückleiten:

1454 Gewaltsam schmerzlich reißt Zerstörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin.

Aber auch sonst sind antik-mythologische und christlich-biblische Wendungen ziemlich gleichmäßig gemischt, stehen unvermittelt nebeneinander (siehe dazu Scheidemantels Kommentar in der Goldenen Klassikerausgabe).

79 Und suchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verstohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

(Ovid, Metamorphosen; vgl. Maas, Goethe und die Antike S. 553 Anm.)

140 Im Labyrinth der hast'gen Jagd
(vgl. 126 Im wilden Drang der Jagd)

619 . . . das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen.

1720 Durch dieser Erde Dornenlabyrinth. (Versschluß)

1783 Und so umschlang ein heimlich Labyrinth (Versschluß)
Verschmitzten Wirkens doppelt ihr Geschick (vgl. Fries 1906 S. 17).

Faust 9145
Vielleicht auch irrt sie zweifelhaft im Labyrinth (Versschluß)
Der wundersam aus vielen einsgewordnen Burg.

Faust 9390
Seit . . . der ängstlich-
Labyrinthischen Kummerfahrt.

127 Die Amazonentochter.

590 Voll Gefühl | Der doppelten centaurischen Gewalt.

1042 Kreusas tödliches Gewand entfaltet,
So scheint es mir, sich unter meiner Hand.

1542 O weiser Brauch der Alten (Leichenverbrennung).

1549 Des Adlers Fittich (der Vogel des Zeus).

1551 Dem neuen Gott (Herakles). 1552 Olymp. Vgl. Faust 8849.

1561 Geschwundner Asche Rest | Im kleinen Hause (in der Urne).

1584 Niobe s. oben S. 114.

1776 Der Apfel der Eris.

1974 Wenn Phöbus nun | Ein feuerwallend Lager sich bereitet.

Helena 111

Da seht sie selbst! sie waget sich ans Licht heraus.
Hier sind wir Meister . . .
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund,
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt sie.

Dieser Vers kann zugleich zum Verständnis von N. T. 1935 herangezogen werden, bei dem die Erklärer versagen:

Der innre Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor!

Scheidemantel erklärt V. 1936: „Mit dem Kampfe nur gespielt, nicht gekämpft“: gemeint ist aber: der bisher nur im Verborgenen gekämpft hat; „düster“ deutet auf eine gewisse heimliche Verbissenheit oder Verschlagenheit der Kämpfer; bei „necken“ ist nicht an „schelmische oder scherzhafte Absicht“ zu denken, die bei Grimm DWB VII, 515 an zweiter Stelle steht, sondern an die zuerst angeführte Bedeutung: „durch mutwillige Handlungen oder Worte in böswilliger, tückischer [s. dieses Wort unten S. 134] und schadenfroher .... Absicht einen beunruhigen und reizen“. „Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort“ heißt es V. 848. Vgl. auch N. T. 310:

O träte doch in diese Regionen,
Zum Rate dieser hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht leise wirkend ein.

Helena 150

Durch das umwölkte, staubende, Tosen
Drängender Krieger . . . . . .
. . . . . hört ich der Zwietracht
Ehrene Stimme schallen durchs Feld, . . .

Helena 189

Wagest du Gräßliche
Neben der Schönheit,
Vor dem Kenner
Phöbos dich zu zeigen?

2115 Und jenes Glück, das Hymen uns verspricht.

2669 O daß ein einzig ahnungsvolles Wort
Zufällig aus der Menge mir ertönte!
(Die vox opportune emissa der Römer.)

2671 O daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leisem Fittich leitend sich bewegte!
(Der praeceps ales der römischen Auguren.)

2672 Das vorige als Schicksalswinke zusammenfassend, ganz nach antiker Auffassung.

471 Ach, soll ich nun nicht mehr ins Paradies, (Versschluß)
Das dich umgab, am Abend wiederkehren.

623 Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
Ins Paradies versetzt.

1200 Da wär' es Zeit gewesen, als ich noch
Im Paradies beschränkter Freuden weilte.

1950 Und wem verdankt' ich solch ein Paradies? (Versschluß)

2095 Welch Paradies in Rätseln stellst du dar?
Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück.

Faust 9339 Laß die Gewölbe
Wie frische Himmel blinken, Paradiese (Versschluß)
Von lebelosem Leben richte zu.

N. T. 1920 O, so ist's wahr, was uns der Völker Sagen
Unglaublich überliefern! Jenes Apfels
Leichtsinnig augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh' verschuldet.

Dazu ist zu vergleichen Faust 8510
Denn seit ich diese Schwelle sorgenlos verließ . . . . .
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachsend sich zum Mährchen spann,

wo es aber Helena V. 27 hieß:

Von dem der Fabel seltenste den Ursprung nahm.

Faust 9680
Macht euch schnell von Fabeln frei.

1993 Höllenwinkel s. oben S. 119.

2665 Und wie ich mich von einem schaudernd wende,
So grinst das andre mir mit Höllenblick. (Versschluß)

361 Zeichen der Zeit. Biblischer Ausdruck. Evang. Matth. 16, 3.

Die Ausdrücke wanken, schwanken und schweben (dazu vgl. Fries 1906, S. 16. 17).

387 Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen.

265 O verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimnisvollem,
Verborgnem Zustand ich, ans Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.

1320 Verhaßt sei mir das Bleibende, verhaßt,
Was mir in seiner Dauer Stolz erscheint;
Erwünscht, was fließt und schwankt . . . .

1657 Wie heftig wilde Gärung unten kocht,
Wie Schwäche kaum sich oben schwankend hält.

1784 So schwankte List um List im Gleichgewicht.

1988 Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken. (Versschluß)
s. oben S. 120.

(verwandt 1686 Ein müdes Leben in die Grube senken, anders 2198 . . . und schweigende Geduld | Senkt nach und nach verzweifelnd sie ins Grab.)

2342 Dein Irrtum schwankt nach allen Seiten hin.

2799 Der feste Boden wankt, die Türme schwanken. (Versschluß)

2634 Die Wahl ist schwerer als das Übel selbst,
Die zwischen zweien Übeln schwankend bebt.

851 Daß über Schuld und Unschuld lichtverbreitend
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt? (Vers- und Redeschluß)

928 Eben schwebt mir's heiter vor (vom Gebilde der Phantasie).

1044 Wie schwebt ein solcher Trübsinn dir ums Haupt?

1184 Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt. (Versschluß)

Besonders merkwürdig. Da hier der Tod (das Nichts der Asche) dem Leben entgegengesetzt ist, würde man ein ganz anderes, festeres, bestimmteres, wesenhafteres Verbum erwarten. Wenn Heinemann in seinem Kommentar bei „Reihen" an den Reihen der Geister im „Erlkönig" erinnert, so reicht diese Beziehung weit über die Wortwahl hinaus. Vgl. 1235:

Dieses holde Kind
Verstoßt ihr aus dem Kreise der Lebend'gen.
Wie schwebte beim Erwachen sonst das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Wenn über werdend Wachsendem vorher
Der Vatersinn mit Wonne brütend schwebte; (Versschluß)
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg . . . .
Auf jenen Gipfeln schwebt' ich voll Entzücken.
Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodens,
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.
. . . das in der Mittelhöhe Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Da regte Phantasie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung sichtend, auf,
Und wohlgefällig schwebten sie vorüber.
. . . Mir schwebt noch allzu lebhaft vor,
Was ich verscherzte! . . .

In gewissem Sinn darf auch das kaleidoskopartige „bewegen" in V. 1602 hierhergezählt werden:

Hinaus! mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen. (Versschluß)
Was droben sich in ungemeßnen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt. (Versschluß)
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her.
(Und regt sie sich)

Zu „vorübergehen" abgeblaßt:

1606 Soll Fluß und Hügel, Tal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn . . . . .

Zu „umziehen" abgeschwächt:

1630 . . . die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, ...

Bloßes „ziehen":

1997 Wo peinlich quälend als belebte Wolken
Um Wandrer sich Insektenscharen ziehn (Versschluß),

womit der Vergleich in der „Helena" zusammengestellt werden darf:

228 . . . gleich der Kraniche
Laut, heißer klingendem Zug, der über unser Haupt,
Wie eine Wolke ziehend, krächzendes Getön
Herabschickt, das den stillen Wandrer über sich
Zu blicken lockt; doch ziehn sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen . . .

Den „Insektenscharen" entspricht ferner der „Cicaden Schwarm" Helena 242, der sich auf des Feldes grüne Saat herabstürzt.

umglänzen siehe N. T. 1718, dem „umtönen" Helena 235 entspricht.

irren, verirren, verwirren (dazu vgl. Fries 1912, S. 7).

3 Der edle Hirsch, hat über Berg und Tal
So weit uns irr' geführt, daß ich mich selbst
. . . . . hier nicht finde.

57 Verworrenheit.

215 Starr | Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.

364 Befriedigung verworrner Wünsche finden.

452 Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anstatt dich aufzuklären.

475 Du wirst fortan, mit mir ins Netz verstrickt,
Gelähmt, verworren, dich und mich betrauern.

1374 Vom tiefsten Schmerz begleitet, irrt sie nun,
Wer weiß, in welche Lande, trostlos hin.

1713 Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!

1908 Der Freuden Übermaß verwirrte mich.

2097 Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

2155 Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin.
Verwirren kann sie, doch das Herz entscheidet.

2193 Wenn er nach eignem Sinn verworren handelt.

2292 Verwirrender, verfälschter Worte Sinn
Entwickl' ich wohl aus deinen falschen Reden.

2377 Mein Geist verwirrt sich, . . .

2520 Betäubt, verworren, mit mir selbst entzweit
Und mit der Welt . . .

Helena 20
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich bisher und andere verworren hat.

Helena 170
Sah ichs? oder bildete
Mir der angstumschlungene
Geist solches Verworrene?

Helena 214
Du, verworrener,
Du erschöpfter Krafft
Leidige hohle Brut.

Faust 8833 Den selbstverirrten, . . .

Faust 8874
Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.

Faust 9254
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

Faust 9965
So des Geklimpers viel-verworrner Töne Rausch,
Das Ohr verwirrend, schlimmer noch den innern Sinn.

Endlich: Gespenst.

655 (der Stimme) Gewalt, die . . . fürchterlich,
Wie ein Gespenst, mir nun zur Seite steht.

1126 Du scheinst mir krank! wie könnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Gespenst, erscheinen.

1673 Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Gespenster dichte Schar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaubrisch oft und leicht hinweggebannt.

2836 Er ist entschwunden! Was uns übrigbleibt,
Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt.

Den Worten Zauber, zaubrisch und gebannt in diesem Zusammenhang nachzugehen muß man vorsichtig sein. Dennoch möchte ich an Vers 2064 f. eine Vermutung anknüpfen. Eugenie verlangt, in der Heimat zu bleiben: das einzige Wort, das ihr dies gestatte, enthalte ihr ganzes Glück.

Gerichtsrat. Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulösen?
Eugenie: Der Tugend Gegenzauber siegt gewiß!
Gerichtsrat. Der obern Macht ist schwer zu widerstehen.

Gemeint ist die Vernichtung des Bannspruches, der sie aus dem Lande, in die Ferne weist, Zauberbann, der Tugend Zauber entgegengesetzt, bedeutet Zauber des Bösen, Höllenbann, obwohl unter der „obern Macht" nicht der Himmel, sondern die Regierung, die herrschende Gewalt gemeint ist, vgl. 1791 „Götterspruch" im gleichen Sinne. Es darf aber an den Plan zur „Helena" erinnert werden. Nach Paral. 63 (W. A. 15 II, 176) sollte Fausts Schloß mit einer Zaubergrenze umzogen sein, innerhalb welcher allein diese Halbwirklichkeiten gedeihen können. „Der immer zunehmende Knabe (Euphorion) macht der Mutter viel Freude. Es ist ihm alles erlaubt, nur verboten über einen gewissen Bach zu gehen. Eines Festtags aber hört er drüben Musik und sieht die Landleute und Soldaten tanzen. Er überschreitet die Linie, mischt sich unter sie, kriegt Händel, verwundet viele, wird aber zuletzt durch ein geweihtes Schwerdt erschlagen. Der Zauberer Castellan rettet den Leichnam . . . Mönche wollen sich der Güter bemächtigen . . . ihre Seegensprüche heben den Zauberkreis auf." Verlegt Goethe diesen Plan hier in die Jugend, eine Behauptung, die vielfach angezweifelt wird, so darf aus unserer Stelle wenigstens geschlossen werden, daß dieser Zug darin sicher schon zur Zeit der Nieder-

schrift der ältesten Helenadichtung feststand. Festgehalten wurde daran sehr lange. Vgl. Paral. 168 (W. A. 15, 230): „Aufgehobener Zauber".

Tücke, lauern, lauschen.

407 Mißgunst lauert auf.

548 Mein eigner wüster Sohn umlauert ja
Die stillen Wege, die ich dich geführt.

1810 . . . von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern.

Faust 8892
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

N. T. 555
Würd' er tückisch nicht,
Den schönen Schritt zu hindern, alles tun.

798 mich | Bestimmt ihr tückisch zur Begleiterin.

848 Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort.

898 . . . wo die Schar
Verschworener Verfolger tückisch lauscht (im Sinne von: lauert).

1015 Geheimnisse der Großen sind belauscht. (Versschluß)

1995 Dorthin, wo sich in Sümpfen Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückisch drängen.

2339 Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und, mitverschworen, hältst du mich gebannt.

Verwandt: „verschmitzt" V. 1783; „verstellt" V. 2334.

Wenn Albert Fries, wie zu erwarten ist, seine ergebnisreichen Untersuchungen über die Natürliche Tochter fortsetzt, so dürfen wir hoffen, noch tiefer in diese am schwersten zugängliche unter allen Goethischen Dichtungen eindringen zu können.

Bernhard Seuffert

Wielands Vorfahren

Christoph Martin Wieland hat in öffentlicher 'Erklärung' 1800 festgestellt, er stamme von einer uralten, seit Kaiser Ruperts Zeiten im Gebiete seiner Vaterstadt angesessenen Bauernfamilie ab.[1] Aus welcher Überlieferung er gerade auf König Ruprecht von der Pfalz geriet, ist verborgen; neuere Forschungen haben nicht bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurückgeleitet. Der Bauernabstammung hat er schon vorher in einem Gespräch mit Karl August Böttiger erwähnt, der daraus aufzeichnet: 'Die Wielandische Familie stammt aus einem Dorfe im Biberachischen Gebiete, wo seine Vorfahren Bauern gewesen sind. Noch gibt es dort Wielande dieses Namens, grobe Karlefinken und Lümmel'.[2]

In der 'Erklärung' setzt Wieland bei: 'daher auch der in meinem vom Altervater auf mich gekommenen Familienwappen paradirende Löwe aus drey Erdschollen hervorsteigt, und, statt eines edeln Mordinstruments, eine friedliche Pflugschar in den Bratzen hält.' Die Abbildung im Wappenbuch des Hofpfalzgrafen Jhn. Chrph. Sauer von Neresheim aus dem 17. Jahrhundert zeigt einen goldnen, links gewendeten Löwen mit einer eisenfarbigen Pflugschar in den Vorderpranken, aus einem grünen Dreiberg wachsend, in blauem Feld; auf dem links gewendeten Stechhelm über blau-goldenem Bausch erhebt sich der goldene Löwe; die Decken sind blau und golden, in den Farben der freien Reichsstadt Biberach.[3] Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Deutung des Wappens die Abstammung von Bauern behaupten machte, doch geben ihr neue Untersuchungen einige Gewähr.

Wenn Wieland weiterhin öffentlich erklärt, seine Voreltern seien seit 200 Jahren Bürger einer freien Reichsstadt gewesen, die wie er von der Feder Profession machten, den Großvater mütterlicherseits ausgenommen, der sich unter Eugen von Savoyen und Prinz Ludwig

(sie kämpften 1704 in Schwaben gegen Franzosen und Bayern) vom gemeinen Soldaten bis zum Obristwachtmeister hinaufgearbeitet habe, so ist mit dem Ausdruck 'von der Feder' nicht Schriftsteller-, sondern Amtsberuf gemeint. So schrieb denn auch Wieland, zeitlich genauer, in einem Briefe von 1787, die sämtlichen Glieder der alten bürgerlichen Familie hätten seit 150 Jahren ansehnliche öffentliche Ämter in der kleinen Republik verwaltet.[4] Gerade für etwa 1630 ist der erste Senator und Assessor des Stadtgerichtes in der Person des Gastgebers Sebastian Wieland nachweisbar, dessen Sohn Bürgermeister und dessen Nachkommen Pfarrer im Biberachischen waren. Wieland war also über seine Vorfahren gut unterrichtet. Seine Angaben werden auch durch das Pfalzgrafendiplom bestätigt, das ihm Friedrich Graf von Stadion und Tannhausen am 28. Septembris Anno 1765 ausgestellt hat. Hier heißt es, daß er 'von Redlichen und um das Gemeine Wesen verdienten Ur-, Vor- und Eltern aus der bemelten Reichs Stadt entsprossen, woselbst schon Dessen Alter-Vatter, Sebastian Assessor des Stadtgerichts, sein Ur-Groß-Vatter Martin J. U. D. und Burgermeister, der Groß-Vatter Evangelischer Pfarrer zu Ober-Holzheim, der Groß-Oheim Sebastian Hospital-Pfleger[5], Dessen noch lebender Vatter aber der Evangelischen Stadt Pfarrey und dem Seniorat des Ministerii mit vorzüglich lobwürdigem Eyfer, Ruhm und Vertrauen der Gemeine vorstehet.' Wieland durfte versichern, seine Väter hätten seit ein paar Jahrhunderten den Ruhm der ehrlichsten und edelmütigsten Leute in seiner kleinen Vaterstadt behauptet.[6]

Da der Name im Schwäbischen sehr verbreitet ist, war die Herstellung der Stammtafel nicht leicht. Eberh. v. Georgii-Georgenau hat sich 1879 auf Vater und Großvater beschränkt und Personen behandelt, deren Verwandtschaft unwahrscheinlich ist.[7] Heinrich Habbicht ist 1908 bis zu einem Hans Wieland aus Reute bei Biberach als dem ersten nachweisbaren Ahnherrn, der 1560 in die Stadt gezogen sei, vorgedrungen.[8] Weiter hinauf gelangte auch Heinrich Werner, Dekan in Biberach, nicht, dessen ausgezeichnete und umfassende genealogische Darstellung durchaus urkundliche Gewähr hat, so daß bei Abweichungen von andern Nachrichten den seinigen allemal die bessere Beglaubigung

eignet. Dazu gab Werner, gleichfalls 1913, eine schematische Darstellung, worin sich die Hauptlinien der Eltern lückenlos zeigen.[9]

Als Ahne Bauer kann darnach nur Hans 'Wieladt' von 'Reitti' in Anspruch genommen werden. Daß Reute der Urſitz war, scheint mir nicht völlig gesichert zu sein; denn 1478 findet sich da kein Wieland, wohl aber mehrere in dem ebenfalls zur Pfarrei Mittelbiberach gehörigen und am gleichen Zellerbach gelegenen Oberdorf. Nun besaß 1536 eine 'Anna Mayrin, weiland Michel Willands von Oberndorff gelassene witwe' 'ein Fünftentheil an einem Gut in Reute', wozu im Archivakt bemerkt ist: 'hat jetzund Stoffel weillandt und seine schwisterigten'.[10] Dadurch ist eine Besitzverbindung zwischen den Wieland in Oberdorf und Reute erwiesen, die allerdings keine verwandtschaftliche sein und nicht auf Oberdorf zurückführen muß.

Nachdem die Wielande in der Reichsstadt selbst angesiedelt waren, übten zwei das Gewerbe des Gastgebers aus, darauf folgt der Doctor juris Bürgermeister, ihm zwei Pfarrer. In der weiteren Versippung stehen verschiedene Gewerbetreibende (Metzger, Weber, Tucher, Büchsenmeister), ein Handelsmann und noch vier Pfarrer. Mehrere Gewerbetreibende wurden Ratsmitglieder. Damit wird Wielands Behauptung, sämtliche Familienglieder seien in öffentlichen Amtern gestanden, erläutert und eingeschränkt. Da auch die Vorfahren mutterseits auf vorderösterreichisches Gebiet, vor allem in die freie Reichsstadt Lindau weisen und zum Teil Biberacher Blut haben, bayrische und fränkische Einmischung sich nur vereinzelt zeigt, so hatte Wieland recht, sich wiederholt als Schwaben zu rühmen und z. B. gegenüber der Base Sophie La Roche seine Stammeseigenschaft also zu betonen: 'Das Thüringische Klima macht kalt, unglaubig und gleichgültig gegen die Zukunft — unter einem solchen Himmel kann man weder Gott noch Menschen lieb haben, und es hat alle meine schwäbische Wärme und bonhommie, alles angebohrne Feuer meiner Seele, alle meine Empfänglichkeit für häusliches Glück, mit aller meiner natürlichen Genügsamkeit und Indolenz dazu gehört, um in diesem abscheulichen Lande nicht ganz zu Grunde zu gehen'.[11]

Werner hat nach dichterisch tätigen Familiengliedern gefahndet. Ein

Bruder des Urgroßvaters väterlicherseits, der Dekan des Augsburger Medizinerkollegiums Jhn. Henisius, und der Urgroßvater mütterlicherseits, der Apothekenbesitzer und Oberbaumeister Gg. Ludw. Rauh, waren gekrönte Dichter.[12] Solche Zweiglein am Stammbaum sind nicht wichtig; auch wenn bewährtere Dichter, wie der des 'Helden von Mitternacht' Jhn. Sebastian Wieland, sie bildeten (er gehört nicht zum Biberacher Stamme[13]), würden sie die Vererbung dichterischer Anlage kaum beweisen. Neigung zu Gelegenheitsversen mag sich als Gewohnheit fortpflanzen, aber sie macht keinen Dichter aus. Trotzdem muß bei einem Martin Wieland etwas verweilt werden, weniger wegen des einen oder der zwei geistlichen Lieder, die von ihm überliefert sind, als weil er der erste Biberacher Wieland ist, über dessen Charakter einiges Zuverlässige bekannt wird.

Er stammt aus einer Seitenlinie, die von dem im Pfalzgrafendiplom erwähnten Sebastian Martin, dem jüngeren Bruder des Großvaters Pfarrer ausgeht. Vor etwa vierzig Jahren habe ich eine Schrift durchgeblättert: Schediasma sacrum quo Judas Iscariota coenae dominicae conviva, Nihil mutato Historiae Evangelicae filo, sistitur; Adjecta Decisione Quaestionis: An Christiano cum iis, quos Indignos reputat, Coenam celebrare Dominicam fas sit? Auctore Martino Wielando Biberaco Svevo, Ecclesiae Mühlensis ad Nicerum Pastore. Tvbingae, Apud Joh. Georgium Cottam, Anno MDCCX.[14] Die Abhandlung ordnet die auf das Abendmahl bezüglichen Bibelstellen chronologisch, empfiehlt Liebe und Nachsicht gegen Sünder, ihre Zulassung zum Abendmahl, da auch Judas vom Brote und Weine genossen habe. Sie beruft sich auf Luther, daneben am häufigsten auf des Jenaer Propstes Jhn. Gerhard Fortsetzung der Harmonia Chemnitio-Lyseriana, Schriften von dem streitbaren Lehrer Speners Jhn. Konrad Dannhauer, einmal zustimmend auf Jhn. Arndt. Das Büchlein ist dem herzoglich württembergischen Konsistorium gewidmet Pro Orthodoxiae meae Examine ante Triennium humanissimè instituto, Testimonio gratiosè impertito, Patrocinio efficaciter suscepto.

Die Vorgeschichte dieser Widmung wird durch Akten erhellt, die

Fr. Braun in der irrigen Annahme, sie bezögen sich auf des Dichters Vater, veröffentlicht hat.[15] Darnach war der 24jährige Theologe 1707 als Vikar für die 'obere Kappel' in Biberach vorgeschlagen, was dem Magistrat bedenklich war, weil der junge Mann sich 'durch gefährlich scheinende Neuerungen' stark des Pietismus verdächtig gemacht habe. Auch drei Prediger der Stadt warfen dem vorschlagenden alternden Pfarrer Gesinnungswechsel vor; er habe erst kürzlich gesagt, er müsse Wunderdinge von dem jungen Wieland hören, am besten sei, man lasse ihn gar nicht viel auf die Kanzel kommen, und jetzt wisse er nichts als Liebes und Gutes über ihn; zu diesem Umschlag müßten mehr fleischliche als geistliche Beweggründe mitgewirkt haben, fügten sie in wenig amtsbrüderlicher Unterstellung bei. Wieland habe sich schon seit zwei Jahren, noch auf der Universität Tübingen, des Pietismus verdächtig gemacht, sei mit seiner Disputation de dignitate Christianorum (die dann einen Teil des erwähnten Schediasma bildet) durchgefallen, in der eine Menge von Ausdrücken und Wendungen der Rechtgläubigkeit widerstritten. Dr. Jäger habe ihn einen Phantasten geheißen. Inzwischen habe er mit fanatischen Pietisten, besonders mit Dr. Petersen[16] vertrauten Umgang gepflogen; die aus Straßburg vertriebenen Pietisten hätten bei ihm in Tübingen zugesprochen. In Biberach habe er manches zur Einführung des Pietismus versucht, mit seinen Brüdern und einigen andern Knaben eine Privatschule begonnen, mit ihnen Seneca gelesen, die Württembergische Kinderlehre mit Petersens Katechismus vertauscht, in Hausversammlungen mit Erwachsenen den Sirach erklärt, in Pietistensprache gepredigt, behauptet, die Erkenntnis Gottes bestehe nicht sowohl im Verständnis und Wissen, als vielmehr im Empfinden und Fühlen. Er zeige alle vitia Pietismi quasi propria: verachte den Besuch des Gottesdienstes, sei unter äußerlicher Demut hochmütig, habe eigensinnig einer Vorladung des Scholarchats nicht Folge geleistet, eine Festpredigt mit unziemlicher Frechheit geschlossen: die christliche Gemeine sehe, daß er nicht eine neue Lehre führe, wie ihn einige Ehrendiebe beschuldigten.

Es sollte also die Bestellung zum Vikar der Kapelle abgelehnt, ja der Vater des Kandidaten, der Spitalpfleger, an seine väterlichen

Pflichten dem Sohne gegenüber erinnert werden. Dieser aber, der die plebeische Majorität des Rates für sich hatte und im dritten Jahre in Prozeß beim Reichshofrat stand, um seine Wahl zum 'geheimden' durchzusetzen, stürzte, offenbar gewarnt, in die Ratsstube, klagte die Prediger als Verfolger seines Sohnes heftig an, nannte den Ratsbeschluß ein Komplott usw. Seine Anhänger 'admirierten den gelehrten und frommen Kandidaten als ein Oraculum' und beschuldigten die Prediger des Neides. Diese holten von einem Memminger Superintendenten ein Gutachten ein, der Kandidat besorgte sich ein testimonium studiorum et vitae vom Tübinger Universitätssenat und vom hochfürstlichen Konsistorium in Stuttgart 'vermittelst eines ausgebetenen theologischen Examinis' ein Zeugnis seiner Studien 'und beschehener Bekanntnus zu unsern libris symbolicis'. Darauf also bezieht sich die Widmung des Schediasma. Die Prediger wurden in einer Ratssession veranlaßt, ihre Bedenken fallen zu lassen, von ihren Bedingungen nahm Martin Wieland nur die des Einstellens seines Hauskonventes an; es sollte noch ein unparteiisches Konsilium eingeholt werden, der Streit ging weiter, ob zu einem Ende, ist unbekannt. Der Kandidat war drei Jahre darnach Pfarrer in Mühlen am Neckar, starb 1725 als Pfarrer in Kleinbottwar bei Marbach a. N.[17]

Diese Geschichte, die die Färbung 'abderitischer' Streitigkeiten trägt, ist in manchem Betracht von Belang. Vielleicht erklärt sie, warum Wielands Großvater sich nicht von Oberholzheim nach Biberach befördern lassen mochte[18]; er, der seine Söhne nach dem pietistischen Halle schickte, blieb gewiß den altgläubigen Stadtpredigern und Ratsherren gerne fern. Hatte doch noch des Dichters Vater seinen Sohn gegen deren Vorwurf der Abtrünnigkeit von der evangelisch-lutherischen Religion zu verteidigen und zu versichern, der Sohn sei nicht nach Zürich gegangen, um die reformierte Religion anzunehmen, traktiere auch mit seinen Eleven nicht die Anfangsgründe nach dem Schweizer Catechismo noch andre Theologica nach der reformierten Konfession; übrigens, setzte er bei, habe doch auch Spener an der reformierten Universität Basel sich aufgehalten und daselbst Collegia private gelesen. Und noch später geriet der Senior mit den Amtsbrüdern und dem Rat

in den bekannten Zwist über die von ihm befürwortete Bestellung des Kandidaten Brechter zum Prediger.[19] Eine heftige Sprache wie der Spitalpfleger und sein Sohn führten auch der Senior und sein Sohn, und 'Eigensinn', Selbstrichtigkeit der Ansichten konnte man diesen so gut vorwerfen wie dem älteren Namensvetter. Ob die 'Grundlegung der Christlichen Religion', die der Sohn gleich diesem in Privatunterricht vortrug[20], mit Ansichten des Mühlener Pfarrers übereinstimmt — Bezugnahme auf das Judasproblem ist mir nicht aufgefallen —, ist hier gleichgültig, läßt sich auch erst nach der Aufdeckung der Quellen der Züricher 'Grundlegung' erweisen. Auf die Kirchenlieder des älteren Martin, wenn sich auch eines als lebensfähig in Gesangbüchern erhalten hat, lege ich weniger Gewicht, als auf die zutage tretenden Charakterzüge der väterlichen Familie — 'Phantasten' durfte man auch den Dichter heißen — und auf die sich offenbarende Stetigkeit der Biberacher Zustände, unter denen Wieland als städtischer Beamter litt. —

Für die Berufswahl Christoph Martins ergab sich aus dem Familienbrauch Theologie, Rechtsgelehrsamkeit oder Handwerk. Zum erstbestimmten Predigtamt wurde seine Brust zu schwach befunden. Handwerk lag für den Stammhalter abseits. Der jüngere Bruder wählte das Gewerbe des Goldschmiedes. In der Seitenlinie, die von einem Halbbruder des Urgroßvaters Bürgermeisters ausging, von Augsburg nach Biberach zurückkehrte, stehen mehrere Goldschmiede; das gab die Anregung.[21] Auch Martin hatte ein wenig Zeichnen gelernt und gerade während der Biberacher Amtszeit, deren erste Hälfte er noch neben dem Bruder verlebte, entwickelt sich der Bildsinn seiner Dichtung.[22] Zunächst blieb ihm die Jurisprudenz, wofür das erfolgreiche Beispiel des Bürgermeisters vorleuchtete.

Von dem Wesen dieses Urgroßvaters ist keine Kunde aufgedeckt. Bekannt ist nur der äußere Lebenslauf. Der Urenkel nennt ihn reich.[23] Amtsaufzeichnungen berichten, daß er das Stammhaus zum schwarzen Bären verkaufte und ein Patrizierhaus erwarb, daß er außerhalb der Stadt eine Wiese und eine Mühle kaufte[24]; Haus und Land hat auch der Urenkel in Weimar und Oßmannstedt gekauft und verkauft, ohne wohlhabend zu sein oder zu werden.

Bekam der Bürgermeister 7 Söhne und 5 Töchter, so hatte sein Vater von zwei Frauen gar je 5 Söhne und 2 Töchter gehabt. Auf diese Zahl von 14 Kindern hat es bekanntlich auch der Dichter gebracht. Ebenso gehörte die Großmutter väterlicherseits Anna Maria Brigel einer Familie von 14 Kindern an; und ihr väterlicher Großvater hatte aus drei Ehen 11 Kinder, der mütterliche 12. Des Dichters Großvater, der Oberholzheimer Pfarrer, besaß nachweislich 10, vielleicht 12 Kinder, sein Bruder, der erwähnte Spitalpfleger 8. Des Dichters Mutter hatte 8 Geschwister und 3 Halbgeschwister und ihr mütterlicher Großvater Rauh wieder 14 Kinder. Wielands Eltern waren also aus kinderreichen Stämmen. So könnte auch für das hohe Lebensalter, das der Dichter erreichte, eine vererbte Anlage aus Werners Arbeiten festgestellt werden.

Wenigstens einen persönlichen Zug gibt die Überlieferung dem Bilde von Wielands Großvater, dem Pfarrer in dem zum Biberacher Gebiet gehörigen Oberholzheim. Der Sohn und Nachfolger in der Pfarre weiß ins Totenbuch zwar nur die stehenden Wendungen: hochgelehrt, treu, eifrig einzutragen. Aber der Enkel erzählte: 'Mein Großvater war ein Lebemann, der lieber als kleiner Papst auf dieser Pfarre hauste, sich mit dem von seinem Vater (dem Bürgermeister) ererbten und mit meiner Großmutter (geb. Wern) erhaltenen Vermögen wohl sein ließ und nicht in die Stadt mochte, auch im 70. Jahre auf dieser Pfarre starb .... Er hatte zwölf Kinder, daher vertheilte sich sein großes Vermögen sehr. Er schickte immer zwei Söhne zusammen auf die Universität nach Halle, die nicht eher schrieben, als bis sie neue Wechsel brauchten. Darüber wollte sich nun der Vater halb krank lachen, schickte seinen Batzenschmelzern, so nannte er sie im Scherz, mit Vergnügen neues Geld und war immer lustig und froh.'[25] Von der heiteren Lebenslust und der Neigung zum Sichselbstleben hat auch der Enkel etwas an sich genommen; Freigebigkeit gegen die Kinder übte er nach dem Maße seiner Verhältnisse.

Schon in seinem Elternhause waren die Vermögensumstände eng, nicht dürftig, doch auf das Notwendige beschränkt. Die Eltern konnten aber den Kindern — von den fünf starben das erste, dritte, fünfte

im Kindesalter, der Kupferstecher im 29. Jahre — eine gute Erziehung 'gewissermaßen über ihr Vermögen' geben.[26]

Der Vater 'hatte schon in Tübingen bei dem berühmten Publicisten Schwerder (richtig: Schweder[27]) einen herrlichen Cursus der Jurisprudenz durchgemacht, als er auf einmal vom Hause Befehl erhielt, zur Theologie umzusatteln, weil sein älterer Bruder, der Theolog, plötzlich gestorben war'; die Mutter hatte nemlich 'den einen ihrer Söhne Gott zum geistlichen Stande gelobt'.[28] Nun ging Thomas Adam nach Halle 'und saß zu den Füßen der dortigen Gamaliels Anton, Franke, Lange usw.'[29] Die dort eingesogene engherzige Dogmatik blieb freilich sein ganzes Leben über der Zauberkreis, über welchen hinaus er sich nie wagte, aber doch war er auch als Senior in Biberach sehr tolerant'.[30] Und ein andermal erzählt der Sohn, der Vater habe manche mystischen und dunklen Ideen von Lange aus Halle mitgebracht: 'allein die Wolfische Philosophie siegte am Ende bei ihm, besonders durch des Propstes Reinbeck in Berlin Schriften'.[31] Er machte also die Entwicklung dieses Jhn. Gustav Reinbeck durch, der auch den Halleschen Pietismus in sich aufgenommen hatte und dann, in schroffem Gegensatz zu Lange, 'den theologischen Wolffianismus' gründete. Ähnlich ist der Sohn durch die pietistische Erziehung im Kloster Berge gegangen und hat als Erfurter Student und früher sich mit Christian Wolff befaßt[32]; und Propst Reinbecks sehr verbreitete Betrachtungen hat er noch im Alter mit großer Andacht gelesen.[33]

Von des Vaters Bibliothek ist wenig bekannt. Er besaß ein philosophisches Lexikon, worin der Sohn 'die Hypothesen der alten Philosophen über die Entstehung der Welt stümperhaft genug erzählt fand'.[34] Hier ist der Ausgangspunkt für die 'Natur der Dinge' zu suchen. Ferner besaß der Vater Brockes' sämtliche Werke, die die unmittelbare Anregung zur Dichtung des Sohnes wurden; neunjährig 'lustwandelte er, den Brockes in der Tasche, in der schönen Thalgegend bei Biberach, und seine ersten Dichterversuche waren in Brockes' Manier', 'mußten natürlich noch ziemlich lahm ausfallen'.[35]

Diese Beschäftigung lag nicht im Sinne des Vaters. Seine Absicht war, daß Martin sich 'auf eines von den gelehrten Handwerken legen

sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann'.[36] Das erste war natürlich die religiöse Erziehung. Er hielt den Knaben an, Bibel und Gesangbuch fast auswendig zu lernen; dieser mußte täglich aus Chn. Scrivers 'Unschätzbarem Seelenschatz', einem pietistisch gefärbten, aus Predigten entstandenen Buche mit eingestreuten Liedern[37], vorlesen und in der Passionszeit 'Rambachs Passionsbetrachtungen durchkäuen, die ihm durch die ekelhaften Beschreibungen der Martern, womit Jesus belegt worden, äußerst verhaßt wurden, aber doch die Wirkung auf seine Seele machten, daß sich früh die zärtlichste Theilnahme für fremde Leiden bei ihm entwickelte'.[38]

Nach des Sohnes Auffassung war der Pfarrer 'äußerst orthodox', 'ein äußerst formeller, ängstlich frommer Mann', dem auch die Gattin den 'steifen Priesterkragen' nicht abzubinden vermochte. Daraus erklärt sich die Äußerung des Sohnes, wenn er etwas link oder pedantisch mache, so denke er an seinen Vater. Dazu verschloß dieser seine tiefen Empfindungen in die Brust, weil er nach dem Tode seines einzigen Freundes niemand in Biberach fand, der ihn gefaßt hätte; so kam seine Empfindung nur selten zum Vorschein.[39] Des Sohnes oft bezeugte Verschlossenheit in Biberach und Tübingen entsprach also der häuslichen Gepflogenheit; erst in Zürich lernte er sich aussprechen.

Phlegma und Stoizismus setzte der Pfarrer einem Erregten, selbst wenn der beleidigend war, entgegen und zog sich ruhig zurück.[40] Daß er auch scharf sein konnte, zeigen seine Bewerbungen um ein Familienstipendium für den Sohn; er gab nicht nur seine Betrübnis durch eine recht bittere Klage zu erkennen, er nannte das Begehren seines Mitbewerber-Pfarrers ausnehmend unverschämt, eine kecke Bitte, beschwerte sich über den hinterhältigen Administrator, den Pfarrpfleger Hartmann, der ihn trotz seines Bemühens nicht von den nachteiligen Absichten der auswärtigen Bewerber unterrichtete. Das, wie auch der Sohn bezeugt[41], kennzeichnende Rechtlichkeitsgefühl des Vaters war herausgefordert, er betonte, er wolle das Stipendium nicht 'aus lauter Gnad und Gunst' genießen, er habe als Urenkel des Fundators ein unabsprechbares Recht darauf; und konnte dann, wieder aus Rechtlich-

keit, nicht bergen, daß an einem neuen Schreiben des Mitbewerbers, den er vorher so scharf gezaust, das Zugeständnis der Gleichberechtigung ihm gefallen habe.[42]

Fraglos hatte der Pfarrer Feinde in der Stadt, die ihm dann auch Gegnerschaft zutrauten. So deutete der Bürgermeister v. Hiller eine Predigt als Satire auf sich und fühlte sich nachhaltig gekränkt; es scheint, weil der Prediger dessen Vorgänger als den glücklich regierenden Simon Makkabäus gepriesen hatte.[43] Von seinen Predigten ist nichts bekannt, was die Glaubwürdigkeit solcher Auffassung prüfen ließe.[44] Der verliebte Sohn hat 'an einem sehr heißen Sommertag' die Predigt des Vaters über den Text Gott ist die Liebe 'etwas kalt' befunden, auch die Behandlung des Inhalts hat ihm 'höchlich mißfallen'. Ein andermal hielt er dem Vater vor, er predige jahraus jahrein die Heilsordnung, d. h. wohl den ordo salutis, die Lehre von der persönlichen Heilsaneignung; der Vater habe es damit entschuldigt, daß ja doch immer noch einer in der Gemeinde sein könnte, dem diese Heilsordnung nicht publiziert worden wäre, dieser eine gelte ihm mehr als alle Unterrichteten.[45] Solche Kälte und solche Absichten mit der Predigt machen satirische Anwendungen nicht wahrscheinlich. —

Zwischen 1733 und 1736 war der Vater einmal ein Vierteljahr an 'hitzigem Fieber' krank, was dem Sohne dadurch in der Erinnerung haftete, daß ihn der inzwischen amtierende Vikar auf der Wiese mit Blumen spielen ließ; das war also ein Ausnahmeerlebnis des Kindes, wenn es auch dann in Biberachs 'sehr anmuthiger Gegend' 'eine Art von Naturleben' geführt haben will.[46] Der Vater scheint sich nur um die geistige Ausbildung des Knaben gekümmert zu haben; er ergänzte den Schreibemeister, indem er die griechischen und hebräischen Buchstaben ihm vorschrieb, und war seit dem dritten Jahre Martins auch sonst sein Lehrer[47], hatte gewiß die Hauptschuld an den vorzeitigen Kenntnissen des Knaben.

Gegen dessen Dichtlust, die sich schon im 7., besonders vom 11. und 12. Jahre an geltend machte, hegte der Vater begreifliche Bedenken, hatte 'gar keine Freude an der leidigen Versmacherei und hinderte diese Musenliebschaft auf alle Wege'; der Sohn pflegte deswegen mit

der ersten Morgenröte aufzustehen, weil er tagsüber keine Verse machen durfte.[48] Wohl auch darum wurde er nach Kloster Berge geschickt. Darnach sollte er nach Hause zurückkehren. Aber das Jahr zuvor, 1748, hatte der jüngste Bruder seiner Mutter, Johann Jodokus, in Erfurt das medizinische Doktorat erworben und daselbst eine Dorothea Wilhelmine Charlotte Baumer geehelicht. Er mag die Anregung gegeben haben zu dem eigenmächtigen Besuch des neuen 'Anverwandten' Professor Baumer, der nur einige Tage währen sollte. Der Student blieb aber ein Jahr trotz der Hungerkost, für die vielleicht auch widerwillige Unterstützung seitens der Eltern Ursache war.[49] Daß nicht der Vater ihn auf die katholische Universität zu dem abgesprungenen Pfarrer und freigeistigen Mediziner sandte, ist erklärlich. Von da an wird er Anlaß gehabt haben, zu seufzen oder zu ergrimmen, seinen Sohn auf so seelenverderblichen Wegen mit Voltaireschem Spottgeist erfüllt zu sehen.[50] Zunächst aber fand er doch, Martin habe in Erfurt den ganzen Umfang der Philosophie exkoliert und dadurch einen dauerhaften Grund und guten Anfang zu dem Studio Juris gelegt.[51] Dazu wurde dieser, nach dem vom Vater mißbilligten Verlöbnis mit Sophie Gutermann — sie war eine Verwandte der Mutter[52] —, in dasselbe Tübingen geschickt, wo der Vater die Rechtswissenschaft begonnen hatte. Daß er da dichtete, war eine Folge der jungen Liebe. Aus der 'mit Gewalt' aufgedrungenen soliden Erlernung und akademischen Absolvierung des vom Vater erwählten Studii juridici wurde nichts, er fand keinen Geschmack daran, ein unüberwindlicher Abscheu hielt ihn davon ab, wie ein mechanischer Ekel von der Medizin.[53]

Er dachte nach Sachsen zurückzukehren, um sich dem 'akademischen Leben zu widmen', seufzte, daß er 'noch Algebra und wer weiß was für verborgne Künste lernen solle', trieb, 'doch mit einigem und vielleicht nicht ungegründetem Widerwillen, die sterilen schönen Wissenschaften und Philosophie'; das heißt, er steuerte neuestens gegen des Vaters Willen auf den Lehrberuf zu und wünschte, Hofmeister zu werden und einmal Unterricht an einem Gymnasium in den Wissenschaften zu geben, zu denen er aufgelegt ist.[54] Dem Dichtenden behagte kein Lernen. Der Vater verzichtete nach einem bösen Disput

auf den Zwang zum Jus, forderte aber in guter Sachkenntnis die Übersiedlung nach dem aufblühenden Göttingen, wo der Sohn womöglich als magister legens so lange bleiben sollte, bis sich sein Schicksal mehr entwickele. Der Sohn fragte hierüber Bodmer um Rat, meinte, die Göttingische Gesellschaft der schönen Wissenschaften verderbe den Geschmack, der dort lehrende Haller war ihm 'unbegreiflich'[55]; er hoffte eben auf die Einladung nach Zürich. Und der Vater ergab sich auch darein, nachdem der Tübinger Professor Faber ihm die Ausnützung der Gelegenheit angeraten hatte mit den Worten: 'Zürich seye dermalen ein kleiner Sammelplatz der gelehrtesten Männer.' Er freute sich der 'unvermutheten Schickung', daß 'dieser sein liebster Sohn' in Bodmers Behausung aufgenommen werde und empfahl ihn dem 'unschätzbaren Gönner' in der sicheren Hoffnung, daß sein Aufenthalt 'ihm die wichtigste Vortheile verschaffen werde'.[56] Als der Biberacher Rat der Stipendienverleihung wegen darauf drängte, daß der Sohn sich zu einem gewissen dem Publico nützlichen Studio entschließe und sich legitimiere, daß er es ergriffen habe, rühmte der Vater die vielfältigen und beliebten Proben von dessen Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, stellte fest, daß dessen gedruckte Abhandlungen vom Publico mit Adprobation und Vergnügen aufgenommen werden, wie er sich selbst der geistlichen Dichtungen freute, berief sich stolz auf das Gutachten des Tübinger Universitätskanzlers, wonach dieser den Sohn 'für einen der größesten deutschen Poëten dieser Zeit und eine Zierde seiner Vaterstadt achtet', und fügte scharf bei: 'Wer die Fürtrefflichkeit des Nahmens ein deutscher Poet zu seyn, nicht verstehet, der thut wohl, wenn er sich nicht (damit) abgibt, sondern das Urtheil der gelehrtesten Männer sich zur Richtschnur in seinen Urtheilen erwählet.' (Die Erinnerung an das Verhalten der 'Abderiten' gegen die Dichter wird geweckt.) Übrigens hielt sich der Vater überzeugt, daß sein Sohn in Zürich Philosophie und Jura studiere, und der Hinweis auf Bodmers Zuschrift, die Väter seiner Schüler würden ihm tugendhafte Söhne, der Staat patriotische Gemüter zu danken haben, gab ihm die Zuversicht, daß sein Sohn dem Biberacher Publico ersprießliche Dienste leisten werde, 'wenn er dereinsten zu einer convenablen Stelle berufen würde'.[57]

So verfolgte der Vater die selbstgewählte Laufbahn des Sohnes hoffnungsvoll. Dieser schickte ihm klug, was er für passend fand, z. B. Breitingers Schrift De principiis in examinanda et definienda religionis essentia, die dem Vater 'ungemein gefiel, ob er gleich sonst ὀρθοδοξότατος war'.[58] Und als er Bodmers Haus verließ, dankt der Vater dem Professor: der Aufenthalt sei gesegnet gewesen, der Sohn habe an Geschicklichkeit und Erfahrung wahrhaftig zugenommen und sein Talent durch unterschiedliche Proben zum gemeinen Besten nützlich angelegt. Eben dieses, fährt er fort, 'gibt mir auch in Zukunfft die zuverlässige Hoffnung, Gott werde ihn zu rechter Zeit aufruffen, und an dem Ort anweisen, wohin sein uns noch verborgener Rath ihn bestimmet hat'. Bodmer möge den Sohn bei seinem zu des Vaters besonderer Zufriedenheit zustande gekommenen Instituto mit Consiliis unterstützen.[59] Er war also mit der Privatlehrertätigkeit einverstanden, froh daß der Sohn endlich einen Beruf ausübte.

1760 öffnete sich die Möglichkeit, diesen nach Biberach zurückzuholen. Und, seit zwei Jahren auf Heimkehr sinnend, bat Martin die Mutter, der Vater möge alles tun, daß er den Posten des Stadtammanns erlange.[60] Dies mißlang, aber eine Senatorstelle wurde frei, und der Vater meldete, ein Hr. v. B. an der Spitze aller guten Bürger habe ihn aufgefordert, für den Sohn den Ratssitz auf der Bank der Adeligen zu verlangen; der Vater hielt sich zunächst außerstande, das zu tun, weil der Sohn ihm gegenüber eine Ratsstelle abgelehnt hatte, wurde aber beschworen mit so starken Gründen, daß er nachgeben und die allgemeine Volksstimme für Gottesstimme halten mußte; er bat also den Bürgermeister von Gaupp, den Namen Martins auf die Liste der Bewerber zu setzen, worauf dieser am 30. April 1760 einstimmig gewählt wurde; alle evangelischen Bürger hätten sich darüber außergewöhnlich gefreut. 'Mon père', fährt der Sohn zu berichten fort, 'qui craignait que je ne la (vocation) refuserois, me cacha par une délicatesse qui lui est ordinaire vis-à-vis de moi, tout le chagrin que cela lui causeroit; mais il me fit assez sentir la joie qu'il auroit si je l'acceptois.'[61] Und er nahm an.

Die Nachrichten über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn

werden sparsamer, seit sie an einem Orte wohnten. Es ist mir unbekannt, ob der Vater, der offenbar zu einem Anhang in der Stadt gekommen war, ja auch 1761 zum Senior gewählt wurde, an der Bestellung des Sohnes zum Kanzleiverwalter und den daran sich schließenden Streitigkeiten teilhatte. Daß der Sohn ihm die Liebschaft mit Christine Hagel verheimlichte, begreift sich.[62] Bei seiner Trauung mit Dorothea Hillenbrand, die der Senior selbst vornahm, war dieser sehr bewegt.[63] Für den neuen Freund des Sohnes, den Aufklärer La Roche, war er herzlich eingenommen.[64] Immerhin ist bei der Richtung, die Wielands Schriftstellerei nun nahm, ein enges geistiges Verhältnis zum Vater trotz dessen Achtung für Dichtkunst nicht vorauszusetzen. Das Ansehen und Vertrauen im Amte, die wachsende Anerkennung von auswärts, die Berufung nach Erfurt[65] und zuletzt noch die Botschaft von der nahen Bestellung in Weimar mögen die frommen Bedenken des Vaters zurückgedrängt haben. Die persönliche Beziehung der beiden muß aber zärtlich gewesen sein. Denn der Sohn fürchtete, als er nach Erfurt zog, bei dem schweren Abschied von den Eltern, des Vaters graue Haare mit Schmerzen in die Grube zu befördern.[66] In den Tagen seiner Ernennung zum Prinzenerzieher sprach der Senior über ihn und seine Kinder den letzten Segen. Der Sohn dankt also[67]:

'Auf meinen Knien, bester, gütigster, verehrungswürdigster Vater empfangen Sie, unter heißen Thränen der Zärtlichkeit, meinen letzten Dank für alle Ihre Liebe und Wohlthaten. Ewig, ewig, ewig segne Sie Gott dafür und vergelte sie Ihnen in der seligen Ewigkeit vor seinem Thron! Ihr gesegnetes Andenken, Ihre Tugend und Frömmigkeit sollen mir und meinen Kindern zur immerwährenden Aufmunterung im guten dienen. Gott der allmächtige stehe Ihnen in der letzten seligen Stunde bey und belohne Sie ewig für den letzten Segen, den Sie auf mich und die Meinigen gelegt haben. Leben Sie — ich kann nicht weiter schreiben — Liebste Mama! Gott stehe Ihnen bey! Ich bin bis zum letzten Lebenshauch — Ihr getreuer, gehorsamer, Sie zärtlich liebender Sohn

Erfurt den 3t. Sept. 1772. Christoph Martin Wieland.'

Einen Monat lang siechte der Vater dahin. Neun Tage nach Wielands Übersiedelung nach Weimar[68], am 29. September, starb er 68 Jahre alt. Ein Brief des Abendpredigers August Zell und ein Einschluß der Mutter unterrichteten den Sohn. Seine Tränen, schreibt er an sie[69], seien nicht bloß Tränen der Wehmut und des Schmerzes, sie 'waren mit innigstem Dank gegen Gott, der mir einen so vortrefflichen, so würdigen Vater gegeben, und doch gleichwohl so lange gegönnet, und mit dem heißen Wunsche vermischt, daß dereinst mein Ende seyn möge, wie das Ende dieses Gerechten. Ewig sey die göttliche Barmherzigkeit gepriesen, daß sie, da nun einmal das Ziel seines theuren Lebens gesetzt war, seinen Leiden ein so glückliches und seinem, etwan geplacktesten Leben ein so erbauliches, so rührendes, so schönes Ende gemacht hat .... Der Tod meines theuren, nun zur Ruhe und Freude seines Herrn eingegangenen Vaters ist in meinen Augen ein besserer Beweis der Göttlichkeit unserer Religion als zwanzig dicke Bände in Folio. Noch einmal, liebste Mama, was können wir denen, die wir am zärtlichsten lieben, was können wir uns selbst besseres wünschen, als einst so zu sterben, wie dieser fromme, redliche, verehrungswürdige Diener Gottes!' Wie aufrichtig er's mit diesem Wunsche meinte, beweist der Brief an den Erfurter Kollegen Riedel aus demselben Oktober, worin er, nur dem Empfänger zulieb ins Unchristliche übertragend, wiederholt: 'Dieser unglückweissagende Bogen, liebster Freund, bedeutet, daß ich meinen alten, rechtschaffenen Vater verloren habe. Er ist gestorben, wie er gelebt hatte; und ich wünsche allen Philosophen nebst Ihnen und mir, unsere Rolle beym letzten Austritt so edel und schön zu spielen, als dieser würdige Mann gethan hat.'[70]

Der Wunsch ging ein langes Menschenalter später in Erfüllung. 'Euthanasie' wurde auch ihm zuteil. —

Väterliches und großväterliches Blut sind in dem Dichter gemischt. Seine Gott suchenden und christlichen Schriften bis hin zu dem 'Agathodämon' gehören dem Vater zu: in ihren strengen, in ihren duldsamen, in ihren des Außerweltlichen bedürfenden Ausstrahlungen. Das Genießende, irdisch Lebensfreudige seiner Dichtung stammt vom Groß-

vater. Die verbindende, Ideen bekörpernde Phantasie aber war das Erbteil von der Mutter.

Die Mutter Regina Katharina stammt aus der Lindauer Familie Kick.[71] Von ihrem Vater hat ihr Sohn den Namen Christoph zu dem vom Bürgermeister Urgroßvater ererbten Hauptnamen Martin erhalten. Der Vater war, während des spanischen Erbfolgekrieges unter dem badischen Ludwig dienend, zum Major emporgestiegen und hat Ende 1733 das Obristwachtmeisterpatent des erbprinzlich baden-badenschen vorderen Kreisinfanterieregiments erhalten.[72] Seit seiner zweiten Vermählung 1713 lebte er in Biberach, dem Geburtsort seiner zweiten Frau Christine Rauh, einer Apothekerstochter. In dem Reichsstädtchen saßen schon früher Kick oder Kück, wie noch Wielands Mutter und deren Bruder den Namen schreiben; 1683 z. B. sind die Brüder Maximilian und Georg Friedrich Rudolf Kück als Besitzer des Wieland-Stammhauses zum Bären beurkundet.[73] Und es bestand auch eine Verbindung der Familien Kick und Wieland, indem die Mutter der Majorsgattin eine Tochter des Bürgermeisters Wieland zur Stiefmutter gehabt hatte; von dieser Regina Margareta wird des Dichters Mutter den ersten Namen haben.

Der Witwe des 1741 verstorbenen Christoph Kick widmete der Enkel Namenstagsverse[74], die zumeist in biblischen Wendungen sich ergehen, preisen, daß die 'hochtheurste Grosmama' nicht auf Menschen und sich, nur auf Gott vertraue. Wenn der zwölfjährige Reimschmied von manchem Unglück spricht, das die Gefeierte erfahren, so hat er vielleicht darauf angespielt, daß sie in ebendem Jahre 1746 einen fünfzehnjährigen Prozeß verlor; sie war prozeßlustig 'zum Besten der Advocaten' und der üble Ausgang verlöschte 'einige besseren Aussichten', die sich für Wielands Elternhaus gezeigt hatten.[75] Dieser Sinn für hartnäckiges Erhalten des Besitzes vererbt sich auf die Tochter, die über den Fortlauf des Prozesses ein Jahr vor ihrem Tode einen Briefbogen beschreibt mit einem 'Kurtzen underricht, vor meine Enckel von ihrer 73 Jährigen Groß Mutter aufgesetzt, Anno 1788, d. 11. 9br. wegen dem hinterlassenen Capital ihres S. Groß Vatters, das in dem Cramerischen Proces bey R: Hoffrath in Wien anhängig, u. von dem Herrn v. Daiser allda,

als einem Enckel des S. Herrn Mayor Kück besorget wird'.[76] Soviel erhellt aus der nicht eben durchsichtigen Darlegung, daß es sich für ihre Familie nur noch um wenige Hunderte Gulden handelte; trotzdem bestimmt sie darnach Vermächtnisse, so daß der 'underricht' zugleich als Testament der Mutter Wielands bezeichnet werden kann; sie war an den Wert kleiner Summen gewöhnt. Auch dieser endlose Rechtsstreit mag an den 'Prozeß um des Esels Schatten' Laune abgegeben haben.

Von der Großmutter des Dichters ist nichts weiter bekannt. Als Tübinger Student läßt er ihr durch seine Mutter seinen gehorsamsten Respekt bezeigen.[77] Sie stirbt 1765, sechsundzwanzig Jahre nach der Großmutter väterlicherseits, die als Witwe des Oberholzheimer Pfarrers die letzten Jahre auch in Biberach verlebt hatte, so daß also das Kind Martin bis ins sechste Jahr neben zwei Großmüttern aufwuchs.

Der Familie Kick redet Wieland 'ardeur' nach[78], was in dem Zusammenhang des Briefes weniger aufbrausende Hitze als geschäftigen Eifer bedeutet. Die Mutter Regina Katharina wird als 'äußerst reizbar' bezeichnet, ferner als die 'lebendigste, geistvollste Frau', 'viel zu lebhaft, viel zu sehr dem Spiel ihrer Phantasie unterthan'. 'Das Ängstliche, Ungeduldige, Trippelnde, Imaginative' glaubte der Sohn 'ganz von seiner Mutter' zu haben. Er schreibt einmal, als sie an Schmerzen leidet 'ohne krank zu seyn, oder auch ein schwaches Temperament zu haben', sie scheine ungeachtet der sanftmütigsten Gemütsart viele Galle zu haben, ihre Umstände unterwürfen sie vielem und fast täglichem Verdruß, den zu verbergen sie sich bemühe.[79] Einheitlich an den verschiedenen Nachrichten ist: die Lebhaftigkeit, aus der sich trippelnde Ungeduld ableiten mag, und für Verdruß empfängliche Reizbarkeit, die sie durch Erziehung zur Sanftmut zu beherrschen suchte; rege Einbildungskraft verführte auch zu fürsorglicher Ängstlichkeit. Gegen die priesterliche Würde des elfeinhalb Jahre älteren Gatten, des 'Herrn', wie sie ihn zeitüblich nannte, war auch ihre Beweglichkeit ohnmächtig[80], obwohl sie Einfluß auf ihn übte und darum vom Sohne als Mittlerin zum Vater angerufen wird. Beim Tode des Seniors bewies sie bewundernswürdige Stärke der Seele[81], aus echter Frömmig-

keit, in der sie lebte; keine Äußerung von ihr vergißt den Dank gegen Gott, die Bitte um seinen Segen.

Selbst betont sie ihre Wahrhaftigkeit, auch vor der geringsten Sorte von Lügen, die man Notlügen nenne, habe sie den größten Abscheu. Sie hält streng auf gute Sitte und darum hartes Gericht über Sophie Gutermann, die Braut ihres Sohnes, die in dessen Abwesenheit Komödien besucht, sich mit Verkleiden lustiert, gar selbst Komödie spielt, bis Mitternacht bei einem Herrn sitzt, spielt und 'ein Gugelfuhr' hat, auch sich 'herumschmotzlen' läßt, an Tänzen und Jagden teilnimmt, kurz, in ihren wohl durch die 'imaginative' Veranlagung übersichtigen Augen eine arglistige Kokette, eine liederliche Dirne, eine Delila ist. Die Worte belegen die 'ardeur' der Kickischen.

'Sicher in ihren bewahrenden Händen ruht' das Haus, durfte von der Mutter gesagt werden. Entsprechend ihrer Erziehung und Lage ist sie auf Sparsamkeit bedacht. Darum schämt sie sich, daß Sophiens Stiefmutter, als sie nach der Tochter die Wirtschaft des Vaters übernahm, 'eine lumpige und leere Haußhaltung angetroffen' hat. Sie entrüstet sich, daß das Mädle kein Loch am Strumpf vernähen kann, ihn lieber zusammenreißt und in den Winkel wirft; daß es 'einen schönen weißen Taffeten ... gehabt, den hat sie zu einem Rock verschniten, und wollen in ihn stücken, sie hat in aber Jahr und Tag in der Ram herum fahren lassen, daß er schmutzig und flekig worden, ohn geachtet sie eine Jungfer im Hauß gehabt, die stücken könen, hat sie aber auch zur Faulheit gezogen .... entlich hat man da einen Fleck dort einen heruntergeschnitten, wan sie und ander Leuth gebraucht, daß sie von dem Kleid niemer so viel hat daß es ein Kinds Dekele geb'. In ihrem Sinn fürs Zusammenhalten verletzt bricht sie aus: 'wen mein Sohn das Mensch zu seiner Frau bekomt, so ist er sein Lebtag ein armer Mann und Märtherer, er möchte so viel einkommen haben als er wolte, so würde sie vorher allemal mehr verliederlichen, als er ein zu nehmen häte'. Trotzdem anerkennt sie Sophiens vortreffliche Gaben und schreibt in dem für sie so bezeichnenden Anklagebrief doch auch zum Verzeihen bereit: 'ich werde sie nicht weniger lieb haben, wenn sie mir nur folg und häußlicher werd'.[82] — Als die Mutter verwitwet

beim Sohne lebt, machte sie namens ihrer 'lieben' Schwiegertochter Flachsbestellungen bei Gleims Nichte, denn die älteren Enkelinnen müssen am Spinnrad sitzen.[83] Wieder drängen sich Schillersche Worte für sie und die Schwiegertochter auf: sie lehret die Mädchen und reget ohn' Ende die fleißigen Hände und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und ruhet nimmer. Und von ihrer Sparsamkeit erzählt, wohl aus mündlicher Überlieferung, Wielands Biograph Gruber ein Pröbchen, das bei der Apothekersenkelin besonders erheitert, sie habe in späteren Jahren zuweilen Reste aus Arzneiflaschen zusammengegossen, weil es zu schade darum sei, wenn sie ungebraucht bleiben sollten.[84]

An ihrem zweiten Sohne, dessen sie achtzehnjährig genesen war, hing sie mit zärtlichster Mutterliebe und tiefem Hinaufstaunen. So zerfloß sie in Tränen, schluchzte und wehklagte, als er einmal an einer Fischgräte zu ersticken glaubte und daher von Unsterblichkeit und Wiedersehen sprach.[85] Sie nennt ihn Bodmer gegenüber ihr liebstes Kind, worauf sie all ihr Weniges mit Freuden gewendet, wovon sie auch bisher (1753) alles Vergnügen genossen und sich auf die Zukunft viel angenehme Hoffnung gemacht habe.[86] Und er hinwieder dankt ihr zärtlich für ihre Liebe, die er noch (1751) nicht völlig verdient habe, deren würdig zu werden er sich aber bemühe. Er wünscht sehnlich beständige Gelegenheit, ihr durch die tiefste Hochachtung und kindlichste Liebe manchen Verdruß zu ersetzen, den sowohl seine übrigen Fehler als auch sein mürrisches und zugleich unbesonnenes Betragen ihr öfters gemacht habe; denn er schätzt sie von Herzen hoch, liebt sie zärtlich, wünscht wenigstens einen großen Teil seines Lebens mit ihr an einem Orte zuzubringen. Gewiß zumeist um ihretwillen war es ihm 'nicht wenig unangenehm', daß er nach den Aspekten wohl niemals in Biberach dauernd bleiben werde.[87] Seine gute und liebe Mama war ja die einzige Person, deren Herzensgesinnungen recht mit den seinigen koinzidierten; und darum war sie ihm unendlich lieb.[88]

Sie unterstützte im Gegensatz zum Vater des Knaben Dichtneigungen, hob mehrere Schachteln deutscher und lateinischer Versuche als heilige Dichterwindeln gewissenhaft auf und brachte sie, als der Sohn 1750 aus Erfurt zurückkam, mit großem Triumph herbei, der in Weinen

und Schluchzen verwandelt wurde, als der Sohn sie ins lodernde Kaminfeuer gab. Aber sie rettete noch einen Teil und brachte diese sehr sauber auf winzig kleine Blättchen geschriebenen ersten Poetereien, mit Seide umwunden und als Reliquien verehrt, bei der Übersiedlung 1772 mit nach Weimar, sah aber auch sie mit unbeschreiblichem Schrecken sogleich im Kamin dem Vulkan geopfert.[89] Sie bestaunte eben des Söhnchens Veranlagung und frühe Kunstfertigkeit und prunkte mit ihr in dessen Gelegenheitsversen auf ihre Verwandtschaft.[90] Andere ihrer Sippe leisteten bei der Anbahnung mit Meier und Bodmer Beihilfe.[91] Der Mutter schickte der Sohn Professor Meiers Antwort und erwartete, daß sie den Vater auf dessen Herausgabe seines Druckerstlings vorbereitet habe[92], ihr kündigte er das nahe Eintreffen eines Schreibens von Bodmer an, mit ihr und dem Vater unterredete er sich über die brieflich gewonnenen Freunde in Zürich, sie schrieb ihm häufig in Bodmers Haus und auch an diesen selbst, um durch ihn auf den Sohn zu wirken.[93] Von ihr erfuhr er, daß ein Platz für ihn in Biberach offen stehe, an sie richtete er die Bitte, der Vater möge für seine Wahl eintreten; denn die Liebe zu den besten Eltern, deren annäherndes Alter zu versüßen seine angenehmste Pflicht und sein lebhaftester Wunsch ist, machte ihm den Aufenthalt in der Heimat vor allen andern Orten in der Welt vorzüglich.[94]

In allem war die Mutter Helferin und Vertraute. Ihr bekennt er als Tübinger Student seine Geldbedürfnisse.[95] Sie widerstrebt auch zuerst nicht seiner jungen Liebe zu Sophie, liebt sie beinahe ebenso enthusiastisch wie der Sohn, ist zärtlich gegen die Braut[96], bis sie durch ihre lebenslustige Führung beunruhigt wird. Sie wird auch über das Nötigste seines späteren Verhältnisses mit Christine Hagel unterrichtet und läßt sich über das ihrer Sittenstrenge gewiß sehr peinliche Erlebnis besänftigen[97]. Sie wünscht ihren Sohn bald an ein frommes und reiches Mädchen verheiratet[98] und war wohl von vornherein der gewählten Gattin so freundlich zugetan, wie sie nachmals in Weimar mit der ihr gleich häuslichen lebte. Und als der Kindersegen von der Erfurter Zeit an sich reichlicher einstellt, lebt sie neu auf; denn sie kann keinen Mann für glücklich halten, der keine Kinder hat, und

'strickt Mützchen und zimmert Hemden' für die erwarteten.[99] Sophie, die noch in Biberach geborene, die 'vorzügliche Liebe erste Enckel', bleibt ihrem Herzen besonders nahe, wie ihr Brief an sie von 1787 zeigt; aber sie bewundert alle Enkel, 'Lottichin', die 'fette und starke', den 'herrlichen Buben' 'Luise' (Ludwig), 'Mahlichin' (Amalie), an der sie später rühmt, daß sie 'sich das Haußwesen recht gut leßt angelegen sein', genießt auch bei Sophie Reinhold noch Urgroßmutterfreuden[100] und verordnet im Testament, daß ihr 'Erstgebohrnes uhr Enckel, Carolina, Sophia, Dorothea, Reinholdin, yder Zeit den Encklen, und also ihrer Mutter gleich gehalten werden' soll.

Nach des Vaters Tod lud Wieland die Mutter zu sich nach Weimar, um ihr die schmerzliche Trennung von dem ewig geliebten zu erleichtern und Ruhe und Zufriedenheit über den kostbaren Rest ihres Lebens auszubreiten. 'Niemals werde ich meiner theuren geliebten Mutter wieder vergelten, genugsam vergelten können, was Sie an mir gethan . . Ich bin so lang ich leben werde, Meiner geliebtesten Mama ganz eigener, einziger, getreuer Sohn', schließt der Einladungsbrief.[101]

In Weimar lernte sie des Sohnes Freundschaften teilen. Er legt ihr Bewunderungsverse für Goethe in den Mund: 'Hätt' ich in meinem fünfzehnten Jahr So einen Menschen erblikt, Ich fürcht, er hätte mir ganz und gar Den Kopf verrückt'.[102] Sie verehrt Gleim wie einen Apostel Gottes und meint, sie werde noch eins so lange leben, wenn er nach Weimar übersiedelte, bedauert darum auch die Vereitelung seines angesagten Besuches.[103] Sie tut sich etwas darauf zugute, daß sie den Schwiegerenkel Reinhold zu schätzen weiß, und dankt den Ehepaaren Professor Griesbach und Schütz in Jena für die Freundschaft zu ihren Enkeln.[104] Es ist bezeichnend, wie sie im Brief an des Philosophen Frau unwillkürlich etwas spekulierend schreibt: 'das gibt . . . unßerem Geist . . . einen unendlichen Vorzug, die Krafft zu dencken, sich von einem Orth zu anderen, freilich nur in der Imagination zu versetzen, für mich ist es schon eine wahre Seeligkeit, wenn ich mich kan bey Tag und nacht in mein geliebtes Jena auch beym Donner Weter versetzen, yetzund mach den Schluß wie wird es nicht meiner Groß Mamma zu muthe sein, wenn Sie sich in die Oberen

Chöre schwingt, zu den Geistern der Vollkomenen Gerechten .... was hab ich nicht vor eine angenehme Belustigung, wann ich an meinen Schwerfälligen außgenutzten Cörper dencke, der als ein Weizen Korn in der Erden verfault, und als ein neues Weizen Körnlein an jenem Tag hervortrit, ähnlich dem verklärten Leib Jesu Christi ... und ich (und) meine Kinder alda einen spaziergang thun, ich kan mich mit diesen Ideen vortrefflich unterhalten.'[105]

Das ist eine Probe für die Phantasie, die der Sohn an der Mutter hervorgehoben hat; und zugleich eine für ihre Schreibart, die lebhafte Sprechweise ist, wie auch in dem gereimten Schluß: an 'Groß und klein, viel Grüß, und wer es gern hat Küß'. In einem Briefe an Gleims Nichte nennt sie sich 'schlechte schreiberin'[106] und meint damit kaum die den zeitgenössischen Frauen üblichen Mängel der Rechtschreibung, die sich oft an die schwäbische Aussprache hält, und kann noch weniger meinen die kräftige Schriftform, sondern wohl die Satzbildung und Ordnung, die etwas ungeduldig Forteilendes an sich hat; ihr Schreiben ist wie mündliches Unterhalten; ihre Lebendigkeit hätte sich Regeln nicht gefügt, auch wenn sie Vielleserin gewesen wäre.

'Ich arme Sünderin und schlechte schreiberin', schreibt sie in lustiger Zusammenstellung. Aber ernstlich beherrscht Geistliches jede ihrer Äußerungen, wie ja auch die Vorstellung, in Gedanken die Enkelin in Jena zu besuchen, die des Eintritts ins Himmelreich weckte. Sie war gläubig durchaus, hatte pietistische Grundsätze und war darum ganz untröstlich, daß der Sohn durch den Unglauben, den sie bei ihm wahrnahm, zur Hölle fahren sollte, kränkte sich oft über seine Ketzereien. Es fehlte nicht an Gelegenheit, ihn an sein Seelenheil zu erinnern, wobei es dann — bei dem verwandten Temperament beider — Stürme setzte; am Ende schwiegen beide über diesen Punkt.[107] Aus kirchlichem Sinne bemühte sie sich viele Wochen um eine authentische Nachricht von der vorgeblichen Kelchvergiftung in Zürich, und der Sohn mußte Lavater um Bericht bitten.[108] Besonders bezeichnend für ihre religiöse Gesinnung ist ein an die zweite Gattin ihres jüngsten Bruders, des Arztes Jodokus Kück in Hamburg, gerichteter Brief.[109] Sie nimmt nicht engherzigen Anstoß daran, daß die Empfängerin Mennonitin

war, sie dankt ihr rückhaltlos für Predigten des Reinhard Rahusen, eines Hamburgers, der seit 1785 in Altona die Mennonitengemeinde leitete.[110] Der Brief lautet:

'Hoch Geschätzthe Aller Liebste Frau Schwester

Was haben Sie mir nicht, vor ein Angenehmes präsent gemacht, und was vor eine Freud, deren bleibenden nutzen, ich in die Seelige Ewigkeit mit nehmen kan. Ihr Herr Vetter ist ein vortrefflicher Mann, Sie sind meine Beste, reht glücklich, daß Sie die Woche wenigstens ein mal, in seinem Liebe vollen Umgang sich ergötzen könen. mir ist dieses Glück nicht beschieden, sondern auf die Ewigkeit erspart, desto mehr aber dancke ich in Demuth der gnädigen Leitung unßers guten Gottes, daß ich die angenehme Tage noch erlebt, auß der Ferne wo von ich keine Vermuthung haben könte, in eine so vor mich an gemeßene Bekantschafft zu tretten. Liebste Frau Schwester, in diesen Predigten finde ich eine wahrhaffte Seelen speiße vor mich, ich will es mir in der kurtzen Zait, wo ich noch zu leben hab, recht zu nutzen machen, bey mir ist der Gebrauch nicht, wann ich was gelesen hab, daß ich es hin leg, es müste dann vor mich nicht Taugen, ich bedien mich immer des besten, so mach ich es mit meinen auß erleßenen Büchern ich will von Klopstock sagen, ich habe die 5. erste Gesang offt gelesen biß ich es nach und nach verstanden hab, ich habe offt gedacht, was wilt du dir so viel Müh machen, die erhabene Stellen aber und auß drücke, haten imer einen reitz auf mich, ich such imer nur das (h)er auß wo der gute Geist Gottes Gelegenheit findt mir meinen Heyland zu verklären, und in der Mesiade finde ich gar viele Gelegenheit, unßerer Mutter Eva, Gebet vor ihre Kinder[111], zum Muster zu wählen, außerlesene Vorstellungen gibt es die Menge, so sind mir auch seine Geistliche Lieder, so lebendig und Kräfftig eine Persohn die so schreiben kann, dencke nicht möglich zu sein daß Sie solte zu rück bleiben, Jungs nachtgedancken[112], habe vor etlichen 30. Jahren gelesen, und mir unterschiedliche Gedancken poetiche auß geschrieben, die Sache selbst war mir zu ernsthafft und zu Traurig, und ie näher ich zum Grab kom, ie freudiger ich mir alles vorstell, besonders wann ich nach der Auferstehung, des 4 mal, in der heiligen schriefft, versprochenen neuem

Himmels, und neuen Erde[113] erinere, die nicht leer sein wird, weil die Creatur seufzt, nach der herlichen Freyheit der Kinder Gottes, und wir da in einem spatzirgang, einander an treffen, Liebe Frau Schwester, ich weiß Sie häten nichts da gegen, (da wird deiner frommen Menge, ein Hertz eine Seele sein[114]) in deßen heißt es bey mir, Ist die Stunde des Todes ungewieß? Steh, wie ein Wächter, gantz Auge, ganz Ohr, ganz Erwartung des komenden Freundes? Wache. sey starck? gib auf den Zeiger deines Lebens sehr acht. Thorheit nur schlägt immer 6. wenn Natur schon Zwölfe schlegt. wan meine Theureste Frau Schwester gelegenheit haben, so Empfehlen Sie mich zu Gebet und Liebe unßeren unschätzbaren Rahußen, der Herr stärcke seine Geist und Leibes Kräffte, damit er noch viele Jahr seiner Lieben Gemein im großen Segen möge vorstehen, ich Empfind es an meinem Hertzen, wie er von Gott auß gerüstet ist, ein Apostolischer Lehrer zu sein, so rein, so deutlich, ein angenehmer Stilus, wann wir ein Dutzend solche Lehrer häten, hoffte ich, es müste bald anders auß sehen, der Herr lasse die Zeit bald kommen, zu einerley Glauben und Erkentnüß des Sohnes Gottes, mein Glaub, ist in dem gantzen Buch auß gedrückt, mit Simeon, meine Augen, haben deine Seligkeit gesehen[115], Amen. Halleluia . . . . .[116]

Weymar d. 5. Juny 86. ihre alte . . . . Schwester und Dienerin
R: C: Wielandin

Der Brief beweist wie der an Sophie Reinhold die Bibelfestigkeit der Frau Senior und zeigt eine heitere Frömmigkeit, die von Gott nur Gutes erwartet und finstere Sündenangst flieht. Er dient auch als Zeugnis für ihre Stellung zur Literatur. Nicht die Dichter genießt sie in Klopstock und Young, der christliche Inhalt leitet sie zu ihnen. Zu derselben Stelle Klopstocks kehrt ihr Muttergefühl zurück, als sie ihr Testament, an die weltliche Fürsorge die geistliche knüpfend, mit den Worten schließt: 'übrigens dancke ich meinem Liebsten Sohn, und besten Frau Tochter, hertzinnigst vor die viele Liebe und gutes So Sie mich in meinigem 16. Jährigen auffenthalt haben genüssen lassen, und in allen fällen meinen witibstand erleichtert, der Segen des Vaters, und der Mutter, ruhe auf Inen und meinen L. Encklen, von

Kind zu Kinds Kind, in Zeit und Ewigkeit, mein Glaubiger wun(ſ)ch, Bodmers alter zu erreichen, iſt auch eine verheißung des 4. Gebots Amen, mein Gebet, vor meine Kinder, iſt zu leſen in Klop. Meſ. unter unßerer Mutter Eva Vnd ada(m)s Gebeten. im 10. Geſang 316. biß — 323.'[117]

Noch in ihrem 71. Jahre befand ſich Regina Katharina beſſer als jemals[118], im November 1789 erkrankte ſie; wenige Tage ausgenommen war ihr Zuſtand immer ſehr leidlich, eine Art von ziemlich gutartiger Kindheit; Entkräftung war die Haupturſache der Krankheit und des Todes, der nach einem Lager von fünf Wochen am dritten Weihnachtstage eintrat. 'Ihr Glaube machte ſie ſelig — ſie hatte faſt immer wonnevolle Träume und Erſcheinungen und ſehnte ſich ſehr nach dem Augenblick, den ſie mit der lebhafteſten Gewißheit als den Übergang in ein höchſt glückliches Leben betrachtete — eine Gewißheit, die auch in ihren Geſichtszügen, als ſie todt war, ſich auszudrücken ſchien.'[119] —

Frau Regina Katharina gleicht dem Gatten; Religion war für die Pfarrerin Bedürfnis wie für ihn Beruf; ihre Wahrhaftigkeit iſt ſeine Rechtlichkeit; ſeine Väterlichkeit iſt ſtrenger erziehlich und mehr gehalten als ihr Muttertum, aber nicht weniger warm; ſein Kirchendienſt iſt gewiſſenhaft genau wie ihre Wirtſchaftlichkeit. Er ſcheut nicht die ſchroffſte Abfertigung des Rechtswidrigen, ſie verdammt Unſittiges nicht wähleriſch im Wort; er bewahrt auch gegen den Beleidiger Ruhe, ſie weiß ihren Verdruß zu beherrſchen. Bei aller faſt erſtaunlichen Übereinſtimmung unterſcheidet die Eltern gründlich die überſprudelnde Lebendigkeit der Mutter, die unbeirrbare Würde des Vaters. Da am meiſten mag das Paar an Goethes Eltern erinnern: neben dem lehrhaften Mann die bewegliche, verwöhnende Mutter.

Und Martin ſtand zu ihnen ungefähr ſo wie Wolfgang zu den Seinen. Nur daß ſie ſeiner Entwicklung nicht folgten wie dieſe; dafür iſt kein Zeugnis überliefert. Für den Senior ſcheint die Dichtwelt mit dem 'Irdiſchen Vergnügen in Gott' beſchloſſen, für die jüngere Frau mit dem Meſſias; verborgen blieb ihrem engen Daſein, was ſich abſeits der Kirche hielt. Doch hat der Eltern Liebe, dem

Tode nahe noch segnend, auch den Schmerz um den Weltsinn des Sohnes überwunden, der, wie noch der Agathodämon lehrt, nicht irreligiös war.

Der Dichter war so beweglich-ungeduldig wie die Mutter, reizbarer und heftiger als beide Eltern. Die Phantasie des gleich den Eltern Häuslichen begab sich so gerne in ein wonnevolles Idealland wie die Mutter in das himmlische Reich. Die Heilsordnung, über die er, auch in Versen lehrhaft, predigte, war eine andere als die des Vaters, sie hatte irdische Liebe zum Inhalt, die ihm doch im rechten Verstande der geistigen nicht entgegen war. —

Das Dreigenerationengesetz spiegelt sich auch in Wielands Familie ab: hinter die Großeltern zurück reichen nur Namen und Zahlen ohne persönlichen Inhalt. Der herzogliche Hofrat brüstet sich mit der Herkunft aus knorrigem Bauerntum, der Abstammung von bürgerlichen Wahlbeamten eines freien reichsstädtischen Gebietes; bei allem Spott über die Wichtigkeit des Unwichtigen in der kleinen Republik, bei aller einsichtigen Klage über die unselige Zersplitterung des Reichs in solche Städtchenstaaten legt er doch Wert auf das Bekenntnis, daß seine weltbürgerliche Bildung in der selbstherrlichen Scholle der Familie wurzelt.

Belege und Beigaben

Die Absicht abwägender Sammlung der zuverlässigen Überlieferung erhellt aus den für jedes Teilchen erbrachten Nachweisen ihrer Grundlagen.

[1] Teutscher Merkur 1800 1, 265. [2] Böttiger erweist sich in dem, was er über Wieland aufzeichnet, zuverlässig. Irrtümer des Erzählers, Versehen des Aufschreibers laufen natürlich unter. Die in der öffentlichen Bibliothek in Dresden bewahrte Handschrift enthält Stellen, die Böttigers Sohn bei den Veröffentlichungen: Literarische Zustände und Zeitgenossen Leipzig 1838 = LZuZ. und in Raumers Historischem Taschenbuch Bd. 10 1839 = RhT. überging, auch gelegentlich modelte. So ist die oben mitgeteilte Stelle ausgefallen LZuZ. 1, 210 und etwas schriftdeutsch zugerichtet RhT. S. 373 f., weil ihm der Ausdruck Karlefinken (vielleicht = englisch carle grober Mensch und Fink wie in Schmutzfinke) ungeläufig war. [3] So beschreibt Hnr. Habbicht, Die Vorfahren und Nachkommen sowie das Wappen des Dichters Chr. M. Wieland, Monatsschrift des 'Roland', Archiv 8. Jhrgg. Juni 1908 Papiermühle S.-A. Nr. 12 S. 177 ff. Nach Hnr. Werner, Chr. M. Wieland, seine Abstammung und seine Familienverbindungen, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1913 N. F. XXII S. 113 (in weiteren Anführungen = Werner) ist das Wappen auch be-

handelt in Vierteljahrschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde Bd. 34 S. 280 f. — In Pregitzer, Gottgeheiligte Poesie 1730 Vorrede heißt es, Paulus Melissus habe als Comes sacri Palatii den Wielandischen pergamentenen Wappenbrief 1595 erneuert; es wird dazu ein lateinisches Gedicht des Schede-Melissus abgedruckt, dessen Text ich K. Bohnenberger in Tübingen verdanke; es feiert den Weih als Wappentier, betrifft also nicht die Biberacher Familie; die dazugehörige Pfarrfamilie ist bei Pregitzer in Vaihingen, Pforzheim usw. angesiedelt. Das Schwäbische Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1777, 4. Jhrgg., 2. Stück, Stuttgart, hat S. 109 f. Pregitzers Mitteilung irrig mit Chr. Martin in Verbindung gebracht. [4] Wir besitzen zwei autobiographische Briefe Wielands: Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich, von dem Schwiegersohn Hnr. Geßner herausgegeben = A. Br. 1, 45 ff. vom 6. März 1752 und 3, 379 ff. vom 28. Dezember 1787; 3, 380 f. steht die oben erwähnte Nachricht. [5] Der Großoheim Sebastian Martin war Zögling des Altdorfer Gymnasiums, 1675 an der Universität Altdorf, 1678 in Tübingen immatrikuliert. In Altdorf hatte auch sein älterer Bruder Jhn. Wolfgang studiert, wie Glieder der in Wielands Familie eingeheirateten Gaupp. E. v. Steinmeyer, Die Matrikel der Universität Altdorf, Würzburg 1912, 2, 620. 221. [6] A. Br. 1, 334. [7] Eberhard E. v. Georgii-Georgenau, Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben, Stuttgart 1879 S. 1095 ff. E. v. Steinmeyer machte mich darauf aufmerksam. Die Landesbibliothek Stuttgart teilt mir mit, daß auch ein Israel Wieland 1543—1633 erwähnt wird, der Sohn eines Pfarrers und Superintendenten in Giglingen, der an verschiedenen Orten Pfarrer war und als Gelehrter in Tübingen starb; dieser ist beachtenswert, weil er eine Biberacherin Sophie Franck geheiratet hat. [8] Siehe Anmerkung 3. Woher Habbicht das Datum 1560 hat, sagt er nicht. Reute, Bestandteil des Rittergutes Mittel-Biberach, liegt 1 1/8 Stunden südwestlich der Stadt: Memminger, Beschreibung des Oberamts Biberach, Stuttgart und Tübingen 1837 S. 160. [9] Siehe Anmerkung 3. Das Schema in: Familiengeschichtliche Blätter, Leipzig 1913, Jhrgg. 11 Heft 1. [10] Werner S. 228; zu dessen gekürzten Nachrichten hat mir der hingebende Gründer und erfolgreiche Leiter des Wieland-Museums in Biberach a. R., Reinhold Schelle in stets bewiesener Hilfsbereitschaft Ergänzungen aus Mitteilungen des Pfarrers Hader in Reute gegeben. [11] Handschriftlicher Brief vom 30. Dezember 1789 in Hamburger Privatbesitz. [12] Werner S. 234. 243. [13] R. Martin Schiefer, Jhn. Seb. Wielands Leben und Werke, Leipzig 1892 S. 14. Der in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, Leipzig 1743 Bd. 4 S. 47 ff. zum Doktorat der Philosophie angesungene Gottlieb Wieland ist mir unbekannt. [14] 68 SS. kl. 4°. Bibliothek Gotha Nr. 20 eines Sammelbandes Th. 4 p. 734. Werners Annahme S. 227, daß Martin Wieland auch das Lied der Christen Herrlichkeit zuzuschreiben sei, dürfte auf Irrtum beruhen; Pregitzers Anmerkung dazu sagt: 'So beschreibet das thätige Christenthum der Seel. Herr D. Reuchlin und rühmet den Christlichen Tugend-Fleiß des Herrn Martin Wielands, damahl SS. Theol. Studiosi' usw., der unter dem praesidio Reuchlini eine Dissertatio de Dignitate Christianorum defendiert habe. Darnach wird das Lied zu Ehren Wielands von Reuchlin verfaßt sein. [15] Fr. Braun, Zur Geschichte des Pietismus in Biberach, Blätter für

württembergische Kirchengeschichte, Beilage zum Evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg, Stuttgart 20. Juli 1889, Jhrgg. 4 Nr. 7 S. 52ff. [16] Jhn. Wolfgang Jäger, Professor der Theologie und seit 1705 Kanzler der Universität Tübingen, orthodoxer Schriftsteller. Jhn. Wlh. Petersen war 1673 in Gießen Dozent, hielt sich dann bei Spener auf, verwickelte sich in theologischen Zank, reiste in Süddeutschland. [17] Werner S. 227. [18] RhT. S. 374. [19] Springer, Die Beziehungen des Dichters Chr. M. Wieland zu Biberach während seiner Studienzeit, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1912 N. F. XXI S. 240. Über Jhn. Jakob Brechter s. Luz, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach S. 336. Ofterdinger, Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz, Heilbronn 1877 S. 180ff. 196f. Beyträge zur Lebensgeschichte des Schauspieldirektor Abbt's, Frankfurt u. Leipzig 1784 S. 15ff. Ersch u. Gruber, Encyclopädie 12, 324f. [20] Werke, Ausgabe der Preußischen Akademie, Berlin 1916 4, 474ff. [21] Der Bruder Thomas Adam ist 1735 geboren, heiratete in eine Kunstglasmalerfamilie Biberachs, starb nach 'vierzehnjähriger Engbrüstigkeit' 1764. P. Beck hat über ihn gehandelt im Diöcesanarchiv von Schwaben 1897, Jhrgg. 15 Nr. 12 S. 178f. Vgl. A. Br. 2, 234. Neue Briefe Chr. M. Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche, hg. von R. Hassencamp, Stuttgart 1894 (= Hassencamp) S. 51. Mitteilungen von R. Schelle ergänzen die Nachrichten. Thomas Adam war auch Kupferstecher. Erhalten hat sich die Kupferplatte zu dem Bild des Seniors Jhn. Gg. Zell in Biberach 'Thomas Adam Wieland Biberacensis delin. sculps. et excudit ao. 1764'; ein sehr sauber gezeichneter, mit 72 Ortsangaben versehener Kupferstich der Reichsstadt; Neue Zeichnungen für angehende Goldarbeiter, Titel u. 4 Bll. quer fol., Augsburg, Gottfr. Böck 1762 (nach dem Antiquar.-Kat. VII Nr. 1290 Jacques Rosenthal in München enthält das Werk 'herrliche Vorlagen für Goldarbeiter und Juweliere', Entwürfe zu Pendeloques, Ringen, Nadeln, Broschen); endlich ein Kupferstich zum Gesangbuch von 1763: David mit Harfe von musizierenden Personen umgeben, unten Ansicht der Stadt Biberach: 'T. A. Wieland del. et sc. Biberaci'. Der Dichter war nicht immer gut auf den Bruder zu sprechen; zwar hat er ihn 1751 seiner Mutter empfohlen (C. M. Wieland's Briefe an Sophie von La Roche, hg. von Fr. Horn, Berlin 1820 (= Horn) S. 4), aber von ihm muß Bodmer erfahren haben, was er 28. Februar 1755 an Pfarrer Heß schreibt, sein Bruder könne mehr verbrauchen als verdienen; 1763 nennt er ihn der La Roche gegenüber indigne frère. Der 'unvermuthete Hingang alterierte' ihn sehr, so daß er, wohl mehr vor Schreck als vor Schmerz fiebernd, vom Leichenbegängnis 'dispensiert' blieb. Jedenfalls war der Goldschmied eine Künstlernatur. [22] A. Br. 1, 47. Seuffert und Weizsäcker, Vorträge gehalten bei der Wieland-Feier in Biberach a./Riß, Biberach 1907 S. 25. [23] RhT. S. 374. [24] Werner S. 222. Nach dem Repertorium des Kirchenpflege-Archivs Biberach Kasten 2 Fach 13 Fasz. 8 fol. 261 und Fach 16 Fasz. 4 fol. 273 erwarb der Bürgermeister 1655 die Reiterwiese und 1679 die dabei liegende untere Mühle gen. Kachelmühle zu Birkendorf, 1/4 Stunde nördlich von Biberach (Memminger a. a. O. S. 112f.) — In die 1896 neu erbaute Mauer des evangelischen Friedhofs in Biberach ist sein Grabdenkmal mit Wappen eingefügt, die lateinische Inschrift ist arg zerstört.

Seine Denktafel in der evangelischen Friedhofkirche nennt ihn, seine 3 Frauen und 11 Kinder; darunter stehen deutsche Verse auf ein ungetauft gestorbenes Kind und drei Strophen allgemeinen Erbauungsinhalts ohne persönliche Ergiebigkeit. (Mitteilungen durch R. Schelle mir zugänglich gemacht.) [25] Werner S. 221. RhT. S. 374f. [26] A. Br. 3, 381. 1, 334. [27] Gabriel Schweder, seit 1681 Professor des Staats- und Lehenrechtes in Tübingen, gestorben 1735. [28] Das 'den einen' klingt, als ob sie nur zwei Söhne gehabt hätte; zwei sind jung gestorben, aber der Vater soll doch je zwei zum Studium geschickt haben RhT. S. 374; Werner S. 221. [29] Gamaliel = Lehrer des Saulus. Professor Paul Anton lehrte seit 1695, August Hermann Francke seit 1692, Joachim Lange seit 1709 in Halle. — Gruber, Wielands Leben 1827 1, 6f. läßt den Vater Matthäus heißen und am 5. April 1717 immatrikuliert sein; da war Thomas Adam 13 Jahre alt. Nach Philipp Strauchs Feststellung wurde Thomas Adamus Wielandus, stud. theol., Suevus vielmehr am 26. September 1721 in Halle immatrikuliert. Da er vorher in Tübingen Jurist gewesen, begann sein Studium früh; so hat auch der Sohn dann die Universität jung bezogen. [30] LZuZ. 1, 162. Als Beweis dafür führt Böttiger in einer ungedruckten Stelle an, daß er dem Predigtamtsbewerber Brechter (s. Anm. 19) seine Stimme gegeben, obwohl er nicht ganz gleichförmig mit ihm dachte, und ein Jahr lang alle Insinuationen und Drohungen der drei übrigen Schwarzröcke, seine Stimme zu ändern, mutig zurückwies. [31] LZuZ. 1, 259. [32] LZuZ. 1, 162. RhT. S. 387. A. Br. 1, 48. [33] Die Betrachtungen über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen und damit verknüpften Wahrheiten erschienen Berlin 1731—1741. Vgl. LZuZ. 1, 163. [34] Böttiger RhT. S. 376 berichtet: Schneiders philosophisches Lexikon. Das kann ich nicht auffinden, bekannt ist mir nur Jhn. Gg. Walch, Philosophisches Lexikon, darinne die in allen Theilen der Philosophie vorkommenden Materien und Kunstwörter erkläret werden, Leipzig, Gleditsch 1726, in Neuauflagen 1733, 1740 u. ö. Allerdings ist das, was Wieland im Lexikon gelesen haben will, hier 1740 Sp. 2865ff. 2887ff. nur knapp vorgebracht. Vielleicht verwechselte Wieland den Verfassernamen dieses Lexikons mit dem Daniel Schneider, der ein Allgemeines Biblisches Lexikon, Frankfurt a. M. 1729—1731 herausgegeben hat; oder er dachte an Jhn. Friedemann Schneider, Fundamenta Philosophiae rationalis, Halle 1737. [35] RhT. S. 376. 378f. LZuZ. 1, 186 (199). [36] A. Br. 1, 334. [37] 1675 u. o. Goedeke 3, 190. [38] RhT. S. 376. Jhn. Jakob Rambach d. ä. war von Halle ausgegangen und dahin 1723 zurückgekehrt; seine Betrachtungen über das ganze Leiden Christi sind aus fünf Einzelschriften gesammelt Jena 1730/31 erschienen. [39] RhT. S. 376. LZuZ. 1, 246. 175. [40] Hassencamp S. 111f. [41] Ebenda S. 111. [42] Die Bewerbungsakten hat der um die Aufhellung der Biberacher Zeit Wielands mehrfach verdiente E. Springer veröffentlicht, s. Anm. 19. An einer von ihm ausgelassenen Stelle des Gesuches vom 8. Januar 1754 stellt der Vater seine Benachteiligung dem Gewissen des Administrators zur Verantwortung anheim und ersucht ihn, sich vor Gott zu prüfen, warum man gegen Auswärtige immer so vorteilhaft gestimmt sei, daß er das Nachsehen habe; er hoffe, daß ihm, bei seiner 'unüberwindlichen Unwissenheit' das unbefugte Vorlaufen des Pfarrers Cammerer um so weniger schaden werde, als dessen unverschämtes Ge-

such mit offenbarer Ungerechtigkeit verbunden sei. [43] 1. Makkabäer 14. Hassencamp S. 112. [44] Luz, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach, Biberach 1876 S. 336, überliefert, daß Thomas Adam zum Jubiläum der Gottesackerkirche über 1. Mose 28, 17 (Wie heilig ist diese Stätte: Hie ist nichts anders als Gottes Haus, und hie ist die Pforte des Himmels) predigte und zum Hubertsburger Frieden über Psalm 85, 10. 11 (Doch ist ja seine Hilfe nahe denen, die ihn fürchten, daß in unserm Lande Ehre wohne, daß Güte und Treue einander begegnen; Gerechtigkeit und Friede sich küssen). [45] Vorbericht zur Natur der Dinge 1798. Werke I. H. Suppl. Bd. 1 und nach ungedruckten Berichten Böttigers. [46] RhT S. 375. A. Br. 3, 381. [47] RhT. S. 379. A. Br. 3, 381. [48] A. Br. 1, 46 3, 381. RhT. S. 379. 381. [49] A. Br. 1, 49. 3, 382. LZuZ. 1, 162. Man vergleiche: 'Man schickte mich nach Kloster Berge' A. Br. 1, 48, 'ich kam nach Erfurt' 1, 49, 'ich hielt mich, anstatt nach Hause zu reisen, wie ich sollte, ein Jahr zu Erfurt auf' 3, 382, 'Ich mußte nach Hause' 1, 50, ich ging nach Tübingen, 'um, wie mir befohlen war, jura zu lernen' 1, 50; so wird deutlich, was gemäß, was entgegen der Anordnung des Vaters geschah. — Über Dr. Jhn. Jod. Kück — so schreibt auch Wielands Mutter ihren Geburtsnamen — handelt Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller Bd. 4. Wieland hat noch später mit ihm Verbindung, dankt ihm 22. Januar 1766 für ein 'allzu kostbares' Hochzeitsgeschenk. Kücks Frau kann keine Tochter des Professors Baumer sein, da dieser erst 1719 geboren ist; aber verwandt mit ihm dürfte sie sein, da eine andere Versippung zwischen der Familie Wieland und dem 'Vetter Baumer' mir nicht bekannt ist; nahe war sie nicht: 1787 wußte Wieland nicht, ob der nach Gießen Berufene noch lebe (A. Br. 3, 382); Baumer ist 1788 gestorben. Die gründlichsten Nachrichten über ihn fand ich handschriftlich, wohl von Hnr. August Erhard verfaßt, im Magistratsarchiv Erfurt VI 10 AB. Der Franke war 1739 in Halle als Theologe immatrikuliert worden, studierte dann in Jena, war 1742—1746 Pfarrer, lernte darnach in Halle Medizin, wurde 1748 Dr. med., hielt seit November 1748 Vorlesungen über Philosophie und lateinischen Stil in Erfurt, nahm junge Studierende in Pension, wurde 1752 Professor in der philosophischen, 1754 in der medizinischen Fakultät, 1755 Professor der Physik, 1757 der praxeos clinicae usw. Aus dem Schriftenverzeichnis nenne ich die ersten Nummern, weil sie darüber Aufschluß geben werden, wie Wieland von ihm unterwiesen wurde: Dissertatio de Justitia divina, Jena 1741. Dissertatio inauguralis de Hämoptoë, Halae 1748. Dissertatio de nexu rerum hypothetice necessario libertatem moralem non auferente, Erfurt 1749 (Habilitationsschrift). Vollständige lateinische Sprachkunst nach wissenschaftlicher Lehrart abgehandelt, Erfurt 1749. Fundamenta psychologico-logica, Erfurt 1752. Programma de ratione qua philosophiae studia ingredimur, Erfurt 1752. Dann folgen physikalische, medizinische, mineralogische Schriften in langer Reihe. Vgl. RhT. S. 387 f. Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland hg. von Ludwig Wieland, Wien 1815, 1, 200. [50] LZuZ. 1, 246. [51] Springer a. a. O. S. 232. [52] Horn S. 2. Werner S. 247 f. [53] Springer a. a. O. S. 232. A. Br. 1, 50. 64. 334 f. [54] A. Br. 1, 7. 45. 50. 51. 65. 71. [55] LZuZ. 1, 217. A. Br. 1, 51. 82. Morgenblatt, Stuttgart 1839, Nr. 96 S. 382.

[56] Springer a. a. O. S. 240. Seuffert, Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter Euphorion 1897 3. Ergänzungsheft S. 86. Über Faber siehe Euphorion 14, 23 ff. [57] Springer a. a. O. S. 235. 236. 238. 239. A. Br. 1, 130. [58] A. Br. 1, 94. Breitingers Entgegnung gegen Maria Huber, Lettres sur la Religion essentielle à l'homme 1738 und 1739 ist Zürich 1741 erschienen. [59] Euphorion 3. Ergänzungsheft S. 86 ff. A. Br. 1, 130 f. Die im Euphorion und bei Springer a. a. O. gedruckten Schriftstücke sind die einzigen mir bekannten Schreiben von des Pfarrers Hand. [60] A. Br. 2, 136. [61] A. Br. 2, 136—138. Hr. v. B. ist der Stadtammann Jhn. Frdr. v. Bibern oder der Kapellenpfleger Gg. Frdr. Gutermann v. Bibern. Auf der Bank der Adeligen saßen auch die Graduierten und Litterati. [62] Hassencamp S. 73. [63] LZuZ. 1, 175. [64] Hassencamp S. 111. [65] In Biberach und Erfurt, nach Werner S. 226 auch in Weimar lebte eine Katharina Floriane Wieland aus der Augsburger Seitenlinie bei Wieland. Hassencamp S. 26. 125. 181. 199 nennt eine Floriane als alte Köchin im Hause. Von ihr haben sich in der Dresdener Bibliothek 2 Briefe aus Eßlingen 3. März 1787 und o. O. u. J., ungefähr aus der gleichen Zeit, erhalten. Anrede: 'Wohlgebohrner insonders hochzuverehrender Herr Hofrath.' Sie wolle mit dem Wechsel, der ihm Scherereі mache, warten, bittet aber um den Zins. Dann dankt sie für eine Sendung von 36 fl. 30 kr., sie habe einen Riß in die Obligation gemacht. Grüße an die Frau 'Siniohrin', sie solle aber keinen Brief mehr schreiben wie den letzten, den sie ihr vergeben habe. Sehnsucht nach Sophie Reinhold, die sie vor 20 Jahren in der Kanzlei auf ihr Bett genommen habe. Aus einem Briefe einer J. A. Wieland, Eßlingen 26. Oktober 1789 an Wieland, ebenda erhalten, geht hervor, daß der Hofrat der inzwischen verstorbenen Schwester Floriane noch 300 fl. schulde; er stehe zwar nicht im Testament, sie habe aber gesagt, Wieland solle davon 200 fl. behalten, 50 fl. an Geißels Töchterlein — Geißel war Wielands Diener, Floriane hatte ihn im ersten Briefe grüßen lassen — und 50 fl. an eine, deren Namen sie vergessen habe, geben. Wieland solle die 300 fl. behalten, aber der Schreiberin lebenslänglich den Zins davon zuwenden. [66] Denkwürdige Briefe S. 249. 251. [67] Es ist außer dem kargen Bruchstück in einem Bittgesuch des Vaters, Springer S. 239, der einzige Brief an den Vater, der bisher gefunden wurde. Er ist nur in einer Abschrift Rings in dessen Karlsruher Nachlaß Misc. I 53a erhalten, aus der Erich Schmidt mir Abschrift gab. [68] Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 402 habe ich den Druckfehler 29. statt 20. September 1772 übersehen; er ließ sich aus den Anmerkungen berichtigen. [69] Morgenblatt, Stuttgart 1862 56, 223 f. [70] Denkwürdige Briefe 1, 305. [71] Werner S. 219. 238 ff. [72] Aufbewahrt im Wieland-Museum. [73] Mitteilung R. Schelles. [74] Werke, Ausg. d. preuß. Akademie 1, 2 f. [75] A. Br. 1, 333 f. [76] Aufbewahrt im Wieland-Museum. Warum der Streit Cramerischer Prozeß heißt, weiß ich nicht. Der 'Großvater' Major ist der Vater der Schreiberin Regina Katharina. Der Vertreter Daiser ist als des Majors Enkel ihr Neffe. Ein 'Schwager' des Dichters, 'Theiser' verschrieben, Amtmann in Vorderösterreich, sollte von Professor Meier die Exemplare der 'Natur der Dinge' für den ungenannten Verfasser empfangen (RhT. S. 390), ein Dr. jur. v. Daiser in Rottenburg a. N. Bodmers Antwort auf den 'Her-

mann' (A. Br. 1, 2). Diesen Dr. Franz v. Dayser zu Sylbach, österreichischen Registrator zu Rottenburg a. N., nennt Hartmann, Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1904 Nr. 11. 12 S. 180 Anm. 3. Dessen Frau hat an Wieland nach Tübingen einen schmeichelhaften Brief geschrieben und ihn zur Mitreise nach Biberach eingeladen. Einen 'Schwager' hatte der schwesternlose Wieland nicht; das Wort ist also im weiteren Sinne 'durch Heirat verwandt' gebraucht. Wie diese Daiser des Jahres 1751 (der vorderösterreichische kann übrigens nach Rottenburg gekommen, also beide identisch sein) mit dem 'jungen', 'reichen' Sachwalter in Wien zusammenhangen, ist zu vermuten. Wielands Mutter hatte 8 Geschwister; zu ihr mag ein Daiser richtiger Schwager, sein Sohn der Wiener sein. Dieser schickt am 3. Mai 1786 der 'Frau Tante' einen Auszug aus der Kickischen Prozeßangelegenheit (Handschrift aus dem Emminghausnachlaß in den Besitz von Max Morris gekommen) und schreibt am 12. Mai 1789 der 'Liebsten Frau Tante', mit dem 'leidigen Proceß' müsse er es aus gewissen Ursachen noch untätig abwarten (Handschrift in der öffentl. Bibliothek Dresden); er möchte die liebe Schwester seiner Mutter noch einmal sehen, könne aber nicht reisen, läßt den Brief durch einen Vetter seiner Frau überbringen, den er in einem Schreiben des gleichen Tages bei Wieland selbst als Herrn Herbert aus Klagenfurt einführt (ebenda erhalten). — Aus dem 'underricht' hebe ich, weil es Wielands Mutter kennzeichnet, noch weiter aus: 'mit der processgeschicht, werde ich meine L: Encklen nicht beschweren, sondern nur so viel sagen, daß zu letzt, bey dem Verglich (der Anno 46 geschehen ist), die Kinder erster Ehe (des Major Kick), die 1000 fl. so Sie für den Sohn (erster Ehe) Albrecht gefordert, sich bey dem Krameriſchen Capital nicht an weißen lassen, sondern die Mutter hat es müssen, von ihrem eigenen vermögen bezahlen, also gehört uns von rechts wegen, auch schon das Interesse, von denen 1000 fl.' Das Kapital sei 'laut dem Testament' 3150 fl., davon gehören dem Albrecht 1000 fl., dem schon 30 Jahre toten Sohne zweiter Ehe, also einem echten Bruder der Frau Senior, Daniel Christoph, 700 fl. und dem jüngsten lebenden Sohn Johann Jodokus, Dr. med. in Hamburg, der 7 Kinder habe, wieder 700 fl. Es bleibe also noch 750 fl. und das Interesse von den 1000 fl. als Rest, der in 8 Teile gehe, davon drei auf die Kinder erster Ehe, fünf auf die zweiter. Jodokus aber solle die 700 fl. nicht beziehen, weil er von der Mutter schon schadlos gehalten und ihm vom Vater testamentarisch 1000 fl. zum Studieren ausgesetzt waren, die aber nicht hinreichten, und weil er von der Mutter bei seiner Verheiratung (1748 mit der Erfurter Baumer) an Kleid, Leinwand, Betten, Geld und Geldeswert mehr empfangen als die 700 fl. Der Prozeß sei meist um des Jodokus willen geführt worden, die Mutter Kick habe alles verloren, nur die 1000 fl. seien dem Sohne (wohl das Studiengeld für Jodokus) zugesprochen worden. Aus dem Wiener Bericht sei zu ersehen, daß 'Anno 74. der Magistrat in Biberach um einen außspruch gebeten, und von 7000 fl. meldung gethan, das bey den öffentlichen Cassen gut angelegt sein soll'. Daiser wolle den Magistrat nicht erben (oder ist roben = rauben zu lesen?) lassen. Sie habe erklärt, daß sie sich zu keinem Groschen Unkosten verstehe, aber Daiser gebühre eine Belohnung, wann er sich der Sache treulich annimmt.

[77] Horn S. 4. [78] Hassencamp S. 121. [79] ZzuZ. 1, 212. 246. 175.

RHT. S. 376. A. Br. 1, 326. Über ihr Äußeres weiß ich nur, daß sie vom Sohne 1759 mehr mager als fett genannt wird (A. Br. 1, 326). Das Wieland-Museum bewahrt eine Silhouette aus dem Besitz des Hamburgers C. Sievers, dessen Mutter eine geborene Kück war und 1904 noch lebte; der Kopf ist auf einem nicht mit dem Bild verbundenen Blättchen von alter Hand als der der Frau Seniorin, der Mutter des Dichters bezeichnet. [80] LZuZ. 1, 175. [81] Stuttgarter Morgenblatt 1862 56, 224. [82] Seuffert, Wie Wieland seine erste Braut verlor, Neue Züricher Zeitung 1883 Nr. 265. 267; dazu Ergänzungen aus der Handschrift des Briefes an Bodmer, erhalten in der Stadtbibliothek Zürich. [83] Pröhle, Lessing Wieland Heinse, Berlin 1879 S. 237. 239 f. Das Frankfurter Goethemuseum besitzt einen ungedruckten Brief der Frau Senior an Gleminde vom 26. Februar 1776, der also den zwei gedruckten vorausliegt. Ich verdanke Dr. Hering eine Abschrift. Sie versichert, daß sich ihre Schwiegertochter auf das Wiedersehen der 'besten Freundin' freue, rühmt die Ehre, daß Gleim ihrer Enkelin Sophie ein liebevolles Brieflein geschickt habe, bittet um Flachsbesorgung. [84] J. G. Gruber, C. M. Wielands Leben, Neue Bearbeitung 1827 1, 5. [85] LZuZ. 1, 212. 233 f. Das Erlebnis mag noch für das Beinchenschlucken der Gulpenheh verwertet sein. [86] N. Züricher Zeitung 1883 Nr. 265. [87] Horn S. 3. 4. 2. [88] A. Br. 1, 116. 326. [89] RHT. S. 380. LZuZ. 1, 256 aus der Handschrift ergänzt. Ich glaube, die aus den Jahren 1795 und 1801 stammenden, also zweierlei Gesprächen nachgeschriebenen Aufzeichnungen Böttigers trotz der Ähnlichkeit ihres Inhalts nicht auf einen Vorgang zusammenlegen zu sollen, weil Wieland 1752 an Bodmer berichtet (A. Br. 1, 47): 'Ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mama nicht rettete.' Irrige Übertreibung ist nur, daß Böttiger in der handschriftlich überlieferten Stelle sagt, sie habe 'alle Knabenversuche von Wielands ersten Poetereien' nach Weimar mitgebracht. [90] Werke, Ausg. d. preuß. Akad. 1, 1—3. [91] siehe Anm. 76. [92] J. Hartmann, Ungedruckte Wielandbriefe, Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1904 Nr. 11. 12 S. 179 f. [93] Ebenda S. 108. A. Br. 1, 91. N. Züricher Zeitung 1883 Nr. 265. [94] A. Br. 2, 135. Archiv für Literaturgeschichte 13, 192. [95] Hartmann a. a. O. S. 180. [96] Hartmann a. a. O. S. 80. Horn S. 292. [97] Hassencamp S. 73. 80. [98] Ebenda S. 80. [99] Archiv für Literaturgeschichte 4, 310. Hassencamp S. 201. [100] Wieland und Reinhold hg. v. Robert Keil, Leipzig Berlin 1885 S. 77 ff. Pröhle a. a. O. S. 237. 239. [101] Stuttg. Morgenblatt 1862 56, 224. [102] Goethe-Jahrbuch 1888 9, 8. [103] Bertuch an Gleim 7. November 1774 handschriftlich. Pröhle a. a. O. S. 236 f. [104] Keil a. a. O. S. 77—79. [105] Ebenda S. 78. [106] Pröhle a. a. O. S. 240. [107] Hassencamp S. 57. LZuZ. 1, 211 f. und handschriftliche Ergänzung zu RHT. S. 379. [108] Archiv für Literaturgeschichte 4, 321. Vgl. Teutscher Merkur 1777 1, 264 ff. [109] Die Handschrift 3 SS. 4° ist aus dem Besitz des von Kommerzienrat Gustav Baur vorzüglich geleiteten Kunst- und Altertumsvereins in Biberach in das Wieland-Museum übergegangen. Auf der 4. Seite steht von anderer Hand: 'Dieser Brief ist von der Frau Seniorin Wieland die Mutter des Hofrath Wieland in Weimar geschrieben an meine Mutter Sara Kück geborne

Janßen.' Sara ist als zweite Frau des Jodokus erwähnt in Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller unter Kück. [110] R. Rahusen, Sammlung einiger Predigten und Reden bei feierlichen Gelegenheiten, als Taufe, Abendmahl, Hochzeit usw. in der Mennoniten-Gemeine gehalten. Bremen 1784. Rahusen scheint der Vetter der Sara Janßen-Kück gewesen zu sein. [111] Klopstock Messias 10. Gesang: Adam 'erhub in lautem Gebete die flehende Stimme ... Eva hatte mit ihm gebetet ... Also betet' Adam, mit ihm die Mutter der Menschen ... Meine zahllosen Kinder, für diese fleh ich dich, Herr, an!' usw. [112] Eduard Young, Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Aus dem Englischen von J. A. Ebert, Braunschweig u. Hildesheim 1751. Die Schrift war von starkem Einfluß auf den Sohn Wieland wie auf die meisten Zeitgenossen. [113] Offenbarung S. Johannis 21, 1; Jesaias 65, 17; 66, 22; 2. Petrus 3, 13. Die gleiche Bezugnahme findet sich im Briefe an Sophie Reinhold (Keil a. a. O. S. 78), wo auch die Vorstellung des himmlischen Spaziergangs mit den auf Erden Geliebten ausgesprochen ist. [114] Apostelgeschichte 4, 32. Auch für die folgenden Sätze wird der Bibel- und Gesangbuchkundige Bezüge wissen. Das sprichwortartige: Torheit nur schlägt immer sechs suchte ich vergebens in Wanders Lexikon. [115] Simeon: Lucas 2, 26 ff. [116] Der Schluß des Briefes befaßt sich mit einem Friedrich, für den die Eltern Kück gebetet haben, den Gott aus dem Verderben vom Weg der Sünder nach Weimar geführt habe; Jodokus solle sich nun trösten, vergeben, an Friedrich schreiben. Dieser dürfte als ein Sohn der ersten Ehe des Jodokus vermutet werden; er scheint verheiratet zu sein, von Reinhold als Schreiber beschäftigt zu werden. Aus einem Folioblatt im Nachlaß des Kanzlers v. Müller, von einer Wielands alter Hand ähnlichen beschrieben, ergibt sich, daß von mehreren Söhnen eines Hamburger Kaufmanns (!) Kick einer sich 1780–95 in Oberweimar und Blankenhain aufhielt; ob der Friedrich hiermit zusammenhängt? Unklar bleibt auch ein Brief des Jodokus an seinen 'oncle', den Hofrat Wieland, vom 18. August 1787 (Handschrift in Dresden, öffentl. Bibliothek), er schäme sich 'des leidigen Vorfalls mit dem Schmid' mehr als der, der ihn eigentlich zu seinem betrübten Dasein gebracht habe. [117] Bodmer starb 84½ Jahre alt; die Mutter Wielands 74½. — Der letzte Satz über Klopstock ist am Rande nachgetragen; darin noch einmal zu Zeilenbeginn vor 'Mutter' undeutlich nachgetragen: 'Un adas' oder 'adae'. Aus ihren Ziffern wird ersichtlich, daß die Seniorin die schöne Quartausgabe des Messias, Altona, Jhn. Dav. Ad. Eckhardt, benützte. [118] Horn S. 268, o. J., aber vor 1. Juli 1786 geschrieben. [119] Horn S. 292 f.

Armin Tille

Goethe im Garten

Ein Beitrag zur Frage nach der literarischen Zuverlässigkeit Johannes Falks

Als unmittelbar nach Goethes Tode des 1826 verstorbenen Falk nachgelassene Schrift „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" bei Brockhaus, der den Verlag am 5. Juni 1824 übernommen hatte, erschien, erregte sie berechtigtes Aufsehen, forderte aber hinsichtlich Gesamtauffassung und Einzelheiten die Kritik heraus. Die sachliche Richtigkeit der von Falk mitgeteilten Tatsachen ist seitdem vielfach umstritten worden, aber in neuerer Zeit, seit Kuno Francke's Bemerkungen in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte" 5. Bd. (1892) und namentlich seit dem Erscheinen der Schrift „Falk und Goethe" von Siegmar Schultze (Halle a. S. 1900), ist die Stimmung im ganzen zu Falks Gunsten umgeschlagen. Man bringt seitdem dem Inhalt seiner Erzählungen größeres Vertrauen entgegen, ist aber darüber einig, daß die Einkleidung und namentlich die Fassung bestimmter Äußerungen Goethes im wesentlichen subjektive Zugaben Falks sind. Der Leser mag selbst entscheiden, inwieweit die folgende Untersuchung diese Auffassung rechtfertigt. Ihren Gegenstand bildet der von Falk S. 199—206 mitgeteilte „Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe zum ersten Male gesehen".

Falks Hauptlebensarbeit bestand bekanntlich nicht in seiner literarischen Tätigkeit, sondern in der Fürsorge für verwahrloste und auf Abwege geratene Knaben, die er durch seine 1813 gegründete „Gesellschaft der Freunde in der Noth" zu brauchbaren Menschen zu erziehen hoffte. Die Geschäftsakten der Gesellschaft, deren Seele Falk war, liegen jetzt in mehr als 20 Foliobänden mit 6712 Nummern, deren jede mehrere Blätter, manche sogar recht umfangreiche Papiere enthält, im Staatsarchiv zu Weimar, und da sie zahlreiche Briefe all-

gemeiner Art einschließen, auch recht vieles nicht unmittelbar zur Sache Gehöriges wie Zeitungsblätter, Bilder, Gedichte, Berichte über interessante Vorgänge in der Welt, eingestreut ist, so bilden sie eine Fundgrube für den, der sich mit dem geistigen Leben seit den Befreiungskriegen beschäftigt. In diesen Akten, mitten unter Schriftstücken, die uns von dem mißratenen Sohne des Konzertmeisters A. Kiesewetter in Hannover erzählen, findet sich bei Nr. 5096 die Vorlage für den von Falk veröffentlichten Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, ohne daß eine andere Beziehung zu den umgebenden Papieren bestünde als die Gleichzeitigkeit: alle diese Papiere gehören in das Jahr 1822. Wer der Jüngling war, läßt sich ohne weiteres nicht sagen, da der „Brief" keine Unterschrift trägt, aber über seine Person erfahren wir aus dem zweiten von Falk nicht mit veröffentlichten Teile doch einiges. Wir haben es mit einem offenbar geistig nicht unbefähigten und für Literatur begeisterten jungen Menschen zu tun, der erst kurze Zeit in Weimar lebte — vielleicht als Schüler des Gymnasiums? — und der bei Falk gewissermaßen Privatunterricht in Literatur genoß, vor allem in Shakespeare eingeführt wurde, aber auch Niederschriften über die mit Falk gepflogenen Gespräche, gewissermaßen als deutsche Aufsätze fertigte. Er hatte mit jenen verwahrlosten Burschen, die Falk erzog und besonders dem Handwerk zuführte, nichts zu tun, ja er hebt selbst den Gegensatz zu jenen „Schusterbuben" stark hervor. Ein recht vertrauliches Verhältnis muß zwischen Falk und seinem fähigen Schüler bestanden haben, und das Gespräch zwischen ihnen hat sich offenbar um recht verschiedene Dinge gedreht. Daran, daß der Jüngling tatsächlich von des Nachbarn Garten aus Goethe in dem seinigen beobachtet hat, zweifeln zu wollen, geht nicht an. Aber ob die Gedanken, die er angeblich im Anschlusse daran in seinem „Briefe" niederlegte, sämtlich auf seinem Acker gewachsen sind, ist doch sehr fraglich. Nach allem, was uns der zweite Teil des Briefes verrät, stelle ich mir den Vorgang etwa so vor.

Das große Erlebnis, Goethe gesehen zu haben, berichtet der Schüler freudestrahlend dem Lehrer bei seinem nächsten Besuche, und nun entspinnt sich zwischen ihnen ein Gespräch, bei dem natürlich in allge-

meinen Beobachtungen Falk der gebende Teil war. So verrät schon der Gedanke, daß man, um ein wildes Tier zu sehen, Geld zahlen müsse, aber einen großen Mann umsonst sehen könne, echt Falkschen Geist. Vor allem aber zeigt sich des Meisters Einfluß bei der Schilderung des Verhältnisses, in dem Goethe zu den Gegenständen der Natur steht: das in dieser Richtung Gesagte geht wesentlich über das hinaus, was auch ein recht begabter sechzehnjähriger Mensch von sich aus entwickeln könnte. Der Schüler sagt uns ausdrücklich, daß er die mit Falk gepflogenen Gespräche — das kann doch wohl nur heißen, die in der Wechselrede entwickelten Gedanken — aufschreiben und dem Lehrer vorlegen müsse, ja daß dieser nur dann zufrieden sei, wenn dies geschähe. Mit einer solchen Niederschrift, die — natürlich auf Anraten Falks — die Form eines Briefes an einen älteren auswärtigen Freund wählt, haben wir es offenbar zu tun, nicht mit einem einfachen Privatbriefe, der zufällig in Falks Hände geraten ist, wie uns die Veröffentlichung glauben machen will. Das, was der Jüngling niedergeschrieben hatte, fand jedoch auch vor Falks literarischem Urteil nicht durchaus Gnade, obwohl die Fassung sein Denken bereits in gewissem Grade widerspiegelte. Deswegen besserte er stilistisch und inhaltlich und verunechtete damit, um den Ausdruck der Urkundenlehre zu gebrauchen, den Brief selbst. So wie der Brief 1832 veröffentlicht ist, erscheint er, wenn wir den Inhalt hinsichtlich dessen, was über Goethe gesagt wird, und der daran angelehnten allgemeinen Bemerkungen betrachten, mehr als ein Werk Falks als des ungenannten Jünglings, der eigentlich nur das Gerippe und die nebensächlichen Teile des Textes geliefert hat. Und dabei ist es mir ganz zweifellos, daß vor der Niederschrift, deren Fassung unten mitgeteilt wird, bereits eine gründliche Erörterung des Vorgangs zwischen beiden stattgefunden hat.

Der Brief ist als an einen älteren auswärtigen, Goethe verehrenden Freund gerichtet gedacht, aber die Vorlage nennt diesen mit Namen: Eckermann. Da dieser erst 1823 nach Weimar gekommen ist, läßt es sich sehr gut denken, daß der Brief tatsächlich an ihn als dreißigjährigen Göttinger Studenten von einem um vierzehn Jahre jüngeren Freunde gerichtet worden ist, sei es, daß der Verfasser unmittelbar

nach dem Ereignis ihm in ähnlichem Sinne geschrieben hat, sei es, daß er es erst nachträglich in der durch die Unterhaltung mit Falk beeinflußten Form getan hat. Den Namen des Empfängers mußte Falk natürlich bei der Fertigmachung für den Druck durch das unbestimmte „Freund" ersetzen, wenn er nicht den nunmehr in Weimar lebenden und nicht mehr unbekannten Eckermann nicht unmittelbar darauf stoßen, ja so seine Verunechtung möglicherweise selbst ans Licht bringen wollte. In gleicher Weise hat er den Namen des Sekretärs Kräuter getilgt. Diese beiden persönlichen Beziehungen geben vielleicht eine Handhabe, um die Person des Jünglings noch zu ermitteln.

Nun mag der Wortlaut des Briefes, wie ihn der junge Mann niedergeschrieben hat, vollständig folgen.

Weimar, den 20. Februar 1822.

Theuerster vielgeliebter Eckermann!

Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben, allein ich zögerte noch immer, weil ich nicht eher schreiben wollte, bis ich den großen Göthe, Ihren hohen Meister, gesehen, auf dessen Anblick ich so begierig war. Ich ging 2 Monat alle Tage vor seinem Hause vorbey, allein vergebens. Zwar war es mir eine große Freude oft Otielie mit ihren Kindern vor den Fenster zu sehen. Eines Sonntags als ich mit H. Secretair Kreuter spatzieren gewesen, ging ich noch hinter Göthe seinem Hause, wo sein Garten ist; die Gartenthür war offen; ich lief herein; allein Göthe war nicht im Garten, nur sein Bedienter. Ich schlug die Gartenthür wieder zu, weil der Bediente mich sonst gesehen hätte. Wie ich nun noch so ganz trübsinnig nachdachte, daß dieses auch vergebens sey, sah ich eine andere Gartenthür offen, lief herein und sah, daß dieses des Nachbars Haus sey, wo Göthens Gartenmauer angrenzte, so daß man von hier aus seinen ganzen Garten übersehen konnte. Ich fragte den Mann dieses Hauses, ob der geheime Rath Göthe oft in seinem Garten spazieren ginge und um welche Zeit? Er antwortete mir: alle Tage, wenn es schön Wetter sey. Die Zeit aber wäre nicht bestimmt; manchmal um 10 Uhr, so bald die Sonne irgend am Himmel hervorkäme, so sey der geheime

Rath auch da; um 12 Uhr vorzüglich; der alte H. halte es wie es scheine mit den heißesten Sonnenstrahlen. Hierauf bat ich den Nachbar um Erlaubniß, daß ich seinen Garten täglich auf eine halbe Stunde besuchen könnte, um den geh. Rath Göthe den großen und von mir so innig verehrten Dichter zu sehen und zu beobachten. Er antwortete: Warum nicht! Es ist doch wunderbar, lieber Freund, daß man um einen Neger, um eine wilde Katze zu sehen, einen halben Gulden bezahlen muß und daß man einen großen Mann in dieser Welt um sonst sehen kann! Ich ging voll Freuden nach Hause. Ich konnte diese Nacht vor Vergnügen kaum ein Auge zu thun. Ich kleiner Zwerg kam mir vor als wäre ich durch die Hoffnungen einen großen Mann zu sehen plötzlich eine Spanne größer geworden! Der Morgen dauerte mir bis er kam länger wie eine ganze Woche. Der kommende Tag brach an und brachte das schönste Wetter. Wie ich die Sonne scheinen sah, dachte ich: Ha, heute ist gut Wetter für Göthe! Es war 10 Uhr vorbey, als ich von Hause aus nach dem Garten ging. Das Herz pochte mir gewaltig, als ich ihn sah. Ich glaubte Faust und Margarethchen in einer Person zu erblicken. Ich hatte meine Augen beständig auf ihn gerichtet, um seine Gesichtszüge recht in mein Herz zu prägen. So sah ich ihn eine ganze Seigerstunde mit scharfen unverwandten Blicken an, ohne daß er mich gewahr wurde, woran er auch nichts verloren hat. Als ich mich so eben recht in ihn vertieft hatte, spielte er mir den Possen und ging herein und wieder herauf in seine Studierstube. Theuerster Eckermann, Sie können versichert seyn, in Göthens ganzen Wesen zeigt sich seine Größe. Er ist noch so rüstig wie ein Mann von vierzig Jahren. Sein majestätischer Gang, die gerad und aufrecht stehende Stirn, die herl. Form seines Kopfs; das feurige Auge; die gebogene Nase; Alles das ruft, Faust, Margareth, Götz, Iphigenie, Tasso und was weiß ich, was Alles noch sonst mehr! Nie habe in diesen vorgerückten Alter einen so rüstig schönern Mann gesehn. Ich sehe ihn jetzt wenn es schön Wetter ist täglich in seinen Garten, und das gewährt mir eben so viel Unterhaltung als Andern, wenn sie Stunden lang an Büsten stehn und diese betrachten. Er geht

gewöhnlich mit langsamen Schritten auf und ab ohne sich hinzusetzen und hält oft über einen Gegenstand des Pflanzenreiches, vor dem er stille steht, in seinen Gedanken eine halbe Stunde lang Betrachtungen. Könnte ich doch nur seinen Sinn und seine Gespräche errathen! Mit seines Sohnes artigen Kindern wechselt dieses Spiel ab, wenn er von den Blumen und Pflanzen zurückkehrt. Ich spreche ordentlich mit Göthe durch die Augen, obwohl er mich nicht sieht, denn ich stehe hinter dem Zaun. Das ist wunderlich, Eckermann, aber wirklich wahr! Was könnte ein 16jähriger Bube wie ich wohl besseres thun! O daß Sie doch auch ein Mal hier wären an meiner Seite! Ich freue mich schon darauf, wenn es Frühling wird, wo die Knospen aufbrechen, da will ich Göthens Gespräche mit den Blumen und Vögeln belauschen und sie Ihnen aufschreiben.

Theuerster Eckermann, ich fühle mich hier sehr glücklich bey meinem hohen Meister, nämlich Joh. Falk. Durch ihn erst hab ich erfahren, was man wahre Dichtkunst nennen darf und von welchem Grundsatz sie ausgehen muß. Ich lerne den höchsten Zweck des Lebens und der Kunst zugleich kennen, von einem Mann, der mit allem Abgründen scherzt und in Allen gesteckt hat. So leben heißt Dichten, so dichten heißt leben. Ich lese mit ihm den Macbeth, den Oedip. Ich bin entzückt von ihren noch nie von mir so erkannten Schönheiten. Ich muß alle mit Johannes Falk gehaltenen Gespräche aufschreiben, sonst ist er stumm, wenn ich wieder zu ihn komme und fertigt lieber seine Schusterbuben ab, als daß er mit mir über Shakespear weiterspricht. „Ich habe mehr zu thun, Junge" sagt der Alte sodann brummisch, „als daß ich Schnick schnack mit dir treibe und dich in deiner naseweisen Klugthuerey bestätige. Willst Du was Rechtschaffnes lernen, Bursch, und in große Ideen eingehen, so will ich michs nicht verdrießen lassen dir die Hand zu bieten. Wo nicht, so triff das Loch! Dort ist die Thür." Da schleiche ich denn still fort und schreibe mir die Finger ab und bringe es ihm. Da ist er wieder freundlich und gut.

Es ist wohl nicht nötig, die von Falk veröffentlichte Form des Briefes hier daneben zu stellen, da sie ja leicht zugänglich ist. Die

grammatischen Verstöße und die mangelhafte Zeichensetzung des Originals hat er verbessert, aber auch den Stil und damit ein allzugünstiges Bild von der Darstellungskunst seines Sechzehnjährigen gegeben. Wohl damals, als er den Brief für den Druck zurecht machte — jedenfalls vor dem 5. Juni 1824 — hat er im Original selbst einige wesentliche Besserungen vorgenommen, die zum größten Teile im Drucke berücksichtigt sind, aber dort ist noch bedeutend mehr geändert, manches weggelassen und viel hinzugesetzt. Wenn wir die rein stilistischen Besserungen beiseite lassen, dann sind folgende sachlichen Zusätze und Änderungen Falks festzustellen.

In der Anrede ist der Name „Eckermann" durch „Freund" ersetzt. „Ihren hohen Meister", Worte, mit denen der Schreiber darauf hinweist, daß er von Eckermanns Interesse für Goethe Kenntnis hat, und ebenso das bezeichnende kindliche Epitheton „den großen" läßt Falk weg. Der ganze Satz „Aber ich wollte doch auch Goethe sehen" ist sein Werk, er unterschlägt den Namen Kräuters und bessert die volkstümliche Wendung „hinter Göthe seinem Hause". Zusatz ist auch „aus Neugierde". Der Bediente kam nicht erst, sondern war bereits im Garten anwesend. Aus „trübsinnig" ist „trübselig" geworden; „Versuche — mißglückten" ersetzt das einfachere: „daß dieses auch vergebens sey", „dessen Mauer dicht an Goethe's Garten stößt" die Wendung: „wo Göthens Gartenmauer angrenzte". „Die Gänge" sind wieder Worte Falks, während der Schreiber nur vom „ganzen Garten" spricht. „Unter so günstigen Umständen faßte ich mir plötzlich Muth" ist freie Einschiebung, und aus „Mann dieses Hauses" ist das sprachlich bessere „Mann, dem dieses Haus gehörte" geworden, während „der geheime Rath" getilgt ist. „Um 12 Uhr vorzüglich" wird zu einem ganzen Satze erweitert. „Hierauf erforschte ich den Nachbar weiter, wie er es meinte", ist wiederum Falks Zusatz, da der Jüngling nur um die Erlaubnis zum Betreten des Gartens bittet. Der „geh. Rath Göthe" wird hier wieder unterschlagen, dagegen die Antwort als „ganz gleichgültig" erteilt bezeichnet, wovon die Vorlage nichts weiß. „Da könne er nichts dawider haben" ist freie Erweiterung. Nun kommt die schon oben berührte Stelle von den wilden Tieren. Der Jüngling hatte

nur vom „Neger“ und der „wilden Katze“ gesprochen: Falk dagegen macht aus ersterem einen „Tiger“ und schiebt noch den „Bären“ ein — ein Beweis, daß ihm gerade an der Ausmalung des Vergleichs viel lag. Dafür spricht auch die breitere Ausgestaltung des abhängigen Satzes, in dem sich „der doch das Seltenste ist, was man in der Welt sehen kann“ als freie Zutat erweist. Daß der neugierige Beobachter „vor Vergnügen“ nicht schlafen konnte, wird ausgemerzt, dafür aber die lange Dauer der Nacht breiter umschrieben als in der Vorlage. Ihr einfaches „Wetter“ wird zu „Frühlingswetter“, während wir „ich hatte mich nicht geirrt“ vergebens darin suchen. Ebenso steht es mit den Sätzen „wo Er schon auf- und abwandelte“ und „so sanft und so prächtig zugleich, wie er aussieht“. Auch „durch die Stiegen“ ist willkürlicher Zusatz, geradeso die Mitteilung über die Lage der Studierstube, „die völlig abgeschieden mit ihren Fenstern in den Hinterhof sieht“, eine Angabe, die wohl der Wissende machen konnte, für die aber dem Beobachter am Zaune jede Grundlage fehlte. Die folgende Anrede des Freundes mit Namen wird der Überschrift angeglichen. Wie der obige Vergleich zwischen einem wilden Tiere und einem bedeutenden Menschen trägt auch der folgende, der die Betrachtung eines solchen derjenigen von Kunstwerken gegenüberstellt, recht eigentlich Falksches Gepräge, und demgemäß werden den „Büsten“ der Vorlage noch „schöne Bilder und Kupferstiche“ angereiht, aber das „Stunden lang“, aus dem man eine gewisse jugendliche Kritik solcher Beschäftigung herauslesen könnte, wird gestrichen. „Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber wenn ich Ihnen sage, daß mir sein Anblick lieber ist als der von allen Kupferstichen in der Welt, so sage ich Ihnen nur die reine und lautere Wahrheit“ ist ein ausgestaltender freier Zusatz Falks, der inhaltlich eine sehr gründliche Beschäftigung mit den graphischen Erzeugnissen voraussetzt, wie sie bei einem Sechzehnjährigen 1822 kaum anzunehmen ist. „In den Gängen des Gartens“ ist wieder Zusatz, „hält — Betrachtungen“ wird in „stellt Betrachtungen an“ verbessert; „seine Gespräche“ vertieft Falk in „seine Gespräche mit sich selbst“ und ändert durch den Zusatz „in solchen Augenblicken“ den Sinn völlig, da sich nunmehr der vom Schreiber ganz allgemein ausgesprochene

Wunsch allein auf die Gedanken bei Betrachtung von Gegenständen der Natur bezieht. „Durchs Gesträuch vor ihm verdeckt" ist wieder Zusatz. Zum dritten Male wird Eckermanns Name unterschlagen, dann ein durchaus neuer Gedanke eingeschoben und unter Benutzung einer Redewendung der Vorlage deren einfacher Sinn ganz anders gedreht mit den Worten: „Im Grunde ist es auch gut so und besser als ob ich ihn wirklich gesehen und gesprochen hätte; ich weiß wohl warum. Denn nehmt an, daß er sich wirklich auf eine Unterhaltung mit mir einließe; was in aller Welt könnte ein sechzehnjähriger Bube wie ich im Gespräche ihm sein? Er mir wohl! Aber da hat er schon Besseres zu thun". In der Vorlage ist ganz einfach davon die Rede, daß ein sechzehnjähriger Bube nichts besseres tun könne, als den großem Mann hinter dem Zaune zu beobachten. Die nochmalige Einschiebung eines „mein innig geehrter Freund" soll den Wunsch, ihn einmal neben sich zu sehen, kräftiger erscheinen lassen, und der Zusatz „im Garten" das „hier" ganz unzweideutig bestimmen. Im Frühling will der Jüngling „Göthes Gespräche mit den Blumen und Vögeln belauschen und sie Ihnen aufschreiben" — ein schon genügend phantastischer Plan, aber Falk macht daraus: „da will ich Goethe's Gespräche mit den Blumen und Vögeln und dem Lichte im nähern Umgange mit der Natur schon recht fleißig belauschen und Ihnen alles niederschreiben, was ich davon weiß oder auch nur irgend errathen kann".

Diese Abweichungen zwischen Vorlage und Ausgabe gehen offensichtlich weit über das hinaus, was man die stilistische Feile nennen könnte, sie berühren den Inhalt und verfälschen ihn. Die Sprach- und Formgewandtheit des Sechzehnjährigen, seine geistige Reife, Phantasie und Fähigkeit zur Beobachtung erscheinen viel zu günstig. Die Niederschrift, wie sie oben mitgeteilt ist, entspricht seinem Alter wesentlich besser; denn wenn er auch offenbar schon Falk'sche Gedanken hineinverwoben hat, so ist doch der Ausdruck seinem Alter angepaßt und das fremde geistige Gut verhältnismäßig kurz abgetan. Falk aber spinnt gerade diese von ihm stammenden und ihm besonders wichtig erscheinenden Dinge, namentlich die drei Vergleiche, in denen er den

großen Mann den wilden Tieren, den Kunstblättern und dem Knaben gegenüberstellt, breiter aus, ja fügt den letzteren überhaupt erst ein.

Alles Charakteristische des Briefes dürfen wir mithin auf Falks Rechnung setzen. Aber wenn wir das tun, dann verliert er im wesentlichen seinen Wert als *selbständige Quelle*, namentlich hinsichtlich der Schilderung von Goethes Person und seiner Stellung zu einem einzelnen Gegenstande der Natur. Man darf vielleicht dabei noch daran erinnern, daß des Jünglings Beobachtung Mitte Februar stattgefunden hat, in einer Zeit, in der man sich selbst bei Sonnenschein nicht im Garten länger hinzusetzen pflegt — daß sich Goethe nicht hingesetzt habe, wird ausdrücklich betont und das wäre doch höchstens im Frühling bemerkenswert. Im Februar bietet aber im allgemeinen auch die Pflanze selbst dem scharfen Beobachter wenig Anlaß zu tieferer Betrachtung, so daß also auch in dieser Hinsicht allgemeine und ganz gewiß an sich richtige Beobachtungen, wie sie Falk in dem Abschnitt „Goethe's Ansicht der Natur" bietet — z. B. bei der Erzählung vom Feigenbaum S. 39 —, in die unschuldige am Äußerlichen haftende Schilderung des Knaben künstlich *hineingetragen* worden sind. Schon die Frage, die dieser sich selbst stellt, was Goethe wohl beim Auf- und Abgehen denke, kann ich, sofern sie nicht ganz allgemein, sondern im Hinblick auf bestimmte Gegenstände gestellt ist, nur als vorher von Falk im Gespräch aufgeworfen, mithin als von ihm übernommen ansehen: ganz besonders bezeichnend dafür ist es, daß er den Gesprächen mit den Blumen und Vögeln seinerseits noch solche „*mit dem Lichte*" hinzufügt.

Da Falk vermutlich schon 1822 an seinem Goethebuche gearbeitet, es mindestens geplant und vorbereitet hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er gerade im Hinblick darauf den ahnungslosen Schüler zur Niederschrift seines Erlebnisses veranlaßt hat, um sich so eine der Öffentlichkeit als selbständig erscheinende Quelle, die seine eigenen Behauptungen stütze, zu verschaffen. Ein solches Verfahren pflegt man gewöhnlich als Fälschung zu bezeichnen.

Hans Wahl

Carl Augusts Tagebuch,

eine „Quelle" zu Goethes „Briefen aus der Schweiz"

Am 14. Januar 1780 kehrte Goethe nach mehr als viermonatlicher Abwesenheit nach Weimar zurück. Bereits in der ersten Februarwoche diktierte er täglich an der Darstellung seiner Schweizer Reise. Am 27. März las er sie Charlotte v. Stein, der Gräfin Werthern und Sophie v. Schardt vor. Drei Tage darauf hatte er „den erfindenden Tag", der ihm den Plan zum „Tasso" schenkte, und am darauffolgenden mußte er sich, von der Fülle der neuen Gesichte bedrängt, „raffen", um an der Reise weiter zu diktieren. Am 1. April war Corona Schröter seine Zuhörerin, und am 2. las er in einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Anna Amalia vor im Beisein Wielands, der nach dem Tagebuchvermerk „ganz unglaublich sieht alles was man machen will, macht und was hangt und langt in einer Schrift". Wieland war es auch, der daraufhin sich Merck gegenüber begeistert „expektorierte". Aus seinem scherzhaft übertriebenen Vergleich des Übergangs über die Furka mit Xenophons ‚Anabasis' sehen wir, daß der letzte und schönste Teil bereits abgeschlossen war; das heißt aber zugleich: der einzige, der Neuarbeit erforderte.

Bei den übrigen Abschnitten hatte es sich Goethe denkbar bequem gemacht. Er entlieh von Frau v. Stein die ihr übersandten Reiseberichte, diktierte die größeren zusammenhängenden Stücke (Münstertal, Jura-Wanderung, Savoyer Alpen) mit geringen sprachlichen Änderungen; wo eigne Quellen dürftiger flossen oder zeitraubender Bearbeitung bedurft hätten (Berner Oberland mit sehr flüchtigem Tagebuch und Philipp Seidels Bericht; Reise von Bern nach Lausanne), ließ er Lücken, die für immer unausgefüllt geblieben sind. Das ging jedoch nicht an bei dem Höhepunkt des Ganzen, der Reise von Martinach rhoneaufwärts über die Furka nach dem Gotthard. Gerade für diesen wich-

tigen Teil bot das auf der Reise Geschriebene die spärlichsten Unterlagen; denn das stichwortartige „unleserliche Tagebuch" — ein Quartblatt und zwei lose Oktavzettelchen —, das er für Charlotte noch in den letzten Tagen des Züricher Aufenthalts „abdiktieren" wollte, blieb unbearbeitet und für den Heimgekehrten die einzige sparsame „Quelle" neben der Erinnerung, die zwar frisch, aber bei der großen Fülle des in vier reichen Monaten Erlebten gewiß hie und da in Einzelheiten verwischt war.

Nun befindet sich im Nachlasse Goethes unter den Schweizer Papieren ein Bruchstück (S. 69—96) vom Reisetagebuche des Herzogs Carl August, das kurz nach Beginn der Jura-Wanderung anhebt und auf dem Vierwaldstätter See westlich Brunnen endigt. Die löschpapiernen Quartbogen mit ihrer schwer — für einen mit Carl Augusts „Flohfüßen" nicht Vertrauten oft gar nicht — leserlichen und häufig durchgeschlagenen Schrift haben begreiflicherweise noch keinen Leser länger angelockt. Es ist jedoch nicht zweifelhaft, daß Goethe sich diesen Teil des herzoglichen Tagebuchs von Carl August ausbat, um ihn für die Schilderung der Wanderung durch das Wallis als „Quelle" zu benutzen. Die fehlenden Teile der Aufzeichnungen sind bis jetzt nicht aufzufinden gewesen; sie spielen in unserm Gedankengang auch keine Rolle.

Auf die von E. v. d. Hellen (Werke 19, S. 435 ff.) eingehend behandelte Frage der Goethischen Handschriften zu den „Briefen aus der Schweiz" ist nur insofern einzugehen, als festzustellen ist, daß die Handschriften sämtlich die Übereinstimmungen mit Carl Augusts Manuskript aufweisen. Die Benutzung der Aufzeichnungen Carl Augusts erfolgte also nicht erst für den Druck in den „Horen" (1796, Bd. 7, VIII, 29—94), auch nicht für den Gesamtdruck in den Werken bei Cotta (11. Band, 1808), sondern bereits im Frühjahre 1780, wofür ja auch Wielands Zeugnis stofflich spricht. Als Zufallsmerkwürdigkeit mag erwähnt werden, daß der Horendruck fast keine der Parallelen zeigt. Doch lehrt gerade Schillers Vorlage, die Abschrift des Schreibers Rost von 1780 (H^1), daß die kleinen Belege für die Verwandschaft den oft umfangreichen Strichen Schillers vor dem Drucke zum Opfer fielen. Die „nicht mehr überlieferten Aufzeichnungen", die v. d. Hellen (Werke 19, 436 und Briefe 4, zu Nr. 850) neben der

Erinnerung als Unterlage für unseren Reiseabschnitt annehmen möchte, dürfen wir nunmehr in Carl Augusts Tagebuche sehen.

Wir geben im folgenden für diesen Teil der Reise dem Herzog das Wort (Hs. S. 80—94) und merken am Fuße die kleinen Kennzeichen der Benutzung durch Goethe an. Der Leser dieses ungehobelten Tageregisters eines Zweiundzwanzigjährigen wird mit Bewunderung hinüberblicken auf die tiefe Naturseligkeit und die Kunstvollendung, die Goethe seinen erdichteten Briefen der letzten Wegstrecke verliehen hat.

Die Weiterreise vom Gotthard bis nach Schwyz (Hs. S. 94—96) schließen wir an, weil sie uns ein wenn auch kurzes Stück Goethischen Lebens beleuchtet, über das wir bisher so gut wie gar nichts wußten.

Carl August schreibt:

[80] Sontag d. 7ten[1] [November]. Nach 8 Uhr zu Fuß fort. Die Stadt Martinach rechts u. ein alt Schloß auf einen hohen Felßen von sehr schöner Form lincks liegen laßen. Es hieß Chat. de la Batia[z]. Alle diese Schlößer sollen von Savoischen Printzen bewohnt seyn worden. Weiter biß an eine Brücke, die vom Waßer eingerißen ist, über die Triant. Der Fluß komt durch 2 schmale Felßen durch. Auserst Mahlerisch. Auf den Weg liegen viele abgestürtzte Felsen. Schöner Granit. Meist Gestellstein.[2] Endl. an die Pissevache.[3] Den doppelten Regenbogen gesehn. Durften nicht später kommen, wars vorbey. Erst war der ganze obere Theil mit Regenbogensfarben gefärbt, dann war der Bogen im Bassin. Endlich nach St. Maurice. Hier fanden wir ein Billet von Wedel.[4] Ich ging auf die Brücke über die Rhone, von den Römern, wie man sagt. Ein Bogen. Gar schöne leicht[5] wirft er sich über den Fluß, nach den Schlußstein zu ist das Gewölbe schmäler. liegt gantz im Felßen; über der Brücke ist Canton Bern, vorher noch Wallis. Ich ging biß Bex alleine, fand Wedeln mit den Pferden, setzte mich auf meinen Braunen[6] u. ritt zurück. Gegeßen. Mit Göthen nach einer Kirche,

[1] Der Tag fehlt ganz in G.s Tagebuch. [2] so H^1 und Horen S. 57; später: Gneis. [3] H^1: Endlich traten wir vor den Wasserfall. [4] H^1: Hier ... fanden wir ein Billet von Wedel. [5] H^1: Er sagt, die Brücke seie so schön und leicht gebaut. [6] H^1: auf seinem Braunen.

welche über 200 Fuß hoch im Felßen ſteht, u. groß iſt, nebſt einer Einſiedeley geſtiegen, auf Treppen in Marmorfels gehauen, nebſt einer Bruſtlehne. Nach Martinach wieder geritten. [Folgen Nachträge über die Savoyer Alpen.]

Montag d. 8ten [November]. $^{3}/_{4}$7 fort zu Pferd. 3 St. weit biß an eine Brücke über die Rhone, bey ſehr ſchönen Wetter. Die Brücke war halb abgedeckt, wir wolten nicht einen Fußſtieg am Waßer folgen, muſten über $1^{1}/_{2}$ St. zurück, über zwey abſcheuliche Brücken, biß faſt vor Martinach; dieſes verdarb zum Glück meinen Humor nicht, ſondern machte ihn wirklich reiner, denn ich ſahe, wie das Glück uns ſo ſchön hatte führen wollen[1], denn wir muſten einen hohen Berg hinauf, wo wir ein groß Theil des Thals in der ſchönſten Nachmittags Sonne zu ſehn bekamen bey einen alten Schloß vorbey; gegen über, über der Rhone liegt ein anderes; die Beſitzer, ſagt man, haben ſich ſonſt den guten Morgen durch Trompeten gegeben. Unter einer langen Weinlaube fort, endl. um 4 Uhr [82] nach Sitten od. Sion, die Haubtſtadt von Wallis, alſo die Pferde über 9 Stund ohne zu füttern geritten. In einen Dorfe wolten wir ihnen Brod geben, es war aber keins da. Bey der Stadt liegen zwey Schlößer, eines hieß Chateau de Tourbillon, zerſtört, das andere Vallais. Erſtaunlich viel ſimple Menſchen und Kröpfe. Im Wallis noch nichts als Wein von dieſen Jahr gefunden. Hier im Gaſthof zu Sion brach auf einmahl über eine kleine discrepantz, Wedels unleidlich krancker Humor auß, wurde aber ziemlich zurückgeſchlagen, u. gethan was man wolte; von ihm keine Notiz genommen; er ſich ſehr prostituirt. Zu Fuß bis Seiders, od. Siers. 3 St. bey ſchöner Sternhelle. Mit Göthen recht hübſch Geſchwätz.[2] Schöne Sinnen; viel an meiner Seite Schmertzen gelitten. Willige Wirthsleute, ſonſt ſchlecht. NB. Unſere Pferde, die wir in Bex antrafen, waren mit Wedeln über Lausanne, Vevay, Villeneuve u. Aigle gegangen.

---

[1] *H*[1]: Wir ... ließen uns von keinem übeln Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bei der ſchönſten Tageszeit ... ſpazieren führen wolte. [2] *H*[1]: Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg.

Dienstag d. 9ten [November]. NB. Von Sion hinauf zu, ist die deutsche der Walliser Muttersprache. Um 9 Uhr fort, u. so langsam gegangen, u. aufgehalten, daß wir erst um 3 Uhr im Leuckerbad ankamen, welches nur 5 St. von Seiders entfernt ist. Bey Seyders, wie auch in u. um Sitten hat die Überschwemmung dieses, zumahl voriges Jahr entsetzliche Verwüstungen[1] angerichtet. Bei Seyders sind zwey Zwingherrnschlößer. Der Oberste u. Obrist Lieut: von Curt, von den Schweitzer [83] Regiment in Frankreich gleiches Nahmens wohnen in der Stadt. Göthe u. ich zu Fuß, der Wedel blieb in Seyders, weil in Leuck die Pferde kein Futter haben. Mir war es recht, daß er seine unvernünftige Krankheit im Gasthof außschwitzen konte, ohne daß wir etwas davon merkten. Der Weg geht einen hohen Berg hinauf, bey einen steilen Abgrund wieder hinunter, doch mit Lehne, endl. über Matten. Der Schluchter, durch den das Waßer von Leuck abfließt, und welcher rechts vom Wege bleibt, ist auserordentl. intereßant. Ein Bauer mit einen Saumpferd gab uns Nachricht, daß in einen Dorfe man Vermuthungen gehabt hätte, daß wir Spitzbuben wären, weil vorgestern in einen Dorfe eingebrochen ist worden, konte aber nicht erfahren, wie sie diese Ideen combinirten. In einen Dorfe am Giebel eines Gemeinde Hauses war ein Wolf aufgehenckt, sie thun es hier statt die Haut zu verkaufen. Es giebt in dieser Gegend viel Wölfe u. Bären. In Leuckerbad bey einen sehr braven[2], äuserst honet dienstfertigen Manne eingekehrt, mit Nahmen Braun. Die Frau ist seit gestern in Wochen.[3] Wir in einen kleinen ausgetäfelten Stübchen, kaum 6 Schu hoch, ein, bis 22 Schu lang, u. kaum 11 breit, ein niedrig Fensterchen, welches gar hübsche Erleuchtung gab. Wir gingen biß an den Fuß des Gemmi Bergs, wo der Weg auß den Canton Bern herüber komt; wir stiegen von unsern Hauß 3/4 St. biß an den Fuß des Bergs. Der Weg geht unglaublich durch Felsen, gefährlich. Das Bad ist warm. Das Waßer äuserst rein, macht keinen Anschuß.[4] Hat 2 od. 3 Quellen. Ohne Geruch.[4] Wir wolten

[1] H^1: große Verwüstungen der Bergwasser. [2] H^1: sehr braven. [3] H^1: unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen. [4] H^1: nicht den mindesten schwefelichten Geruch, sezt ... nicht ... an.

ba[84]den, ward aber nichts daraus. Von der Gemmi verunglücken zuweilen Menschen, u. Vieh. Der Weg wird mit Maulthieren gemacht. Unser führer, des Seidereswirths Bruder, ein Tischler aus Maintz ist daneben gestanden, wie eine Lauine seinen Camerad vor ihm den Berg hinab tod gestürtz[t] hat. Gut gegeßen. Der Wein würckt auf Hermannen starck. Göthe hat eine hübsche Idee von Entstehung der breiten Thäler wie Wallis, Chamounix u. d. g.; er mejnt nehmlich daß sie sonst enge Schluchter gewesen sind, in erstaunlich langer Zeit aber, durch die Waßer immer nach u. nach zugefüllt worden, u. daher dadurch, daß sie zwischen den Bergen höher gekommen, u. sich den außeinanderstehen derselben mehr genähert haben, die Breite erlangt haben. An den meisten Felßbergen, zu mahl hier, sieht man es deutlich, indem unter denselben Berge von guter Erde aufgeführt sind, welche von ihnen ist abgespült worden, u. sie stehen kahl. Hinter den Bad ist das Thal gantz von Felßen, Schneebergen und einen Gletscher zugeschloßen. bey Sonnenuntergang viel Nebel, auf den Bergen etwas Schnee, schön Wetter. Sehr früh zu Bett.

Mittwoch, d. 10ten [November]. [Folgt geographische Beschreibung des Wallis.] 1/2 7 zu Fuß fort. Es hatte starck geschneit, aus 1 St. in der Höhe, bey Inden lag keiner mehr. Das Bad u. Waßer läuft durch den Schluchter aus.[1] Eine Brücke drüber, wir auch. Das Waßer wird kalt. In Leuck trafen wir Wedeln mit den Pferden; letztere hatten wegen Waßer nicht durch Seyders gekont. Kein Hafer war mehr zu haben.[2] Unser Project war nach Sausures Rath, über den Sinplon nach Domo d'oßola, Margozzo auf den Lago Magiore, nach den Boromeischen Jnseln, u. von da über Airolo über den St. Gotthardt nach Lucern, mit unsern Pferden. Weil über die Furca unsere Pferde nicht können. Wedel aber machte uns mit Recht bemercken, wie wir in Leuck zusammen kamen, daß wegen Mangel des Futters, Stallung u. des gefährlichen Weges, wir mit unsern Pferden nicht fort kämen. Ward also folgendes resolvirt[3], u. außgeführt. Wedel ging,

[1] H^1: Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Ausflüsse. [2] H^1: Der Haber fängt auch an, sehr selten zu werden. [3] H^2: Es wurde eine kurze Resolution gefaßt.

über Sion, Martinach, Bex, Vevay, Bern, nach Lucern; wir zu Fuß u. auf Maulthier über die Furca, Gotthardt, nach Lucern. Wedel strich gleich ab, wir zu Fuß, mit einen Pack Maulthier nach Brieg. Vom Bade nach Leuck 3 St., von Leuck nach Brieg 6 St. In Fischbach ein[88]gekehrt. Narr von Wirth. Jeder streicht hervor was er besitzt[t] um den Fremden der ihm imponirt, zu impon: Dieser lobte besonders Lucern, ausschweifend, a propos de botte, wo er her war. Wir hatten einen Schwäbischen Metzger Gesellen[1] von Gemünd zum Führer. Ein guter Hans Wurst[2]. Die Wolcken tobten gewaltig heute, bald fielen sie, da gabs etwas Gestöpere. Nordwestwind. Bald stiegen sie, endl. brach die Sonne durch, u. diese jagte die Wolcken zusammen daß sie bey Sonnen Untergang fest stehn mußten, vorne sehr schwartz, der reine blaue Himmel wieder durch. Endlich fielen sie wieder. Der Anfang des Winterseintrit, mit Pracht, u. großer Bewegung. Die Witterung war entsetzl. in einander gejagt. Zu Brieg zu Nacht. Gut bewirthet. Caminfeuer wiedergefunden. Wedel war so leichter Laune wieder, als wäre nichts geschehn. Wieder alte gute Bon mots. So bald er alleine, in Seiner Sinlichen Forteristens, ist er wohl, u. leicht. Göthens Existens, u. Leben neben ihm, schind ihm, er kan sich nicht hinein, noch hinaus finden, u. er ist wieder ein Beweis wie sehr oft man sich betrügt zu glauben daß so leicht ein anderer in eines ungewöhnlichen Menschen Wesen sich hinein setzen kan. Spät zu Bett.

Donnerstag d. 11ten [November]. Wir wolten sehr früh fort, ward aber nichts daraus, schliefen zu lang. Wir mietheten zwey Pferde, u. ritten sie, Herrmann auf unsern gesterigen Maulesel, ein anderer Esel trug den Mantelsack. Viel zu Fuß; Abscheuliche Wege, über gewaltige Abgründe. Den Abend sehr kalt. beständig gestiegen. je höher, je mehr Schnee, u. Eis. Die letzten zwei Stunden bloß zu Fuß. Von Brieg ists 7 St. [89] In Münster über Nacht, sehr gut, bonhomische Leute, sonst zieml. schlecht. Man glaubt, man seye am Ende der Welt. Unterwegs in einen Dorf eingekehrt, da erzählte uns die Wirthin mit gar hübscher Innigkeit, u. Einfachheit die Geschichte des

[1] *H*[1]: schwäbischen Mezgerknecht. [2] *H*[1]: eine Art von Hanßwurst.

St. Alexius[1], welche ihr vor allen andern in der legende, welche wir bey ihr fanden, wohl gefiehl. Die Beschreibung von Wallis weiter: Von Brieg gehts über eine Brücke, über die Rhone. Das Thal blieb noch in gleicher Weite, u. der Weg führte durch Matten. Auf einmahl verängert es sich, nach einer St. wegs; Es hat nichts ebenes als eine kleine Weyde, rechts fließt die Rhone sehr brausend, u. ungeheuer hauß große Schwärtzliche Felsen liegen auf der Matte, welche von den Bergen herunter gestürtz[t] sind. Endlich wurds wircklich scheußlich, nicht ein Zug von Bebauung, sondern kahle Felsen u. alte kröpliche Fichten. Doch erweitert es sich wieder, u. führt gegen einen Berg, der Ringelberg genant. hier glaubt man das End erreicht zu haben. Der Berg liegt gerade vor, ein schmaler, aber schrecklicher Abgrund scheidet ihn von den Mittäglichen Bergen, u. durch diesen Schluchter, zwängt sich die Rhone; die Wände des Abgrunds sind dunkele, gerade einschießende Platten Felßen. Eine einbogichte Brücke geht drüber. Sie ist gar Mahlerisch. Der weg zum Berg ist sehr schmahl, u. hoch am Hange, über den Ringel steil, u. mit unter gefährlich. Auf einmahl öfnet sich daß Thal, die Cultur komt wieder, alles lebt, u. alles ist bewohnt; Man findet hübsche Dörfer, u. gute Häuser.[2] So geht es beständig fort biß Münster. Mit unter verängert sich das Thal, der Weg ist schmahl, [90] u. führt bald an Abgründen vorbey, durch welche imer die Rhone fließt, bald durch Fichten Wälder u. schöne Matten. Die gantze Tagereise ist beständig den Berg hinauf. Von der Furca Fuße, biß an den Flecken Martinach ist Wallis 7—28 St. lang. Daß Wedel uns den Rath gab, ihn mit den Pferden zurück zu schicken, kam folgender Weise: In Seyders geht er spatzieren, u. komt in einen Kaufmansladen. Hier ist ein schlecht gekleideter Mensch, welcher Thee kauft. Er behandelt ihn als einen Bedienten, auf einmahl erfährt er, daß es ein Hauptmann von Curt ist, in den Französischen R.[egiment] gleiches Nahmens. Letzterer bietet ihm seine Dienste an. Wedel verspricht zu ihm zu kommen. Er geht den Nachmittag hin, und findet die Frau v. Curt sterbend. Curt

[1] in G.s Tgb. gar nicht erwähnt; in H^1 die bekannte Erzählung. [2] Vgl. Werke 19, S. 279, 23—27, wie H^1.

sagt ihm, nachdem er von ihm erfahren; wo wir hin wolten, daß er den Weg gemacht hätte, u. wir wegen Mangel des Futters, u. böſen Weges, wie auch wegen der Gefahr eingeſchneit zu werden, nicht über den Sinplon mit unſern Pferden könten. So machte es ſich. Den andern Tag ſtarb die Frau. Heute habe ich einen Kropf geſehen, der einen Weibe biß auf die Hertzgrube ging, u. das gantze Halstuch füllte.

Freytag. d. 12ten [November]. 7 Uhr zu Fuße fort. 2 St. biß Oberwald, den letzten Dorfe in Wallis. Das Wetter ließ von Anfang gut an, es war kalt u. hatte dickes Eis gefroren. Der Schnee, je höher wir kamen, wurde tiefer. [91] Sehr ſtarcke Windwehn ſtellten ſich ein. Um 9 waren wir zu Oberwald. Unterwegs zeigte ſich eine Wolcke an einen Berg, wie ein aufgethürmter ſchwartzer Fels. Die Wolcken brachen ſich, u. die Kälte machte ſie hart. Der Wind drehte ſich u. kam aus Morgen; brachte etwas Geſtöpere; die wunderbarſten Luft- u. Wolckenerſcheinungen ſieht man in dieſen Bergen. Wir nahmen hier zwey Boten, ſichere, äußerſt ſtarcke Leute. Sie hockten unſere Sachen auf, u. einer gab mir eine Mütze vor die Kälte. Die Tracht der ober Walliſer nimt ſich gar gut [aus] zu der Verſchloßenheit, Abgeſondertheit des Landes, zu den Schnee u. den ängſtlichen Anblick der Schwartzen Dörfer, u. einzelnen Häuſerchens. Die Steinplatten womit ſie die Dächer decken giebt ihnen das Anſehn. Die Leute tragen meiſt Capuciner braune Jacken, weiße Camiſöler, u. lange Camaſchen, ſpitzige Rothe tuchene Mützen, u. meiſt ſtarcke Bärte. Wenn ſelbige weiß ſind, ſtimt es noch beßer. Unſere Boten erkundigten ſich erſt unter der Hand, ob wir ſtarck genug wären die Strappaze auszuſtehn, od. ob ſie uns würden tragen müßen. Denn nachher[1] erzählten ſie uns verſchiedene Fälle, wo ſie Leute durch den tiefen Schnee hätten tragen müßen, mit manchmal ihrer eignen Gefahr; theils wenn ſie Leute begegnet hätten, die Matt wären, od. wenn ſie ſie gar tod gefunden; ſie nehmen dieß als eine Gewißens-Pflicht, welche ihnen dereinſt belohnt würde werden; ja ſogar ſagen ſie, ſie wüßten, daß wenn ſie einen Todten mit der guten Abſicht aufhüben, er leichter würde. Beyde erzählten, daß ihnen Leute auf den Rücken geſtorben wären.

[1] in H^1 erzählt G. die gleichen Geſchichten auch nach vollendeter Tagestour.

Es waren gar trefl. brave Kerls. Hinter Oberwald schließt sich daß Thal mit hohen Alpen, aber noch nicht mit der Furca. Mitternachtswerds [92] komt in einen engen felsigten Thal die Rhone heraus, ihr zur rechten geht der schmale [Pfad,] den wir der Furca folgten. Der Schnee war noch leidlich, aber die Windwehen brachten uns zuweilen biß an die Knie hinein. Nach 3/4 St. wegs wendet sich das Thal wieder Morgenwärts, zur lincken liegt die Grimsel, weiterhin noch ein Berg, u. endl. schließt es gantz die Furca. Zwischen den eintzelnen Berg u. der Grimsel komt der Rhonegletscher vor u. geht biß ins Thal, es ist, dünckt mich, der breiteste, den ich je gesehn, er ist 1/2 St. breit. Nicht weit von diesen u. vermuthl. sonst unter denselben, denn er ist sehr von unten auf geschmoltzen, entspringt die Rhone. Ein Hauptquell u. etliche Bäche. Wir gingen über ein schmahl Brückchen u. fingen an, den Hintertheil der obgemeldeten Alpe zu besteigen. Hier wurde der Schnee tief, u. der Weg sehr beschwehrl. Es war nicht ein Stapfen Bahn. Und immer gings am Hange. Wir mußten noch über ein Brückchen durch eine Art von Muldigen Thal[1], welches die Furca macht, u. endl. hierauf bestiegen wir sie selber. Die Spitze war im Nebel. Nach einen äuserst beschwerl. Stieg erreichten wir die Kehle auf der Höhe derselben, wo sich Wallis vom Cant. Uri scheidet. Hier steht ein Kreutz.[2] Es war grimmig kalt. Hatten wir Mühe im aufsteigen, so war der Abstieg noch mühsamer. An die drey St. brachten wir beständig in 2 biß 3 Fuß hohen Schnee der nicht trug zu, u. so kamen wir endl. um 3 Uhr in Realp an. Um 1/2 10 waren wir von Oberwald weg, u. sehr aufgehalten haben wir uns nicht. Es ist die ärgste Strappaz, die ich je außgehalten. [93] Der Abstieg geht ebenfals durch eine Kehle, in welcher ein Theil der Reuß entspringt. Nicht der Tritt eines Thiers, nicht ein Buschen, nichts als hie u. da schwartze Steine, u. ein paar Hütten, in der Sommerszeit die Hirten liegen, unterbrach den ewigen Schnee. Nichts Lebendiges lies sich sehen, als ein entsetzl. großer Lämer Geyer[3], welcher

[1] H^1: auf einem leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal ... [2] H^1: bei'm Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. [3] H^1: Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns ...

ohne einen Flügel zu bewegen mit der größten Schnelligkeit[1] hoch über die Berge weg zog. Der Stieg ist so hoch nicht, u. ohne Schnee muß es ein Spaß seyn. In Realp quartierten wir uns bey ein paar Capucinern, welche hier wohnen. Aßen u. trancken sehr gut. Der Durst u. Hunger, welchen wir gelitten, machte, daß ich zu hitzig aß u. tranck, dieses u. zumahl gebratene Zwiebeln machten mich die Nacht um 1 Uhr sehr übel. Es war aber durch brechen gehoben. Der Marsch ist mir saurer geworden als es nöthig war. Aber meine Einbildung machte mir, durch die Einöde vollends darauf geführt, alles gefährlicher als es war u. ich ging nicht sonderlich, ich konnte es nicht überwinden, obgleich wir auf dieser Reise viel gefährlichere Wege gemacht.

Sonnabend. d. 13ten [November]. Nach 9 Uhr zu Fuße fort. Die Patres gaben uns noch ein tüchtig Frühstück[2], ehe wir gingen. Guter Weg biß Hospital. Einen Ort sahen wir noch vorher, er hieß zum Dorf. Viel Schnee, gute Bahn. Endlich nach Hospital. Ein alter Thurm, der den Paß nach dem Gotthard behauptete. Hübsch Dorf. Von Realp geht das Thal bis Ursel, von den Fuß der Furca biß an den Paß nach Graubünden. Es ist mitten auf den Gotthardt. In Hospital gefrühstückt. Auf den Gotthard, in Gesellschaft etl. 60 Maulthiere[3], viel Eis, etl. stürzten. Ich war von der Nacht noch sehr matt. Von Realp biß zu den Capuc. auf dem Gotthard 4½ St. Gut aufgenomen. Der Pater Lorentso kam [94] erst spät. Der andere war in Italien. Unser Capuc. sprach nichts als welsch.[4] Es war gar ein guter lebhafter starcker Kerl. Das Wetter sehr kalt. Gute Betten, gut geschlafen. Sehr gefroren.

Sontag. d. 14ten [November]. Nägel in die Schu geschlagen. 9 Uhr zu Fuß fort. in zwey St. biß Hospital. gut gegeßen. Über Ursel an der Matt, durchs Urseler loch, über die Teufels Brücke. Viel Eis, durch Geßeln [Göschenen], Wasen, nach Steeg. Rechts von Urseln geht ein Paß nach Graubünden. Hinter Geßeln [Göschenen] liegt der Teufels Stein. Imer gut Wetter. Gute Wirthsleute, die Frau ein bißchen

[1] S. Anm. 3 S. 189. [2] H^1: noch ein starkes Frühstück. [3] H^1: Reisegesellschaft als Maulthiere. [4] H^1: Er sprach nichts als italienisch.

betruncken. Sehr gut gegeßen, vortrefl. Äpfel. Bey Wasen ist eine Kirche auf einen Fels. Das Waßer hat großen Schaden gethan in Steeg. Es heiß der Kerscheler [Kärsteler] Bach, komt aus Graubünden, fält in die Reuß. NB. wir dachten den 1ten Nov. vom Gotthard zu kommen, u. da wären wir gerade in die Überschwemmung gekommen. Wie wir im Gasthof waren, viel Regen, heute 9 St. gemacht.

Montag. d. 15ten [November]. zu Fuße fort, durch ein wunderschönes Thal nach Altorf, u. endl. bis Flüele, 1/2 St. weiter; letzteres liegt am See. In allen 3 1/2 St. Das Thal hat rechts eine hohe steile Kalchgebirgwand, an welcher das stärckste Echo ist, das ich je gehört. Hinter Steeg liegt ein hoher spitzer Berg, u. von diesen läuft das Thal schnurgerade biß am See, so daß man noch weit im See glaubt, er seye kaum 1 St. davon. In Flüele ein Schiff mit 4 Leuten gemietet, u. auf den 4 Waldstedter See eingeschift. In Altorf ist ein Thurm, an welchen Tells [95] Geschichte gemahlt steht. Auch steht er mit seinen Sohn auf den Brunnen. Der Flecken ist nicht groß, aber hübsch. Vor Flüele trafen wir einen Haufen Bubens an, welche mit Armbrüsten schoßen. Sie baten uns in einer kleinen Rede, ihnen etwas zum verschießen zu geben, welches geschah. Sie schoßen sehr gut. Beständig gut Wetter gehabt, heute mit etwas trüben u. Wind eingeschift. Der See läuft von Anfang in gleicher Richtung mit den Thal, in welchen Altorf liegt, wir wanden uns von den Felß, der am Morgentl. Ufer, durch ein paar Krümmungen, rasch an Tells Platte. Es sind das Fels Platten, welche in das Waßer gehn, oben drauf steht eine Capelle, sehr bunt mit Tells u. etl. Schlachten Geschichten bemahlt. Drunter etl. Stücke von Christl. Mitologie; der Kayser hatte sich hier eingeschrieben. Ich wolte, ich könte die Gegend des Sees beschreiben, es ist die schönste Landschaft, die ich gesehn habe. Um die Capelle stehen Kiefern u. andere Bäume. bey hohen Felßwänden vorbey; der See macht etl. Krümmungen, endl. bey Schnee nach Brunn, ein Schwitzer Städtchen. Einen Boten genommen, u. nach Schwitz gangen, 1 St. weit. Wir ließen fragen, ob die Hedlingerischen Medaillen zu sehen wären; der Land Amtmann dieses Nahmens, der Besitzer, ein Mann u. Vetter der eintzigen Tochter des Künst-

lers, entschuldigte sich, indem ihm ein Oncle gestorben seye, auf längeres Anhalten bestelte er uns endl. auf Morgen früh, nach den Begräbniß. Sehr gut bewirthet.

[96] Dinstag d. 16ten [November]. Aus unsern Fenster, welches gerade auf die Kirche sahe, sahen wir das Begräbniß. danach zum Landamtmann Hedlinger. Er wohnt in den Hause des Künstlers; auf den Thore steht des seel. sein Schwedischer Wahlspruch mit Griechischen Buchstaben, ΛΑΓΟΜ, heiß[t] soviel als rechtschaffen. Sahen die Medaillen, u. andere die er bloß gesamlet hat. Auf allen Thüren im Hause stehn Denckschriften, eine sehr schöne . . . . . [1] eines Mannes steht über einen Hausaltar. Der jetzige Besitzer hat eine große Goldne Medaille mit Goldner Kette, vom König Lud. d. XVI., da er als Schwitzer Gesandter in Paris war, von seinen Canton. Wir gingen wieder zurück nach Brunn, aßen bey einer sehr dicken Wirthin, u. schiften mit 4 Ruderer ein. Schwitz liegt allerliebts, in einen Art von Amphitheater, in den Rücken zwey sehr hohe Spitzen, welche sich durch ihre besondere Form sehr auszeichnen. Nicht weit von der Stadt liegt der Lauertzer See. Die Stadt ist klein aber artig gebaut, eine Art Vorstadt erstreckt sich sehr weit, in derselben sind die besten Häuser. Bey Hedlingern einen verfluchten Hund von einen Capuciner angetroffen. Es hatte starck gefroren, u. war sehr schön Wetter, die Sonne Warm. Es ging fort, längs an der Küste hin, der See wendet sich wieder nach Abend, noch ein Blick vom Berg hinter Steeg, der das Thal [Ende der Handschrift].

[1] unleserliches Wort.

Oskar Walzel

Zeitform im lyrischen Gedicht

Du leistest mir, lieber Freund, immer gern Gesellschaft, wenn ich versuche, die künstlerische Gestalt, die der Dichter seinem Werk gibt, genauer zu bestimmen, als es bisher üblich war. Einen der Wege, die zu solchem Ziel führen, möchte ich auch heute beschreiten. Natürlich nicht bis an sein Ende. Aber die Richtung, die er nehmen kann, soll nach Kräften erschlossen werden. Leicht wäre es, schneller vorwärtszukommen, wenn andere schon Vorstöße in gleicher Richtung versucht hätten. Leider aber kann ich diesmal, wie gern auch ich sonst dem Vorgang anderer mich anschließe, nur sehr wenig von erfolgreicher Vorarbeit berichten.

Du erinnerst Dich, daß ich 1916 in einem Aufsatz „Schicksale des lyrischen Ichs" (Literarisches Echo 18, 593 ff. 676 ff.) die verschiedenen Möglichkeiten zu scheiden suchte, die sich dem lyrischen Gedicht ergeben, je nachdem in ihm ein Ich sich ausspricht oder ein Wir; oder angeredet wird ein Du oder ein Ihr; oder berichtet wird von einem Er oder von einer Mehrzahl. Die Scheidungen, die sich mir ergaben, setzte ich damals in Zusammenhang mit der Dreiteilung, die auf dem Feld der Lyrik in Fr. Th. Vischers „Ästhetik" (§ 889) erbracht wird. Lyrik des Aufschwungs zum Gegenstand, Lyrik reinen Aufgehens des Gegenstandes im Subjekt, Lyrik der beginnenden und wachsenden Ablösung vom Gegenstand heißen die drei Gruppen Vischers. Mir lag daran, nicht bloß ein für allemal feststehende Unterschiede bemerklich zu machen. Ich konnte eine Verschiebung aufdecken, die sich in jüngster Zeit vollzog. Gerade innerhalb der Lyrik reinen Aufgehens des Gegenstandes im Subjekt, innerhalb also der Gruppe, die für Vischer die wahre lyrische Mitte bedeutet, beginnt seit nicht langer Frist das Ich dem Er Raum zu geben. Eine Entichung der reinen Lyrik ist im Gange.

Leite ich heute den methodischen Griff, den ich damals versuchte,

auf seine einfachste Formel zurück, so darf ich sagen: Gewinn für die Erschließung der künstlerischen Form lyrischen Dichtens ergibt sich, wenn Gruppenbildung der Sprachlehre in den Dienst der Ergründung dichterischer Ausdrucksmöglichkeiten tritt. Entscheidende Züge der Wortkunst lassen sich erkennen, wenn in die Schule der Wissenschaft gegangen wird, die sich bisher am emsigsten mit dem Wort beschäftigt und seine Wege am genauesten beobachtet hat. Es ist die Sprachlehre. Ich darf hoffen, daß dieser Formel Karl Voßler zustimme, mag er mir auch Gefolgschaft kündigen, wenn ich der Wortkunst ihre Geheimnisse abzulauschen suche durch Vergleich mit andern, zunächst mit den bildenden Künsten.

Wilhelm Scherer, dem Tag für Tag mehr einfiel als ganzen Altersschichten seiner Fachgenossen während langer Jahre, berührte einmal flüchtig den Sachverhalt, den diese Formel meint, in seiner Poetik (S. 244f.). Als dritter Einteilungsgrund der Arten der Rede erscheint hier die Scheidung, der Redner könne zeitlose allgemeine Betrachtungen anstellen, von Vergangenem reden oder von Gegenwärtigem, könne von Zukünftigem prophezeien, könne wünschen oder auffordern. Scherer bemerkt dazu, diese Kategorien stimmten mit grammatischen Kategorien der Tempus- und Moduslehre überein, ohne mit ihnen identisch zu sein. Immerhin erwog er, wieweit sich in seinen Gruppen der Rede Präteritum und Präsens, Futurum, Optativ, ja Potentialis geltend machen.

Einfacher und unmittelbarer als Scherer und nicht für alle Arten der Rede, sondern bloß für Lyrik frage ich, welche Bedeutung der Unterschied der Zeitformen hat. Die Frage ist so selbstverständlich, daß man sich nur wundern kann, sie nicht längst gestellt zu sehen. Schon dem Gefühl ergibt sich ein beträchtlicher Unterschied: „Willkommen und Abschied" wirkt gewiß auch aus andern Gründen wie ein künstlerischer Gegensatz zu dem Lied, das in Goethes Gedichten darauf folgt, zu „Neue Liebe, neues Leben". Allein sofort fällt auch der Unterschied auf, der durch die Zeitform bedingt ist. Ganz anderes Ethos hat der Eingang „Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde! Es war getan fast eh' gedacht", ganz anderes der Eingang „Herz, mein Herz, was

soll das geben? Was bedränget dich so sehr?" Die Gegenwartform in „Neue Liebe, neues Leben" mag sogar auf manchen noch goethischer wirken als die Vergangenheitform von „Willkommen und Abschied". Wieweit solcher Eindruck berechtigt ist oder nicht, soll hier noch gesagt werden. Allein vorläufig ist eine so schwere Frage noch nicht zu lösen. Ihre Lösung habe ich vorzubereiten. Sie wird mir kaum erleichtert durch die Vorarbeit Richard Maria Werners.

Werners Buch „Lyrik und Lyriker" von 1890 erörtert in einem besondern Abschnitt (S. 509 ff.) die „Zeitform" des lyrischen Gedichts. Es geschieht bei Gelegenheit der erzählenden Darstellung, wie wenn andere Darstellungsform (Werner kennt noch aufklärende, darstellende und beschreibende Darstellung) von vornherein bloß in einer einzigen Zeitform möglich wäre, Betrachtung also der verschiedenen Zeitformen lyrischer Gedichte nichterzählender Art etwas Unnötiges bedeutete.

Ihm gilt Vergangenheitform für das Gegebene im erzählenden lyrischen Gedicht. Aber er muß zugestehen, daß Gegenwartform der erzählenden Darstellung im lyrischen Gedicht sehr häufig ist. Er sucht, was ihm ungewöhnlich erscheint an erzählender Gegenwartform in der Lyrik, zu rechtfertigen durch den Hinweis auf das „sogenannte historische Präsens" in „lebhafterer Prosa". Auch in der historischen Darstellung eines Vergangenen werde oft der Eindruck des Geschehenen so mächtig, als sei es lebendig gegenwärtig, und so springe die Erzählung plötzlich aus dem Präteritum ins Präsens über. Ich möchte Werner nicht zuschreiben, was ihm vielleicht selbst fremd war. Sagt er doch nicht ausdrücklich, daß er alle Gegenwartform erzählender Lyrik für historisches Präsens hält. Doch um Mißverständnisse abzuwehren, hebe ich ausdrücklich hervor, daß Gedichte Heines, die er in diesem Zusammenhang anführt, wie „Der Herbstwind rüttelt die Bäume . . ." oder „Ich steh' auf des Berges Spitze und werde sentimental . . ." oder „Mein Herz, mein Herz ist traurig, doch lustig leuchtet der Mai . . ." mit historischem Präsens nichts zu tun haben. Ein Ich spricht aus, was im Augenblick es erfüllt. Sowenig wie im Drama ein Selbstgespräch, das den Inhalt des Augenblicks ausschöpft, zur Vergangenheitform zu greifen veranlaßt wird, ebenso wenig hat der Lyriker Grund,

solche Aussprache des Ichs in Vergangenheitform vorzutragen. Historisches Präsens verrät auf den ersten Blick, daß es (aus irgendwelcher Ursache) an die Stelle der Vergangenheitform tritt. Es läßt sich unschwer in Vergangenheitform umsetzen. Lyrische und dramatische Selbstgespräche hingegen, die sich der Gegenwartform bedienen, verlören ihren eigentlichen Charakter, wenn sie in Vergangenheitform umgewandelt würden. Der Augenblick, aus dem heraus sie sich äußern, den sie in Worte umsetzen, würde der Vergangenheit zugewiesen. Ich fürchte sehr, der eigentliche menschliche und künstlerische Sinn vieler lyrischer Gedichte mit erzählendem Inhalt wird sofort zerstört und die ganze Frage nach der Bedeutung der Zeitform in der Lyrik in falsches Licht gerückt, wenn das Wort historisches Präsens überhaupt ertönt.

Werner führt auch „Jägers Abendlied" von Goethe an, gesteht zu, daß in diesem Fall Gegenwartform wohlbegründet sei, bemerkt indes, daß das Lied zwischen Erzählung und Schilderung sich bewege.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Man setze diese Verse um in die Vergangenheitform. Dann klingen sie wirklich wie Erzählung. Aber könnten sich ihnen dann die drei übrigen Strophen des Lieds anfügen? Ließen diese Strophen sich überhaupt in Vergangenheitform wandeln, ohne daß der Sinn des Gedichts zerstört würde?

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Dann die Strophe, in der sich Goethe selbst abzeichnet, den Menschen, der die Welt durchstreift voll Unmut und Verdruß. Endlich der Ausklang:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Wird hier überhaupt erzählt? Das Ich des Dichters spricht sein Verhältnis zur Geliebten aus; es verrät, was sie ihm bedeutet. Das geschieht in der Form der Anrede einer Entfernten. Auch der Ausdruck „Scheindialog", der von Werner für das Lied gebraucht wird, scheint mir verfehlt. Denn Dialog setzt Gegenrede voraus. Vielmehr nimmt, wenn schon begriffliche Verdeutlichung versucht werden soll, das Ich die Haltung eines Briefschreibers an. Nur meine man nicht, daß ich in solchen Gedichten tatsächlich Briefe erblicke. Wenn, wie Werner andeutet, Scherer wirklich an sie den Ausdruck „einsame Lyrik" zu wenden pflegte, so traf er mit dem Worte gut einen wesentlichen Zug. Denn Voraussetzung dieses Lieds wie seiner vielen Verwandten ist ein Augenblick der Einsamkeit, in dem das Ich sich an eine Abwesende mit Worten wendet, die ihm der Erlebnisinhalt des einsamen bekenntnisfrohen Augenblicks schenkt. Von Angesicht zu Angesicht könnte es diese Worte kaum finden.

Es ist die Lage, die schon durch die Überschrift bezeichnet wird in Goethes Lied „An die Entfernte". Eine Reihe von Liedern Goethes bewegt sich zwischen den Polen unmittelbarer Anrede der Gegenwärtigen und briefartiger Mitteilung an die Entfernte. Ich möchte nicht tüftelnde Scheidung vornehmen und genau zu bestimmen suchen, welche von Goethes Liedern die Mitte zwischen diesen Gegensätzen wahren und einsames Gefühlsbekenntnis an die Entfernte wie „Jägers Abendlied" darstellen. Nicht ist „Der Abschied" („Laß mein Aug' den Abschied sagen, den mein Mund nicht nehmen kann . . .") aus der Ferne gemeint. Klar bekennt sich „Nähe des Geliebten" durch die Schlußstrophe zu der Art von „Jägers Abendlied":

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

„An Belinden" („Warum ziehst du mich unwiderstehlich . . .") hat dagegen nichts an sich, was unmittelbare Anrede der Anwesenden ausschlösse. Aber das Lied an Lili „Angedenken du verklungner

Freude . . ." wird von Goethe selbst zu Beginn des 19. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" gedeutet als Zuruf aus der Ferne. Er verlegt dessen Entstehung auf den St. Gotthard und will es in dem Augenblick geschaffen haben, in dem er sich entschloß, von dort nicht nach Italien weiterzuwandern. Die Forschung zweifelt an der Richtigkeit dieser Mitteilung Goethes; sie meint, das Lied sei später, sei in Thüringen entstanden. Aber auch dann wäre es immer noch wie „Jägers Abendlied" einsame Ansprache einer Entfernten, Beichte, sich selbst abgelegt, aber mit Worten, die wie zu Lili gesprochen sind.

Solchen Eindruck macht das Lied auch auf den, der von Goethes lebensgeschichtlicher Deutung gar nichts weiß. Ich hebe das ausdrücklich hervor. Denn gern vergißt eine Zeit, die mit unheiliger Hand in der Lebensgeschichte von Dichtern, überhaupt von Künstlern herumsucht, daß ein Kunstwerk und daß auch ein Lied für künstlerische Betrachtung nichts enthält, was nicht aus ihm selbst zu entnehmen ist. Stützt die lebensgeschichtliche Erklärung den Eindruck, den das Gedicht erweckt (wie in dem zuletzt angeführten Fall), dann sei sie willkommen. Aber sie kann dem Gedicht nichts schenken, was es nicht selbst enthält. Der Vierzeiler „Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte . . ." hat — mindestens in der Fassung von Goethes Gedichtsammlung — schon entscheidende Züge an sich, die ihn zu einsamer Lyrik stempeln. Die Überschrift „Vom Berge" unterstützt den Eindruck. Wenn also auch nicht das 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" den Vierzeiler einem Augenblick der Schweizer Reise von 1775 zuwiese, dürfte er neben „Jägers Abendlied" und neben dessen Verwandte gestellt werden. Fehlten ihm diese Züge, so gäbe auch Goethes lebensgeschichtlicher Bericht sie ihm nicht. Daß obendrein selbst Goethe mitunter irrt, wenn er sein Schaffen und sein Leben zu verknüpfen sucht, sollte den Forscher noch strenger an den Wortlaut der Dichtung binden. Und wie wenig wäre mit den Gedichten anderer anzufangen, von deren lebensgeschichtlichen Voraussetzungen wir nichts wissen, wenn wir uns nicht endlich wieder daran gewöhnten, das Kunstwerk aus sich selbst zu erklären.

*

Meist wecken Gedichte, die sich unmittelbar mit ihrer Anrede an die Geliebte wenden, den Eindruck, als seien sie auch bestimmt, ihr vorgesprochen zu werden. Auch bei Goethe. Besonders liebt Günther solche Anredegedichte. „Du daurest mich, du allerliebstes Kind! . . .", „Ach Kind, verschone mich in dir . . .", „Gedenk an mich und sei zufrieden . . .", „Gedenk an mich und meine Liebe . . .", „Hier hast du nun den dritten Schwur . . ." und viele andere Sänge Günthers wählen diese Ausdrucksform. Freilich ist sie so wenig eindeutig in ihren Merkmalen, daß alle diese Gedichte auch wie Briefe gefaßt werden könnten. Wiederum kommt es nicht darauf an, wie solche Gedichte entstanden sind. Sondern nur das eine steht in Frage, ob sie den Eindruck wecken, als werde etwas, das in Einsamkeit niedergeschrieben ist, in schriftlicher Fassung der Angeredeten vorgelegt, oder ob sie geeignet sind, mündlich der Angeredeten vorgetragen zu werden. Die Antike scheint die beiden Möglichkeiten sauberer zu sondern. Horaz scheidet die Epistel von den ihm sehr geläufigen, nicht nur an Mädchen gerichteten Anredegedichten. Die Epistel, in Hexametern abgefaßt, hat bei Horaz ganz anderes Ethos als die unmittelbaren Anredegedichte mit ihren lyrischen Maßen. Auch der Heroide wäre in diesem Zusammenhang zu gedenken als eines reinlichen Gegensatzes zum lyrischen Anredegedicht.

Anredelyrik ist etwas Uraltes. Einsame Lyrik, die sich aus der Ferne an einen Menschen wendet, ihn anspricht, als wäre er da, in solcher Form indes nur Beichte ist, gerichtet ans eigene Herz, und den Gefühlsinhalt eines gegenwärtigen Augenblicks ausschöpft, dürfte vor Goethe nicht oft begegnen. Ist es dem Anredegedicht nur selbstverständlich, in der Gegenwartform sich zu geben, so hat auch einsame Lyrik keinen Anlaß, sich anders auszudrücken. Dagegen liegt ihr nahe, die Entfernung, die zwischen dem Ich und Angeredeter oder Angeredetem besteht, hervorzuheben durch einen Hinweis auf die Lage, auf die Umgebung, in der sich das Ich selbst augenblicklich befindet. Daher kommt der Eingang von „Jägers Abendlied". Er wäre unmöglich in einem Gedicht, das als unmittelbare Anrede gemeint ist. Er wäre begreiflicher in einem briefartigen Gedicht. Verwandt ist der vorletzte

Vers der „Nähe des Geliebten“: „Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.“ Immer wird verraten, wie es da aussieht, wo das Ich selbst, einsam und fern der angeredeten Persönlichkeit, sich aufhält.

Erzählung ist das nicht. Es hätte keinen Anlaß, sich der Vergangenheitform zu bedienen. Es ist weit eher zu vergleichen einer Bühnenanweisung, die verrät, wo und in welcher Lage ein Selbstgespräch gehalten wird. So weit hat Werner recht: es kommt einer Schilderung näher.

Allein ist es überhaupt ersprießlich, schlechthin von Erzählen in der Lyrik zu reden und es dem Schildern entgegenzusetzen? Erzählender Ton kann sich leicht in ein lyrisches Gedicht einschleichen, ohne daß darum von erzählender Lyrik zu sprechen wäre. Das Lied „An Belinden“ ist unmittelbare Ansprache der Geliebten, hat keine Absicht, einen Vorgang mitzuteilen, und gewinnt trotzdem in der zweiten und dritten Strophe den Ton und die Form des Erzählens:

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Goethe meidet das bloße Schildern seines Seelenzustands so ausdrücklich, daß er hier in einem Gegenwartgedicht ungescheut zur Vergangenheitform greift. Er spricht nicht im Perfekt, sondern im Imperfekt. Um so fühlbarer wird der Erzählerton. Er schildert nicht den Zustand von einst wie etwas Abgeschlossenes, sondern läßt ihn als Vorgang der Vergangenheit vor uns erstehen.

Doch das ganze Gedicht hat kein Nacheinander vorzutragen, sondern nur den Gegensatz von einst und jetzt. Es vergegenwärtigt bloß einen einzigen Augenblick, den Augenblick, in dem sich Goethe dieses Gegensatzes bewußt wird. Lyrischen Gedichten, die in solcher Weise den In-

halt eines Augenblicks ausschöpfen und die sich daher folgerichtig der Gegenwartform bedienen, stehen andere lyrische Schöpfungen gegenüber, die ein Nacheinander vortragen.

Nacheinander im Gegensatz zu einem einzigen Augenblick, im Gegensatz aber auch zu einem dauernden Zustand gibt der Lyrik einen eigenen Ton. Nacheinander, also Abfolge in der Zeit, das, was der Handlungsdichtung, der epischen und dramatischen, selbstverständlicher Besitz ist. Die Frage, ob ein solches Nacheinander vorliegt, trifft das Entscheidende besser als die Frage, ob erzählt wird oder nicht. Denn dies Nacheinander kann ebenso in der Form der Erzählung vorgetragen werden, also in der Vergangenheitform, wie in der Gegenwartform, die nichts Erzählerisches an sich hat, also auch kein historisches Präsens ist. Gerade Goethe bezeugt diese Möglichkeit.

Lyrisches, das ein Nacheinander in erzählender Form, also im Imperfekt vorträgt, ist unter Goethes Liedern oft anzutreffen. „Der neue Amadis", „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", „Heidenröslein", „Blinde Kuh" (nur die erste Strophe gibt in einer fragenden Anrede die erzählende Form auf), „Die Spröde", „Die Bekehrte", „Rettung", „Gefunden", „Gleich und Gleich", „Glück und Traum", „Willkommen und Abschied", dann in den wesentlichen Strophen „Bergschloß" gehören hierher. Sie alle greifen, wie man zu sagen neigt, ins Epische hinüber.

Seit Goethe ist diese Gestalt des lyrischen Gedichts sehr geläufig geworden. Sie dürfte vor Goethe nicht oft anzutreffen sein. Das deutsche Volkslied kennt solche erzählende Lyrik, aber manches Volkslied, das mit einem „Ich hörte", „Ich kam", „Ich sah", „Ich stand" anfängt und sich durch den Ich-Eingang schärfer von der Ballade abhebt als Goethes „Heidenröslein", hat kein Nacheinander zu berichten. So wenig wie Walthers Lieder „Ich saz ûf eime steine . . .", „Ich hôrte ein wazzer diezen . . .", „Ich sach mit mînen ougen mann unde wîbe tougen . . .", „Ich lebte wol und âne nît . . .". Der erzählende Eingang darf hier so wenig wie etwa in einem Sonett Petrarkas oder Shakespeares wegtäuschen über die Tatsache, daß die Dichtung, die er eröffnet, keinen Vorgang, kein Nacheinander mitzuteilen hat, also nicht ins Epische hinübergreift.

Noch viel seltener dürfte vor Goethe ein lyrisches Gedicht in Gegenwartform anzutreffen sein, das ein Nacheinander vorträgt.

Ich meine nicht Gedichte von epigrammatischer Gestalt, die mit einer enttäuschenden Pointe ausklingen. „Die Freuden" bieten tatsächlich ein Nacheinander. Nicht ein einziger Augenblick, noch weniger etwas Dauerndes wird vorgestellt. Sondern von Augenblick geht es zu Augenblick; und nur zuletzt kommt, was die Enttäuschung bringt. „Es flattert um die Quelle die wechselnde Libelle," setzt das Gedicht ein. Sie wird abgezeichnet, der Wunsch, sie in der Nähe zu sehen, äußert sich. „Sie schwirrt und schwebet, rastet nie. Doch still, sie setzt sich an die Weiden. Da hab' ich sie! Da hab' ich sie! Und nun betracht' ich sie genau." Jetzt tritt als Abschluß die Enttäuschung ein: „Und seh' ein traurig dunkles Blau —". Belehrend heißt es dann noch: „So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!" Das ist ganz so spielende Rokokokunst zopfigen Anstrichs wie „Selbstbetrug" mit einer Stimmungsbrechung, wie sie nachmals von Heine immer wieder versucht wurde, deren Abkunft von Gellerts Pointenwitz sich hier deutlich bemerkbar macht. Auch hier ergibt sich ein Nacheinander.

Was ich meine, ist an „Sehnsucht" zu erkennen. Jede der fünf Strophen des Lieds bezeichnet einen andern Augenblick. Ein Nacheinander von Augenblicken also ergibt sich. Das Ganze schließt sich zu einem Vorgang zusammen. Gar nicht erzählend setzt das Lied ein. Die erste Strophe ist Ausruf, ist Äußerung eines Wunschs: „Da möcht' ich hinüber, da möcht' ich wohl hin!" Eingeleitet wird sie von der Frage: „Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus?" Das ist ganz goethisch lyrische Aussprache des Augenblicks und seines Gefühlsinhalts. Wenn dann die zweite Strophe beginnt: „Nun wiegt sich der Raben geselliger Flug", so ist es schon weitergegangen zu einem neuen, zu einem andern Augenblick. Wäre es noch möglich, in Vergangenheitform mitzuteilen, was jetzt gesagt wird: „Ich mische mich drunter und folge dem Zug. Und Berg und Gemäuer umflittichen wir: Sie weilet da drunten, ich spähe nach ihr"? Nach der Eingangstrophe, die der Zeit nach zurückliegt, und nach ihrer Zeitform, die doch Gegenwart ist, kann jetzt Vergangenheit nicht mehr erscheinen. Wieder

geht es in der Zeit einen Schritt weiter; die dritte Strophe verkündet das Erscheinen der Geliebten. Die vierte rückt noch weiter vorwärts; einsam wandelt die Geliebte am Bache. In der fünften gelangt der Vorgang an sein Ende: „Auf einmal erschein' ich, ein blinkender Stern." Frage der Geliebten und Antwort schließen das Gedicht ab.

Die Strophen von der zweiten bis zur letzten könnten mit geringen Veränderungen nur dann der Vergangenheitform sich bedienen, wenn nicht die Eingangstrophe da wäre. Das wäre dann ganz so wie in „Willkommen und Abschied" und in verwandten Schöpfungen Goethes. Der Kunstgriff, den hier Goethe wagt, nimmt den letzten vier Strophen den Anschein, bloßes historisches Präsens zu sein. Er will nicht eine vergangene Begebenheit vorführen, sondern ein Werden spielt sich ab. Die einzelnen Augenblicke dieses Werdens lassen sich viel stärker nachfühlen, weil sie nicht als etwas Gewordenes sich geben, sondern wie etwas, das vor unsern Sinnen sich entwickelt. Der Eingang mit seinen Fragen und seinen sehnsuchtsvoll wünschenden Ausrufen ist künstlerische Voraussetzung solcher Gestaltung.

Diese Kunst, das Werden, nicht das Gewordene in Worte umzusetzen, bestätigt feinfühlige Äußerungen Gundolfs über das Neue von Goethes Lyrik. „Man sah im Altertum und in der Renaissance das Gewordene, das Sein: erst Goethe entdeckte als Dichter überall das Werden, die Bewegung, die Entwicklung, nicht als eine Kausalverknüpfung zweier Zustände, als eine ruhende Linie, die zwei feste Punkte verband, sondern als ein wesenhaftes Fließen, als ein ‚Entwirken'." Ich weiß, daß Gundolf mit diesen Worten (S. 100) anderes im Auge hat als die Baukunst von Goethes Lyrik. Er selbst meint das Schwingen, Atmen, Reifen, Welken, als das Goethes Gedichte die Welt geben, dies Drängen, Schwellen, Wirken, Weben, Wehen, Quellen, Fließen, Streben. Er setzt ausdrücklich hinzu, er brauche Lieblingsworte des jungen Goethe, die durch Goethe erst ihre poetische Fülle gewonnen hätten. Wie auch sonst und wie schon in seinem Buch über Shakespeare verrät sich Gundolf an der angeführten Stelle als scharfer Beobachter und feinsinniger Erfühler des Eigentons sprachlichen Ausdrucks. Doch was er von dem sprachlichen Ausdruck sagt, trifft we-

sentlich auch zu für die ganze künstlerische Gestaltung von Goethes lyrischen Sängen.

Schon einmal bezog ich mich auf diese Stelle von Gundolfs Buch über Goethe; schon damals wandte ich an dichterische Baukunst, was er von dichterischer Sprache sagt. Mein Aufsatz über die „Künstlerische Form der deutschen Romantik" (Neophilologus 4, 115 ff.) versucht, zur Deutung von Goethes Formwillen zu verwerten, was Georg Simmel an Rembrandt aufdeckt. Stütze war mir dabei (S. 131 ff.) Gundolfs Äußerung über Goethes Lyrik des Werdens. Ich verdeutlichte, was ich meinte, an dem Lied „Auf dem See".

Mehrfach hatte ich schon Gelegenheit, von diesem Lied zu sprechen. Meine kleine Schrift „Leben, Erleben und Dichten" von 1912 nimmt es (S. 24 ff.) vom Standpunkt seiner wechselnden Rhythmen. Im „Neophilologus" suchte ich noch tiefer in die Kunst seines Aufbaus einzudringen. Seitdem ging, gleichfalls geleitet von Gundolfs Worten über Goethes Lyrik des Werdens, Th. Spoerri in einem Aufsatz vom Wesen des Romantischen (Wissen und Leben 12, 762 ff., besonders S. 773 ff.) der künstlerischen Gestalt des Liedes nach; meine älteren Versuche waren ihm nicht bekannt. Ich freue mich desto mehr aller Übereinstimmung, die zwischen unsern Darlegungen besteht.

Ich möchte nicht wiederholen, was im „Neophilologus" steht. Ich halte „Auf dem See" dort zusammen mit einem Sonett Petrarkas, das sich der Vergangenheitform bedient. Um so fühlbarer wird durch den Vergleich der gegenwärtige bewegte Augenblick, der in Goethes Lied zu Worte gelangt. Noch mehr. Petrarka leiht einem Abgeschlossenen, Erwogenen, Bedachten Ausdruck. Goethe läßt nicht nur ein Werden sich unmittelbar abspielen. Es ist, als ob der erlebte Inhalt, den das Lied erschließt, erst während der Niederschrift entstünde, als ob die Stimmung, die am Schluß des Liedes herrscht, noch nicht von dem Dichter erreicht wäre, wenn er die ersten Verse aufzeichnet. Ja nicht nur der letzte, der dritte Absatz, auch der zweite ist noch Zukunft, wenn das Lied beginnt.

In den drei Absätzen des Lieds folgen aufeinander: in Ausrufform frohes Bekennen des Genusses, den die Natur schenkt; dann spricht

Goethe sich selbst an, bewußt der Trübung, die solchem ungebundenen Genießen durch das Aufsteigen der Erinnerung an einst besessenes Glück ersteht, setzt sich aber sofort durch kräftigen Willensentschluß hinweg über die Störung und ruft aus ein befreiendes „Weg, du Traum! so gold du bist: hier auch Lieb' und Leben ist." Den Abschluß bildet eine Schilderung der umgebenden Landschaft; in vertieftem Sinn offenbart jetzt die Natur ihren Zauber, ein weiter Schritt trennt solches Naturgefühl von der Stimmung des Eingangs. Geistig emporgestiegen ist auf diesem Weg das Ich des Gedichts.

Das Ganze ist ein Vorgang. Aber lange nicht so deutlich wie in „Sehnsucht" macht sich das Vorgangartige bemerklich. Der Vorgang ist fast ganz umgesetzt in den Ausdruck des Inhalts der Gefühle und der Eindrücke, die er erweckt. Nur einmal, im ersten Absatz, wird etwas Vorganghaftes angedeutet: „Die Welle wieget unsern Kahn im Ruder-takt hinauf, und Berge, wolkig himmelan, begegnen unserm Lauf." Die vier Verse allein melden in dem Lied von der Tatsache, die durch die Überschrift angekündigt wird: auf einer Seefahrt ist das ganze Gedicht gedacht. Aber auch sie schließen sich so enge an den vierzeiligen Ausruf des Gedichteingangs an, daß sie nichts oder nur ganz wenig Erzählendes an sich behalten. Alles Vorganghafte verschwindet in den vier Versen des zweiten Absatzes. Zwei Fragen: „Aug', mein Aug', was sinkst du nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder?" Und dann der Ausruf der Ermannung. Der dritte Absatz berichtet nicht den Vorgang, in dem und durch den die Landschaft sich in neuem Licht offenbart. Er nennt nur Bewegungen, die in der Landschaft sich bemerklich machen. Sterne blinken auf der Welle, Nebel trinken die Ferne, Morgenwind umflügelt die Bucht, reifende Frucht spiegelt sich im See. Vorgänge, aber in der Natur, nicht im Beobachter, nicht als Teile des ganzen Vorgangs gefaßt, der im Gedicht sich verrät, nur für das Gefühl, nicht durch das Wort engverknüpft mit der Wandlung, die sich während des Gedichts in dem Ich des Dichters vollzieht.

Diese Wandlung wird in dem ganzen Gedicht niemals als dessen Inhalt ausgesprochen. Sie muß erraten werden aus den vielartigen Spiegelungen, die den einzelnen Augenblicken, die den verschiedenen

Stufen der Gemütsstimmung des Ich erstehen und sich mehr durch kunstvolle Abtönung des Ausdrucks und seiner Mittel als durch ausdrückliche Bezeichnung kenntlich machen. Zu diesen Mitteln der Abtönung zählt besonders der Wechsel im Rhythmus. Über ihn sage ich an den angegebenen Stellen das Nötige.

Wieweit Gundolf recht hat, wenn er sagt, nie vor Goethe seien die geheime Bewegung der Dinge und die Seele des Dichters so untrennbar Sprache geworden, wage ich auch heute nicht zu entscheiden. Allein auch ich vermute, daß vor Goethe keiner einen seelischen Ablauf, ein Nacheinander von Stimmungen, also etwas, das zunächst dem epischen oder dem dramatischen Kunstwerk gehört, gleich kunstvoll von allem Erzählen und von berichtender und erklärender Darlegung entfernt hat. Auch unter Goethes lyrischen Schöpfungen steht „Auf dem See" als höchste Leistung lyrischer Umbiegung eines Vorgangstoffes vereinzelt da. Man halte nur „Willkommen und Abschied" neben das Lied, will man erfassen, wieviel Erzählendes verschwinden mußte, um die wechselnden Augenblicke des Erlebens so unmittelbar zum Ausdruck zu bringen, wie es in dem Lied „Auf dem See" geschieht.

Gegenwartform im Lied mit einem Inhalt zu verknüpfen, der ein Nacheinander in sich birgt, dieses Wagnis wird durch das Lied „Auf dem See" im besten Sinn gerechtfertigt. Von einer Entepisierung des Epischen könnte gesprochen werden, die dem Formwillen der Lyrik dient. Dem Selbstgespräch des Dramas freilich ist solche Lyrik näher benachbart. Allein die lyrischen Monologe Gretchens, die mühelos den Liedern Goethes eingereiht werden könnten, haben mit dem Lied „Auf dem See" wenig gemein, sind vor allem nicht Aneinanderreihung mehrerer Augenblicke des Lebens, haben auch nichts mitzuteilen, was nicht, wenn sie beginnen, schon ins Leben getreten wäre. Was sie an Vorgängen berichten, liegt in der Vergangenheit und wird in der Form der Vergangenheit erzählt: „Die Scherben vor meinem Fenster betaut' ich mit Tränen, ach! . . ." Eher ist mit dem Lied verwandt das Selbstgespräch Fausts am Eingang des zweiten Teils. Zwar die Terzinen rücken in ihrer strengen Gemessenheit diese Schöpfung Goethes weitweg von dem beweglichen Rhythmus des Lieds. Doch auch dies Selbstgespräch be-

gleitet in der Gegenwartform vom Anfang bis zum Ende Augenblicke, die sich einstellen, während Faust spricht. Dagegen nutzt es einen Ton der Betrachtung, der dem Lied „Auf dem See" ganz fremd ist, dessen Fehlen diesem Lied seinen eigentümlichsten Zug schenkt. Was im Lied verschwiegen wird, ist hier ausgesprochen. Es überläßt nicht dem Leser, das seelische Werden aus den vorgetragenen Eindrücken zu erschließen. Es sagt aus, was in Faust sich abspielt. Es deutet; es erhebt sich vom Eindruck zum Gedanken, sogar zu festen Formeln des Weltanschauens.

Impressionismus, der von gedanklicher Verdeutlichung absieht, beherrscht das Lied. Wie Eindruckskunst es liebt, wird nur Eindruck und gesprochenes Wort geboten. Gedankliche Zergliederung ist nicht zugelassen.

Der Abstand zwischen dem Sang „Auf dem See" und andern Gebilden Goethes, die wie „Sehnsucht" den Vorgang im Lauf des Gedichts allmählich ins Leben treten lassen, einen Vorgang also vorführen, der in dem Augenblick des Einsetzens noch in der Zukunft liegt, ist so groß, daß „Auf dem See" nicht mehr als einen zufälligen Fund bedeutete, wenn das Lied nicht noch Verwandteres in dem Umkreis von Goethes lyrischen Dichtungen anträfe. Nächste Nachbarn sind nicht in Goethes „Liedern" zu finden, wohl aber unter den „Vermischten Gedichten" und zwar in Gestaltungen, die der Zeit nach nicht weit abliegen von dem Gedicht aus der Schweizer Reise von 1775. Und abermals sind es Wandergedichte, sind es zugleich Werke einsamer Lyrik.

Ich unterlasse mit Absicht, hier einen der Zeit nach fortschreitenden Entwicklungsweg von Gedichten Goethes und ihrer Gestaltung zu zeichnen. Aber angemerkt sei dennoch, daß der Anstoß, den dem Schaffen Goethes Pindar gab, auch zu ersten Versuchen den Weg eröffnete, einen Erlebnisaugenblick als Gegenwart zu fassen und von ihm zu spätern Augenblicken weiterzuschreiten. Zu einem Vorgang schließen sich die einzelnen Augenblicke auch hier zusammen, ohne daß ein geschlossener Vorgang erzählt würde. Das Epische ist ebenso überwunden wie in „Auf dem See". Verdeutlichung des Vorgangs wird nicht erstrebt. Eindruckskunst waltet, waltet sogar mit solcher Stärke, daß die Ver-

knüpfung der einzelnen Eindrücke dem Leser Schwierigkeiten bereitet, wie sie von dem Schweizer Sang nicht geschaffen werden. „Wanderers Sturmlied", nach Goethes eigenem Wort Halbunsinn, den er leidenschaftlich vor sich hin sang, als ihn ein schreckliches Unwetter unterwegs traf und er ihm entgegengehen mußte, verzichtet mit Willen auf jeden Versuch, die einzelnen Augenblicke, die sich in Worte umsetzen, während Goethe sie erlebt, in einen festeren Zusammenhang zu bringen. Kenntlicher wird in „Schwager Kronos" als das Band, das die einzelnen Augenblicke verknüpft, die Wagenfahrt. Die fliegende Eile, die von dem Schwager Kronos Goethe fordert, läßt Augenblick für Augenblick jäh vorbeihuschen. Fühlbarer noch als in dem Lied „Auf dem See" kennzeichnet sich das rasche Auftauchen eines neuen Erlebnisses. Zumal im vierten Absatz:

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an
Und ein Frischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da. —
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Dann geht es gleich eilig weiter: „Ab denn, rascher hinab!"

Die „Harzreise im Winter" ist in ihren Augenblicksaufnahmen so wenig bedacht auf Entwicklung und Erhellung eines Vorgangs, daß Goethe selbst ihr die nachträgliche Deutung geben mußte. Doch die Eindrücke, die den Sinnen erstehen, lösen sich hier auf in Betrachtung. Viel mehr Anschauung von Gegenständlichem besteht in der „Seefahrt". Stärker ist diesmal die ordnende und aufbauende Hand des Dichters zu spüren. Das Gedicht setzt überdies mit Vergangenheit erzählend ein und geht erst im dritten Absatz über zur Gegenwart, läßt dann freilich wie alle verwandten Dichtungen aus dem Umkreis des Schweizer Lieds neue und immer wieder neue Augenblicke erstehen, schreitet also gleichfalls von einem gegenwärtigen Zeitpunkt in die Zukunft.

Dafür ist ganz Abfolge zwar nicht von äußern, aber von innern Eindrücken, zugleich ein seelisches Werden die Dichtung „Ganymed".

In der künstlerischen Haltung, in dem Verzicht auf alle gedankliche Deutung, in der Neigung, durch Ausrufe den Vorgang erraten zu lassen, vor allem aber in der knappen Vereinfachung, in der Unterdrückung reichen Rankenwerks, das in „Wanderers Sturmlied", in der „Harzreise", aber auch in „Schwager Kronos" zwar den Wünschen eines Stegreifsangs entgegenkommt, zugleich jedoch barockhaft nicht klare und schlichte Umrisse wahrt, ist „Ganymed" dem Lied „Auf dem See" am nächsten verwandt. Freilich drängt sich in „Ganymed" dionysisch taumelnd das Ich wuchtiger vor. Im Schweizer Lied steigt das Ich empor von froher Naturerfülltheit zu einer Spiegelung der Natur, hinter der es zu verschwinden scheint. Nur die Art, in der es jetzt die Natur erfühlt, enthüllt die seelische Vertiefung, die sich in dem Ich inzwischen vollzogen hat.

*

Ein Nacheinander, ein Ablauf, ein Vorgang ist Stoff eines lyrischen Gedichts. Dieses Gedicht wird zugleich in Gegenwartform vorgetragen. Scheinbar ist das ein Widerspruch. Und so empfindet R. M. Werner, der an die hier betrachtete Gruppe von Liedern Goethes nicht denkt, solche Verknüpfung. Tatsächlich ist es eine der wichtigsten künstlerischen Entdeckungen Goethes, einer der kühnsten Vorstöße, durch die er der Lyrik eine ganz neue Bahn eröffnet hat.

Goethisch ist es, dem lyrischen Gedicht, der stofffreisten Dichtungsgattung, den Stoff eines Vorgangs zuzumuten. Goethe hatte mit diesem Schritt so großen Erfolg, daß uns heute Lyrik, die keinen Vorgang zur Unterlage hat, neben seinen Schöpfungen, aber auch neben denen seiner Nachfolger blutlos erscheint. Warum sticht Walthers „Under der linden an der heide . . ." so stark heraus aus seinen Liedern? Doch nicht bloß wegen der Kühnheit des Inhalts, sicherlich vor allem wegen des goethischen Griffs, mit dem hier ein Vorgang dem Lied zugemutet wird. Und die Sonette Dantes oder Petrarkas oder Shakespeares entbehren für das Gefühl vieler etwas Entscheidendes, weil sie des epischen Vorganggehalts, an den uns Goethe gewöhnt hat, fast ganz entraten.

Dem Volkslied — wie schon oben zu erwähnen war — ist es geläufiger und war es längst geläufiger, einen Vorgang zu bringen. Der Ballade kommt das Volkslied dadurch von vornherein näher. Wie schwer die Grenze zwischen reinlyrischem Gedicht mit Vorganginhalt, das auf Ichform verzichtet, und einer Ballade zu ziehen ist, bezeugt Goethes „Heidenröslein", das er selbst seinen Liedern zugesellt hat, während „Das Veilchen", das um nichts epischer ist, unter den Balladen erscheint. Dabei fällt ins Gewicht, daß „Heidenröslein" dem Volkslied aufs nächste verwandt ist.

Goethe fügte das „Heidenröslein" den Liedern ein. Es findet hier Verwandtes in Liedern, die, auch wenn sie von einem Ich und einem Wir und nicht bloß von einem Er oder Es oder einer Sie sprechen, doch auch die Vergangenheitform wahren. Sie sind oben aufgezählt.

Sauberer Scheidung von dem epischen Berichtton der Ballade dient es sicherlich, wenn die Vergangenheit in solcher Lyrik Platz macht der Gegenwart. Ob Goethe mit Bewußtsein diesen Schritt weitergetan hat, um seinem Bedürfnis nach einem Vorganginhalt des lyrischen Gedichts nicht die Reinheit der lyrischen Form zu opfern und um es schärfer von epischer Lyrik, also von der Ballade zu trennen? Die Frage bleibe unbeantwortet. Ihre Beantwortung fiele kaum ins Gewicht neben der Tatsache, daß durch Goethes lyrische Sänge mit Vorganginhalt und in Gegenwartform etwas Neues geschaffen worden ist, das auf dem Wege zu der kunstvollen Höhe des Lieds „Auf dem See" auch noch Mittel fand, den Vorgang zu versinnlichen, ohne ins Erzählen zu verfallen. Die Stegreiftechnik, die in einem Augenblick der Gegenwart einsetzt und von diesem Augenblick in ein Kommendes weitergeht, taugte solchen Absichten ganz vorzüglich.

Das Epische ist auf diesem Wege erfolgreicher einzuschränken als im lyrischen Vorganggedicht von Vergangenheitform. Dafür grenzt diese Art Vorganglyrik näher ans Drama. Nicht etwa, weil auch Drama pragmatische Dichtung ist und den Vorgang einer Handlung vorführt. Denn wenn schon kurze Strecken eines rein epischen Gedichts verraten, daß sie einen Vorgang zum Gegenstand haben, ihre Worte also ähnlich wählen und setzen müssen wie ein lyrisches Gedicht mit Vorgang-

inhalt und in Vergangenheitform, so machen Dramen oft auf langen Strecken sei's im Gespräch, sei's im Selbstgespräch mit keiner Silbe das Vorganghafte des ganzen Werks bemerklich. Schon wenige Verse der Ilias oder des Nibelungenlieds lassen, wenn sie nicht gerade der Rede und Gegenrede dienen, episch berichteten Vorgang erkennen. Lange Versreihen eines Dramas brauchen ganz und gar nichts Vorgangartiges oder gar Handlungsmäßiges zu enthalten.

Nicht also, weil lyrische Gedichte mit Vorganginhalt dem Pragmatischen des Dramas nahekommen, nähern sie sich der Ausdrucksform des Dramas. Sondern nur weil, sobald sie zur Gegenwartform greifen, sie auch — und wär's nur in Ausrufen oder Anrufen — die Sprechart des Dramas nutzen. Noch mehr: Gedichte wie „Schwager Kronos" grenzen ans Mimische. Und wirklich geht Goethes „Wanderer" (wie nahe er den Sängen von der Art des „Schwager Kronos" steht, setzt Gundolf gut auseinander) von der lyrischen Gegenwartdarstellung eines Vorgangs mit ihren Anrufen und Ausrufen weiter zu mimischer Gestalt.

Allein der bloße Vorgang, der in Gegenwartlyrik enthalten ist, macht sie nicht bühnengemäßer. Viele von den Gegenwartgedichten Goethes, die weder einen Augenblick noch mehrere aufeinanderfolgende umfassen und nichts Einmaliges, sondern etwas Dauerndes vorführen, ließen sich mühelos einem Drama, zunächst dem Singspiel einfügen. Diese Lieder gehen gar nicht ab von altem Brauch des Sangs: „Christel", „Der Musensohn", „Der Goldschmiedgesell", „Glück der Entfernung", „Einschränkung", „Eigentum". An der Grenze von Einmaligem und Dauerndem steht, dem Volkslied enge verwandt, „Schäfers Klagelied". „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug" hat zu viel Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Gedichten aus der Umwelt des Lieds „Auf dem See", als daß ich es ohne Bedenken den Gegenwartgedichten anreihen dürfte, die etwas Dauerndes bringen und auf allen Vorgang verzichten.

*

Durch Goethe wurde dem Kunstlied Mitteilung eines Nacheinanders oder auch geradezu eines Vorgangs so selbstverständlich, daß fast die ganze neuere Lyrik, und nicht bloß die deutsche, sich ans Erzählen ge-

wöhnt hat. Darum konnte R. M. Werner zu der Annahme kommen, daß erzählende Darstellung in Vergangenheitform etwas Selbstverständliches für Lyrik sei. Zwecklos wäre es, Beispiele zu nennen. Es fällt schon auf, daß Storm, Verfechter allerstrengster Ansprüche an reine Lyrik, die erzählende Vergangenheitform verhältnismäßig selten verwertet. Andere, die vom deutschen Volkslied kommen, auch Mörike, pflegen sie häufiger. Ebenso Gottfried Keller.

Doch auch Vorganghaftes, Nacheinander in der Zeit, ist, vorgetragen in Gegenwartform, dem lyrischen Gedicht seit Goethe gebräuchlich geworden. Im „Neophilologus" rückte ich unmittelbar neben das Lied „Auf dem See" als etwas Naheverwandtes Tiecks Lied „Wie soll ich die Freude, die Wonne denn tragen? . . ." aus der „Schönen Magelone". Schon dort betonte ich, daß auch dieses Gedicht in Gegenwartform weiterschreitet zur Äußerung von Stimmungen, die noch nicht bestehen, wenn es beginnt. Es hat den Stegreifzug der hier betrachteten lyrischen Dichtungen Goethes. Es geht von Augenblick zu Augenblick so sprunghaft weiter, daß es sich auflösen ließe in eine Reihe von Gedichten. Es ist ärmer an Sinneseindrücken als Goethes „Auf dem See".

Zur Nachfolge dieses Gedichts zählt, einfacher, schlichter, kürzer, minder beweglich, nur auf einen einzigen starken Gegensatz gestellt, Mörikes „In der Frühe":

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Auch das ist stegreifartig ganz aus dem Augenblick gefühlt, richtiger: aus den beiden Augenblicken, zwischen deren Gegensätzen der Vorgang der Ermannung liegt.

Die Form des Stegreifgedichts, das Augenblick an Augenblick reiht und dies Nacheinander nicht als etwas Vergangenes erzählt, hatte natürlich auch das Schicksal, in den Händen von Goethes Nachfolgern mählich zu erstarren. Sogar Heine erhärtet das. Goethe hatte zwar stets ein Nacheinander in der Zeit geboten, aber vor allem es in Eindrücke und innere Erlebnisse aufgelöst. So konnte er das Erzählen eines äußern Vorgangs in Gegenwartform fast ausschalten. Heines „Nacht am Strande", das vierte Gedicht des ersten Zyklus der „Nordsee", erzählt einen Vorgang äußerer Art tatsächlich im historischen Präsens. Vom Stegreifartigen, das in andern Gedichten der „Nordsee" rein herauskommt, ist in der „Nacht am Strande" so gut wie nichts übriggeblieben. Freilich ist sie auch nur ein humoristisch gefärbtes, in Stimmungbrechung ausklingendes und daher absichtlich fast grotesk aufgemachtes Gedicht. Es nähert sich dem parodistischen Ton, mit dem Nr. 53 des „Lyrischen Intermezzos" romantische Sehnsuchtlyrik karikiert. Wie oft hatten die Romantiker Goethe sein „Da droben auf jenem Berge da steh' ich tausendmal . . ." nachgesungen. Heine aber beginnt:

Ich steh' auf des Berges Spitze
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

Werner verdenkt an der Stelle seines Buchs, die ich hier mehrfach zu erwähnen hatte, Heine die Gegenwartform des Eingangs. Er nennt sie gesucht. Gewiß ist sie gesucht, soweit Ironie etwas Gesuchtes an sich hat. Dagegen ist weder von erzählender Darstellung noch von etwas Vorganghaftem in diesem Gedicht die Rede. Ein Anlaß, es in Vergangenheitform zu kleiden, lag gar nicht vor. Ebensowenig kann die Gegenwartform in Nr. 3 der „Heimkehr" befremden: „Mein Herz, mein Herz ist traurig . . .". Denn auch hier ist kein Vorgang zu erzählen, vielmehr wird wie in vielen Gedichten anderer ein Landschaftbild gezeichnet, das enthält, was der Dichter um sich erblickt.

Anders verhält es sich mit Nr. 57 des „Lyrischen Intermezzos". Hier ist wirklich ein Vorgang in Gegenwartform gebracht, ohne daß irgend-

welche Verwandtschaft mit Gedichten der Gruppe um Goethes „Auf dem See" waltet. Werner spricht dem Gedicht Wahrscheinlichkeit ab und zwar im Gegensatz zu Strachwitz' Versen „Mein altes Roß". Eine gewisse Verwandtschaft besteht zwischen beiden Dichtungen. Aber der Grund, aus dem das Gedicht von Strachwitz den Anschein größerer Wahrscheinlichkeit gewinnt, liegt nicht dort, wo ihn Werner sucht. Nicht weil die Gegenwartform bei Strachwitz besseres Recht hat als bei Heine, sondern weil Heine ausdrücklich einen „törichten Traum" vorbringt, Strachwitz Erinnerung an etwas wachruft, das einst gewesen war, jetzt nicht mehr möglich ist, wirkt Heines Gedicht wie etwas Erphantasiertes, Strachwitz' Gedicht wie ein Erlebnis. Da wie dort ersteht einem einsam Sinnenden die Vorstellung, daß er zur Geliebten reite. Aber Strachwitz' Ich taucht hinein in alte Erinnerungen. Sie werden wieder lebendig, sie werden so stark, daß das Ich meinen kann, sie seien immer noch Wirklichkeit. Was Heines Ich sich ausmalt, ist nur Wunsch, ist nie Wirklichkeit gewesen, ist so unwirklich, daß Heine — abermals mit einer enttäuschenden Pointe — es zu einem törichten Traum stempeln kann. Was soll da die Frage nach der größern Wahrscheinlichkeit? Wahrscheinlich aber wie die Möglichkeit, daß Strachwitz' Ich sich so lebhaft in die Vergangenheit versetze, ist auch die Möglichkeit, daß Heines Ich törichten Träumen nachhänge.

Beide Gedichte haben eine gewisse Verwandtschaft mit Goethes einsamer Lyrik. Beide schreiten von einem gegenwärtigen Augenblick in eine Zukunft hinein. Die Augenblicke, die auf den Eingangsaugenblick folgen, bringen allerdings nicht Eindrücke und Stimmungen, sondern traumhafte Bilder. Und diese traumhaften Bilder werden in Gegenwartform vorgetragen, von Heine freilich mehr wie ein Vorgang, von Strachwitz mehr wie eine Reihe von Eindrücken. Soweit es die einsame Lyrik Goethes bezeichnet, daß sie den Vorgang, statt ihn zu erzählen, in Eindrücke auflöst, und zwar vor allem in Eindrücke landschaftlicher Art, ist Strachwitz' Gedicht goethischer Dichtung verwandter. Goethischer als

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;

Die Wendeltreppe stürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr

ist:

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das silberwogende Korn.
Voll blüht der Mohn,
Und mit schläfrigem Ton
Flüstert der Hagedorn.

Goethischer, nicht goethisch. Rhythmus und Tonfall, auch Tonhöhe sind Strachwitz, nicht Goethe.

*

Ich breche hier ab, wohlbewußt, die Frage nur angerührt und auch nicht von ferne erschöpfend beantwortet zu haben. Die Weltliteratur in diesem Zusammenhang zu prüfen, wäre nächste Aufgabe. Ich mußte mich hier mit ein paar Anspielungen auf sie begnügen. Ich fürchte sehr, daß unsere Fachgenossen wenig Lust haben, die schwere Arbeit zu fördern. Ihnen ist noch immer wichtiger, die Zeit zu bestimmen, in denen eine Dichtung Goethes entstanden ist. Die Zeit, die in ihr herrscht und ihr künstlerisch entscheidende Merkmale gibt, darf bei ihnen auf gleichen Anteil nicht rechnen. Leider hat Scherer mit Winken, die nach meinem Weg weisen, weniger Nachfolge gefunden als mit seinen Versuchen, durch innere Kritik die Entstehungszeit von Versen Goethes zu errechnen, mit Versuchen, von denen Minor zu sagen pflegte, daß sie auf Nadelspitzen Gebäude errichten. Bei Dir, lieber Freund, darf ich freilich auf volles Verständnis für meine Absichten hoffen.

Georg Witkowski

Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke

„Vollendet das ewige Werk!" So dürfen nun mit berechtigtem Stolz alle rufen, die am Bau der Weimarer Goethe-Ausgabe leitend und dienend geschaffen haben, keiner so lange und so vielfältig wie Sie, lieber Wahle, von dessen sechs Dezennien der beste Teil dieser Aufgabe geweiht war.

Aber keinem wird es auch mehr als Ihnen bewußt sein, wieviel Jafner und Jasolt an dem stolzen Walhall der Goethe-Philologie zu bessern übriggelassen haben; ja manchmal mag Sie vielleicht, gleich manchen von uns Handlangern, der Zweifel überkommen, ob nicht schon am Horizont der rote Schein der Götterdämmerung zu gewahren sei: das Ende jenes wissenschaftlichen Denkens, dem Methode und Plan dieser monumentalen Leistung entkeimte.

So mag es nicht als Raub zu achten sein, wenn an dieser Stelle von dem Wesen und Wert unserer Klassikerausgaben — das Wort in der heute üblichen, weiteren Bedeutung genommen — einiges gesagt wird.

Weiter als man gemeinhin annimmt, geht die Technik der Herausgabe neuerer deutscher Dichter zurück. Als ihre Grundlage hat das Streben nach Herstellung zuverlässiger, d. h. so gut wie möglich dem Willen des Autors entsprechender Texte zu gelten, als Mittel dazu das Heranziehen und Vergleichen aller erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Fassungen und dort, wo die Verfasserfrage zweifelhaft ist, die Anwendung der Hilfen höherer Kritik. Dilettantisch hat man diese Voraussetzungen schon in den posthumen Drucken der Werke Opitzens, Flemings, Rists, Lohensteins, Gryphius' im 17. Jahrhundert zu erfüllen gesucht; aber mit Bewußtsein angestrebt wurde eine kritische Gewähr der Texte und die Kennzeichnung ihres Werdegangs durch beigefügte Lesarten erst in der Opitz-Ausgabe von Bodmer und Breitinger, deren erster und einziger Band 1745 in Zürich er-

schien. Die Konkurrenz der schlechten, durch Gottsched veranlaßten Trillerschen Ausgabe brachte der besseren das vorzeitige Ende; vergebens hatte Bodmer durch die früheste eingehende Kritik editorischen Verfahrens auf unserem Gebiet den „gemißhandelten" Opitz aus den Fängen Trillers zu befreien gesucht.

Bis in unsere Klassikerzeit hinein fehlte für die Forderungen sorgsam gestalteter und vollständiger Texte der Sinn. Als Lessings Bruder Karl unter Mitwirkung der Freunde Eschenburg und Nicolai seiner Ausgabe der sämtlichen Schriften des Großen auch den Nachlaß, Kollektaneen und Briefe anfügte und so dessen Geistesbild in einer Vollständigkeit darbot wie vorher und lange nachher kein anderes deutsches Unternehmen ähnlicher Art, zürnten die „Xenien" dem lieblosen Bruder, der das modernde Gebein nicht in Frieden ruhen ließe. (Dreißig Jahre später hat freilich Goethe diesen Tadel durch wohlwollende Anerkennung ausgeglichen, s. W. A. 36, 289 f.)

Dieser Tadel widersprach in gewissem Sinne einer zwei Jahre älteren Äußerung Goethes (in seinem Aufsatz „Literarischer Sansculottismus"), die zur Vergleichung der sämtlichen Ausgaben Wielands und zu ihrer Sammlung in den Bibliotheken aufforderte (W. A. 40, 201). Vielleicht waren Goethes Worte angeregt durch die damals gerade beginnende prächtige Göschensche Wieland-Ausgabe. Sie erschien in vier Parallel-Drucken 1794 bis 1802. Der Autor gab ihr, neben dem unerhört prächtigen Drucke, dadurch einen besonderen Nimbus, daß er sie als „Ausgabe von der letzten Hand" bezeichnete. Sicher meinte der damals Sechzigjährige damit nicht die Unmöglichkeit, später noch einmal seine Werke den Lesern darzubieten, sondern er nahm das Bild im Sinne des italienischen „dar la ultima mano", vielleicht nach dem Vorgang Winckelmanns (vgl. das Grimmsche Wörterbuch IV, 2, 353 f.). Dieser Absicht entsprach es auch, daß Wieland (Hempel 38, 660) hier alles vereinigte, was „Belege zu der Geschichte seines Geistes und Herzens" geben konnte, also eine von dem absoluten Wert der einzelnen Stücke unbeeinflußte, geschlossene Reihe seiner Geisteserzeugnisse vorlegte, allerdings ohne neben die neueren Fassungen die ursprünglichen zu stellen.

Ähnlich verhielt sich Goethe als sein eigner Herausgeber, als er für die zweite Cottaische Ausgabe die chronologische Anordnung ausdrücklich ablehnte (W. A. 41, 1, 96—99), jedoch historischer Betrachtungsweise durch die „Summarische Jahresfolge Goethe'scher Schriften" (W. A. 42, 1, 77—87) die Hand bot.

Als er dann die „sämmtlichen Werke" als „vollständige Ausgabe letzter Hand" ankündigte, erläuterte er selbst diese Aufschrift (W. A. 42, 1, 116f.). „Sämmtliche Werke" bedeute die Vereinigung des Inhalts der früheren Gesamtausgaben mit manchem bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedrucktem, sodann alles, was vorerst wert schien, aus den Papieren des Verfassers mitgeteilt zu werden. „Vollständig" wolle sagen, daß teils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, teils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf gesehen worden, des Verfassers Naturell, Bildung, Fortschreiten und vielfaches Versuchen nach allen Seiten hin klar vors Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung geraten würde. „Der Ausdruck letzter Hand jedoch ist vorzüglich vor Mißverständnis zu bewahren. Wo er auch je gebraucht worden, deutet er doch nur darauf hin, daß der Verfasser sein Letztes und Bestes gethan, ohne deßhalb seine Arbeit als vollendet ansehen zu dürfen." Man sieht: Goethe meint durchaus dasselbe wie Wieland, „dar la ultima mano", nicht etwa, wie man in der Regel die Bezeichnung „Ausgabe letzter Hand" auffaßt, letzte eigenhändige Ausgabe.

Darüber hinaus ging auch in den nächstfolgenden Jahrzehnten nirgends die Absicht derer, die von eigenem oder fremdem Schaffen als Herausgeber Kunde gaben, und damit fehlte es noch an jeder Absicht, weitergehende wissenschaftliche Ansprüche zu befriedigen. Zum ersten Male wurden diese zugleich erhoben und erfüllt in Karl Lachmanns neuer Ausgabe von Lessings sämtlichen Schriften (Berlin 1838—1840). Lachmann verwaltete seit 1827 in Berlin das Fach der klassischen und der deutschen Philologie, er hatte daneben auch der Textgestaltung des Neuen Testaments und den römischen Rechtsquellen seine Tätigkeit zugewendet, alles auf Grund der kritischen Methode, der streng historischen Scheidung und Sichtung der Quellen, um auf diesem Wege

die gesamte Textgeschichte bis zu ihren ältesten Grundlagen zurückzuverfolgen und durch die Emendation den ursprünglichen Wortlaut, wo er getrübt war, wiederherzustellen. Nachdem er an mittelhochdeutschen Dichtern die Grundlagen für die Behandlung älterer deutscher Texte gewonnen hatte, übernahm er 1837 die Durchsicht und Herausgabe der sämtlichen Lessing'schen Werke. Zum ersten Male wurde hier das in der klassischen Philologie längst übliche Verfahren angewendet: sämtliche erreichbaren Handschriften und die Originaldrucke, die bei einem neueren Autor diesen gleichzusetzen sind, zu vergleichen, ihre wichtigen Abweichungen zu verzeichnen und einen den letzten Absichten des Autors entsprechenden Text herzustellen.

Wie wenig der Wert solcher Bemühung damals noch anerkannt wurde, zeigt ein Erkenntnis des Königlichen Stadtgerichts in Berlin vom 20. Juli 1841. Auf Grund des Gutachtens des literarischen Sachverständigenvereins wurde der kritischen Leistung Lachmanns der Schutz des Urheberrechts versagt; der Geschädigte protestierte dagegen in seiner Schrift „Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber" (Berlin 1841).

Als Lachmann 1851 gestorben war, sagte Jakob Grimm in seiner akademischen Gedächtnisrede: „Er war zum Herausgeber geboren, seinesgleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen." Bis dahin war in der Tat das große Vorbild der Lachmannschen Lessing-Ausgabe ohne Nachfolge geblieben. Die Verleger unserer großen Dichter, an ihrer Spitze die glücklichen Erben Cottas, dachten nur an das Ausnützen ihres durch Privilegien geschützten Besitzes. Der Unwissenheit und dem Leichtsinn der Druckerei-Korrektoren blieb freier Spielraum, bis ein gewissenhafter und wissenschaftlich gebildeter Mann, der Nürnberger Gymnasialprofessor Joachim Meyer, sich seit 1844 wenigstens der Korrektur der Werke Schillers sorgsamer annahm.

Nur zu berechtigt waren die bitteren Worte, mit denen Jacob Grimm in seiner Rede auf Schiller am 10. November 1859 das Verhalten der Klassiker-Verleger geißelte. Nachdem Grimm das Verlangen nach Bildsäulen Schillers und Goethes ausgesprochen hat, fährt er fort: „Noch ein anderes größeres Denkmal unsern Dichtern zu errichten bleibt in

Herausgabe ihrer Werke, wie bisher sie nicht einmal begonnen, geschweige denn vollbracht ist." Trotzdem für Schiller immerhin mehr geschehen sei als für Goethe, lägen doch auch seine Gedichte noch immer nicht so vor Augen, daß wir ihre Folge und Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschauen, alle ihre Eigentümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äußerer Gestalt uns erfreuen könnten.

Damit sind zugleich die Grundforderungen an jede kritische Ausgabe aufgestellt, und Grimm bezeichnet als das Hindernis, das diese Ausgaben aufhalte, die monopolische Berechtigung und Bevorzugung des dermaligen Verlegers.

Aber als am 10. November 1867 die Klassiker Gemeingut und frei wurden, da war die einzige neue Ausgabe, die einigermaßen das von Grimm Verlangte leistete, ein Unternehmen Cottas, jener große von Goedeke geleitete Schiller von 1867—1876, den die Mitlebenden gern „die Ausgabe der Ausgaben" nannten, bis seine Mängel den Prüfenden zum Bewußtsein gekommen waren.

Bei allen diesen Leistungen, auch der Goedekes, kann man nicht von einer sorgsam durchdachten, mit Heranziehung aller Hilfsmittel angewandten Methode sprechen. Das Beispiel Lachmanns hatte nicht erziehlich gewirkt, und diejenigen, denen es um die Anerkennung der neueren deutschen Literaturgeschichte als wissenschaftlicher Disziplin ernst war, mußten fragen: „Soll denn unsere Literaturgeschichte fort und fort der Tummelplatz eines wüsten Dilettantismus bleiben? Wie lange hat das Studium unserer nationalen Literatur unter der Schmach gelitten, daß sich zu Pflegern desselben Männer aufwarfen, die in keinem anderen Gebiete, auf dem eine hergebrachte wissenschaftliche Zucht herrscht, sich ungestraft hätten zeigen dürfen! Wer wollte es den Meistern unserer klassischen Philologie verargen, wenn sie die Geringschätzung, die solchen Pflegern gebührte, zuweilen auf das Studium selbst übertrugen." Diese Worte schrieb Michael Bernays im Jahre 1871, nachdem er in seiner Schrift „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" die tiefe Verderbnis des Wortlauts und die Mittel zu ihrer Heilung gezeigt hatte.

Die wertvollen Ergebnisse dieser Arbeit kamen Richtung weisend wenigstens ein paar Bänden der Hempelschen Drucke zugute. Was von Bernays über die Einwirkung der Himburgschen Ausgaben auf alle späteren nachgewiesen war, das ließ dem Vertrauen, mit dem bis dahin der Wortlaut Goethes behandelt worden war, keinen Raum mehr, und zugleich kam der Wunsch immer lebhafter zur Geltung, das Werden des Dichters an der Hand der Textgeschichte zu verfolgen.

Da solche Wünsche auch außerhalb der Fachkreise vielfach geäußert wurden, suchte das Bibliographische Institut durch Beigabe von Lesarten den Liebhabern und der Forschung zugleich zu dienen. Allmählich verschwand der unwissenschaftliche Charakter dieser Lesarten. Die Heine-Ausgabe Ernst Elsters, lange Zeit die einzige historisch-kritische, leitete ein neues Stadium gediegener Textbehandlung für die Meyerschen Ausgaben ein. Die neu hergestellten erfreuen sich eines gesäuberten Wortlautes; aber sie sollten den Ballast des Apparats, den die meisten noch immer mitschleppen, ruhig über Bord werfen: für wissenschaftliche Zwecke reicht er meist nicht aus und die anderen Benutzer wissen nichts damit anzufangen.

In diesen Beigaben kommt zum Ausdruck, was den deutschen Klassiker-Ausgaben von jeher zum Nachteil erwuchs: die Zwiespältigkeit der Zwecke. Erst wenn das Daseinsrecht von Abdrücken, die ausschließlich der Wissenschaft dienen sollten, anerkannt war, konnte auch den Forderungen der Wissenschaft genügt werden. Das Hauptverdienst dieses Sieges fiel Wilhelm Scherer zu. Sein Denken war dem der alten Philologen Lachmannscher Observanz kaum mehr verwandt; aber seine wissenschaftlichen Forderungen und die Methoden zu ihrer Erfüllung deckten sich vielfach mit den früheren. In seinem Aufsatz „Die neue Generation" vom Juni 1870 stellte er den Einfluß der Naturwissenschaften auch im Bereich geisteswissenschaftlicher Arbeit fest und verlangte, nach ihrem Vorbilde, als erste und unerläßliche Forderung gewissenhafte Untersuchung des Tatsächlichen.

In bezug auf die Behandlung der Textgeschichte kam das hinaus auf eine Berücksichtigung jeder, auch der unscheinbarsten Variante, gerade wie der Experimentator sorgsam alle, auch die scheinbar neben-

sächlichen Merkmale und Veränderungen seines Objekts zu berücksichtigen hat. Das eigene Urteil über Wert und Unwert einer Lesart wurde im Streben nach vollständiger Aufzeichnung, nach wissenschaftlicher Exaktheit unterdrückt. In den Seminaren schulte man die angehenden Gelehrten zur Andacht zum Kleinen, zu der Goethe-Philologie, deren Name, zuerst verspottet, zum Ehrennamen werden sollte. In dem Aufsatz, der diesen Namen als Titel trug, sagte Scherer 1877: „Die elementaren philologischen Tätigkeiten sind Herausgeben und Erklären. In beiden haben uns die letzten Jahre erheblich gefördert. Nachdem M. Bernays für die Herstellung des echten Wertherextes den Weg gewiesen, ist das Interesse an solchen Untersuchungen stetig gewachsen. Und das Vorbild der historisch-kritischen Schilleredition wird Goethen ohne Zweifel zugute kommen."

Im gleichen Jahre 1877 begann der Herder Suphans, die Reihen der Neudrucke Braunes und Seufferts brachten immer mehr das Prinzip absoluter Genauigkeit in der Wiedergabe der Texte, hier und da auch der abweichenden Fassungen zur Geltung, Lachmanns Lessing erlebte nach der schlechten Erneuerung durch Maltzahn seine dritte Auflage, von Muncker besorgt. Sie konnte Lachmann vorwerfen, er sei in bezug auf die Mitteilung der Varianten auf halbem Wege stehengeblieben, und bot auf Grund erneuter Prüfung des gesamten handschriftlichen und gedruckten Materials den letzten von Lessing selbst festgesetzten Buchstaben und darunter den Variantenapparat, allerdings ohne gleichgültige Unterschiede der Interpunktion oder Orthographie, offenbare Schreibfehler oder unzweifelhafte Druckfehler anzumerken. Die letzteren wurden auch im Text meistens stillschweigend korrigiert, und bei den Bühnenanweisungen verzeichnete Muncker nicht diejenigen geringfügigen Abweichungen der älteren Ausgaben, welche durch das Einschieben oder Ausfallen eines unbetonten e entstanden. Ja sogar der Wechsel von Formen wie „ungefehr" und „ohngefehr" oder „Mädchen" und „Mägdchen" und viele ähnliche wurden nicht verzeichnet (vgl. die Vorrede zum 1. Bande S. VIII ff.). Desgleichen blieben alle unrechtmäßigen Nachdrucke grundsätzlich unbeachtet, ebenso die von Lessing in den Handschriften vorgenommenen Änderungen. Munckers Be-

gründung dieser Maßregel muß hier vollständig angeführt werden: „Sie (die Varianten der Handschriften) gewähren ein anschauliches Bild von der Art, wie Lessing arbeitete, und gestatten namentlich in die Entstehung mehrerer Gedichte und der dramatischen Fragmente einen belehrenden Einblick. Allein wie interessant ihre Kenntnis auch für den fachmännischen Specialforscher sein mag, so mußte ich mir doch die Frage stellen, ob diese ursprünglichen Lesarten des Manuskripts, die der Autor selbst alsbald wieder verwarf, einen Platz in der kritischen Ausgabe verdienten. Diese soll das fertige Kunstwerk darstellen, an dem der Künstler wohl noch vor den Augen des Publicums das eine oder andere nachbessert, das er vielleicht gar noch einmal in eine neue Form umgießt; aber sie soll nicht jeden halb zugehauenen Klumpen aufbewahren, den der prüfende Meister als untauglich wieder bei Seite schob, nicht alle Erzschlacken, von denen er in verborgener Arbeitsstätte nach dem Gusse sein Werk emsig säuberte."

Muncker schmeichelte sich damals (im Oktober 1885) mit der Hoffnung, man werde seine Grundsätze dem modernen Stande der deutschen Philologie entsprechend finden. Methode und Ziel Munckers gleichen denen der klassischen Philologie. Ein zuverlässiger, der begründeten Vorstellung von Sprache, Stil, Geist des Autors entsprechender Text soll hergestellt werden; der Apparat dient nur dem Zwecke, Herkunft und Gewähr der handschriftlichen Überlieferung nachzuweisen und, wo nötig, zu prüfen, die Güte der verschiedenen Lesarten gegeneinander abzuwägen.

Für die vor Erfindung des Buchdrucks entstandenen, zumal die antiken Schriftdenkmäler war ein solches Verfahren das richtige. Die meisten Handschriften sind Jahrhunderte nach der ersten Niederschrift ihres Inhalts entstanden; auch die besten bieten keine unbedingt sichere Gewähr der Zuverlässigkeit; in den meisten Fällen muß mit den Hilfen fein ausgebildeter kritischer Methoden der ursprüngliche Wortlaut erschlossen werden. Alles das trifft auf die Autoren der Neuzeit nicht zu. Die von ihnen selbst veranstalteten und überwachten Drucke lassen, wenige Fälle ausgenommen, keine erheblichen Zweifel an dem beabsichtigten Inhalt aufkommen; Autogramme und Diktate unterstützen

vielfach die Textkritik. Wo die alte Philologie schwere Gewichte zu heben hat, bedarf es für die neuere zumeist nur geringen Kraftaufwands, wenn auch gleichen Verantwortungsgefühls und gleicher Sorgfalt im einzelnen.

Dagegen erwächst aus dem reichen, die Entstehung so vieler Werke aufhellenden Material den Herausgebern neuerer Dichter eine Reihe von großen, für weiter zurückliegende Zeiten unerfüllbaren Aufgaben. Wohl lassen sich auch dort die Schichten der Überlieferung mit Hilfe graphischer, sprachlicher, rhythmischer Kriterien sondern; aber jeder Einblick in die Werkstatt des einzelnen Autors, der Werdevorgang vor der ersten Niederschrift, das Wachsen des einzelnen Werkes und die darin abgespiegelten Entwicklungsstadien der künstlerischen Persönlichkeit bleiben jenseits der tatsächlichen Feststellungen. Und indem die neuere Literaturgeschichte dank solcher Schicksalsgunst zu psychologisch-ästhetischen Ergebnissen weit intimerer Art gelangen kann, muß auch ihre editorische Leistung auf diese Ergebnisse miteingestellt werden.

Davon war nun bei keiner der früheren deutschen Klassikerausgaben, bis zu Munckers Lessing, etwas zu spüren. Wo sie die Handschriften — Vorarbeiten, Entwürfe, verworfene Fassungen, Fragmente — überhaupt berücksichtigten, geschah es nur zu dem Zwecke, für die Schlußredaktion festere Grundlagen zu gewinnen. Mit welchem Mangel an Gefühl für das, worauf es ankam, solche Dinge dargeboten wurden, kann z. B. Goedekes Behandlung der Demetrius-Papiere im Schlußbande seines großen Schillers bezeugen.

Wo der Charakter der Wissenschaftlichkeit und die Verwendung über den Kreis der großen Lesermasse hinaus angestrebt wurde, begnügte man sich mit einer Nachahmung der von der klassischen Philologie befolgten Grundsätze und meinte, in solchem mechanischen Anwenden anderwärts seit langem ausgebildeter Verfahren den Forderungen der Exaktheit und der jede persönliche Willkür ausschließenden Objektivität echter Forschung zugleich zu genügen. Als Ideal schwebte den siebziger und achtziger Jahren jene Einstellung vor, der die Naturwissenschaften ihre alle Welt berauschenden Erfolge zu danken hatten.

So wurde denn auch im Vorbericht zum ersten Bande der Weimarer

Goethe-Ausgabe als Zweck des Apparats bestimmt, „ein objektives Bild der gesammten Überlieferung zu geben". Weiter hieß es: „Den Anforderungen einer gesunden Philologie soll volles Genüge gethan werden, mit thunlichster Rücksicht auf den weiteren Kreis gebildeter Leser", und demgemäß war die Absicht, „belanglose Varianten (Nachlässigkeiten und bloße Schreibfehler in den Manuskripten, besonders den nicht eigenhändigen, Druckfehler, die nicht in die Fortentwicklung des Textes eingegriffen haben und kein an sich mögliches Wortbild ergeben) als unnützen Ballast auszuschließen".

Man weiß, wie mangelnde editorische Technik die Erfüllung dieser verständigen Grundsätze in den ersten Bänden zum Teil versagte, wie späterhin eine Mechanisierung der Textkritik über jedes innere Prinzip triumphierte. Was sich dabei ergab, mag Seufferts Apparat zum „Werther" (neben manchen gleichartigen anderer Mitarbeiter) bezeugen. Das Geleistete verdient gewiß an sich höchste Anerkennung. Aber was ist mit dieser Unmasse von Varianten, abgesehen von der relativen Sicherheit, zu jeder Stelle sie alle beieinander zu haben, erreicht? Nicht einmal die äußere Textgeschichte läßt sich an der Hand dieser unübersichtlichen Aufzählung verfolgen; wer etwa irgendwelchen syntaktischen Untersuchungen oder den feineren Stilwandlungen nachgehen will, wird doch die Originaldrucke zur Hand nehmen müssen, und vollends im Bereich der eigentlichen Schaffensvorgänge des Dichters versagt solch ein Hilfsmittel ganz, weil die Menge des dafür Gleichgültigen die Kraft auch des aufmerksamsten Lesers erlahmen läßt.

Solch ein Apparat bedeutet meines Erachtens nichts als eine unbedingt notwendige Vorarbeit des Herausgebers. Aber nachdem er sie vollbracht hat, beginnt erst die eigentliche höhere Aufgabe, die nicht durch die noch so lückenlose Zusammenstellung der Lesarten zu lösen ist. Mit genauester Kenntnis des Sprachgebrauchs, der Satzrhythmik, der gesamten Künstlerindividualität seines Autors hat er als dessen Testamentsvollstrecker nicht den Wortlaut, sondern den Sinn der letztwilligen Verfügungen zu geben, also schon im Texte alle erkennbaren Fehler zu beseitigen. Wenn auch alle Drucke des „Benvenuto Cellini" die Form „Massene" lesen (W. A. 44, 65, 1), so heißt es doch sich

gegen alle vernünftige Erwägung gewaltsam abschließen, wenn man nicht den richtigen Namen „Massone" aus dem italienischen Text einsetzt. Und vollends unverständlich erscheint die Konservierung offensichtlicher Hörfehler des Schreibers, die mit Sicherheit verbessert werden können, wie in dem gleichen Werk (W. A. 44, 76, 28) das sinnlose „Römer" statt „Männer" (ital. uomini) und (W. A. 44, 227, 15) „gethan" statt „gesagt" (ital. detto).

Hypertrophie der Pietät und Atrophie des Selbstvertrauens scheinen mir die Kennzeichen der neueren deutschen Klassikerausgaben zu sein, und ein großer Teil davon läßt sich auf das Vorbild des Weimarer Goethe zurückführen, der mit Recht als Höchstleistung gewertet, aber mit Unrecht auch jetzt noch in seiner Technik zum Muster genommen wird.

Was das Bedürfnis der Gegenwart fordert, wie neben und über den philologischen bisher angewandten Methoden neue sich ausbilden müssen, die den besonderen Interessen der neueren Literaturforschung dienstbar werden, wie auch in Anordnung, Einleitungen und Kommentaren das alte Schema durch ein von Fall zu Fall wechselndes, die verschiedensten Tonarten anschlagendes Verfahren zu ersetzen wäre — das alles möchte ich gern an der Hand neuester Leistungen erörtern; aber die Stunde, der diese Worte gelten, naht heran, und der Glückwunsch, dessen Träger sie sein sollen, käme post festum, würden sie noch länger dem ungeduldig mahnenden Hecker vorenthalten. Was ich Ihnen, lieber Wahle, jetzt schuldig bleibe, soll ein Pfand bedeuten, das ich, wenn nicht früher, zu Ihrem Siebzigsten einlösen will.

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar

LIBRARY
SEP
1982
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 09 22 11 014 4